



Edda Ziegler

VERBOTEN VERFEMT VERTRIEBEN



Schriftstellerinnen
im Widerstand
gegen den
Nationalsozialismus



dtv

Anfang des 20. Jahrhunderts begannen deutschsprachige Autorinnen die literarische Szene zu erobern. Doch unter der Herrschaft der Nationalsozialisten wurde ihr Werk verboten, die Schriftstellerinnen wurden vertrieben – wegen ihrer politischen Überzeugung, ihrer Art zu schreiben oder, weil sie Jüdinnen waren.

In ausgewählten Porträts gibt Edda Ziegler einen Überblick über die Schicksale der Autorinnen und ihrer Bücher. Sie berichtet von den Wegen der Schriftstellerinnen ins Exil, ihrem Leben, Schreiben und Publizieren in fremden Ländern und Sprachen und vom schwierigen Verhältnis zur alten Heimat.

Deutscher
Taschenbuch
Verlag
www.dtv.de



Die Literaturpolitik der Nationalsozialisten setzte den Karrieren vieler deutschsprachiger Schriftstellerinnen ein jähes Ende. Sie wurden verfolgt, ihre Werke standen auf «Schwarzen Listen» wegen ihrer jüdischen Wurzeln, ihrer politischen Überzeugung, ihrer Art zu schreiben oder ihrem Frauenbild. Für viele Autorinnen begann damit ein Kampf – sowohl um die literarische Existenz als auch um das nackte Überleben.

In diesem umfassenden Werk berichtet Edda Ziegler von den Wegen der Schriftstellerinnen ins Exil, von ihrem Leben, Schreiben und Publizieren in fremden Ländern oder im fremd gewordenen eigenen Land. Zahlreiche Porträts, unter anderem zu Mascha Kaléko, Anna Seghers, Hilde Domin und Else Lasker-Schüler, beleuchten die Schicksale der Literatinnen und ihrer Bücher und zeigen deren schwieriges Verhältnis zur alten und neuen Heimat.

Edda Ziegler ist Dozentin für Neuere Deutsche Literatur und Buchwissenschaft, Autorin literaturwissenschaftlicher Sachbücher und Publizistin. Bis 2006 lehrte sie am Institut für Deutsche Philologie der Universität München und leitete das Projekt MANUSKRIPITUM (Münchener Kurse für Kreatives Schreiben). Sie lebt und arbeitet in München.

*Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de*

Revidierte und erweiterte Neuauflage 2010
© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfotos: Deutsches Literaturarchiv
Marbach (Mascha Kaléko, oben links) und ullstein bild (von oben
nach unten: Anna Seghers, Else Lasker-Schüler, Marieluise Fleisser)
Gesetzt aus der Garamond 10/12,5
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany • ISBN 978-3-423-34611-5

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG

ERSTES KAPITEL: Asphaltliteratur-weiblich Der literarische Markt

vor 1933 15

Von Berlin nach Hollywood: Vicki Baum 28

Die paar leuchtenden Jahre: Mascha Kaléko 38

Zwischen Anpassung und Widerstand: Irmgard Keun 49

ZWEITES KAPITEL: Sie haben meine Seele verbrannt Schrift-

stellerinnen in der Bücherverbrennung 65

Dankbar und unglücklich: Annette Kolb 71

Turbulente Einsamkeit: Erika Mann 84

Das Wort der Stummen: Gertrud Kolmar 97

DRITTES KAPITEL: Und draussen weht ein fremder Wind

Wege ins Exil 101

Desillusioniert im Hebräerland: Else Lasker-Schüler 143

Der Weg zur Grenze: Grete Weil 150

Magd und Knecht: Veza Canetti 153

The Runaway Countess: Hermynia Zur Mühlen 158

VIERTES KAPITEL: Man hatte ja eine Frau Alltag im Exil 163

Und was für ein Leben: Gina Kaus 181

Vom Sonnenkind zur Dirty Refugee: Hertha Nathorff ... 190

Abhängigkeiten: Die literarische Firma Brecht & Co 198

FÜNFTES KAPITEL: Mutterland Wort

Schreiben im Exil und vom Exil	215
Gewöhnliches und gefährliches Leben: Anna Seghers	246
Ich leer' mein schweres Herz euch aus: Schriftstellerinnen im Internierungslager Gurs.....	267
Im O-Ton gefangen: Nelly Sachs	285

SECHSTES KAPITEL: Rückzug noch innen

Autorinnen der Inneren Emigration	291
Im Inneren Widerstand: Ricarda Huch	298
Der Weg zurück nach Ingolstadt: Marieluise Fleisser	303

SIEBTES KAPITEL: Entfremdet

Exil und Rückkehr nach 1945	311
Die zweite Geburt: Hilde Domin	318
Mutterland Wort: Rose Ausländer	325

AUSBLICK: Verboten – verfemt-vertrieben: vergessen?

ANHANG

Anmerkungen	339
Verzeichnis der verwendeten Literatur	345
Rechtehinweise	353
Namensregister	357
Dank	363

EINLEITUNG

«Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.» Diese Sentenz aus Heines Tragödie *Almansor* (1821) wird im Zusammenhang mit den Bücherverbrennungen der Nazis gern und oft zitiert. Heine legt die Worte Hassan, dem Diener seines maurischen Titelhelden, in den Mund. Es ist eine vielschichtige historische Anspielung: auf die Verbrennung des Korans um 1'500 während der Eroberung Granadas durch christliche Ritter, auf Luthers Verbrennung der päpstlichen Bannandrohungsbulle 1'520 in Wittenberg, aber auch auf die Bücherverbrennung durch die Burschenschaften beim Wartburgfest von 1817. Diese Ereignisse haben eines gemeinsam: die Bücherverbrennung als religiös oder ideologisch motiviertes Fanal.

Bekanntlich beliessen es die christlichen Eiferer seinerzeit nicht bei der Verbrennung des Korans. Etwa einhundert Jahre später folgten die religiös begründeten Hexenverbrennungen. Drei Viertel der dabei ermordeten Menschen waren Frauen, vorwiegend ältere und sozial benachteiligte. Und rund ein Jahrhundert nach Heine wird seine Prophezeiung mit den Bücher- und Menschenverbrennungen durch die Nationalsozialisten erneut Realität.

Von der politisch-ideologischen Ausgrenzung und Verfolgung von Frauen handelt auch dieses Buch. Es nimmt gezielt die deutschsprachigen Schriftstellerinnen in den Blick, die wegen ihrer Herkunft und ihrer politischen Überzeugung von den Nazis verfeimt und vertrieben, deren Werke verboten wurden. Es handelt von Autorinnen, die das Deutsche Reich verliessen und ins Exil gingen, wie von denen, die, obwohl regimekritisch, im Lande blie-

ben und damit zum Rückzug gezwungen wurden, von seinerzeit literarisch etablierten wie von unbekanntem; von professionellen Schreiberinnen wie von Gelegenheitsautorinnen; von solchen, die im Exil literarisch erfolgreich waren, wie von denen, die dort erst zu schreiben begannen oder – was häufiger geschah – ganz verstummten, weil ihre Karriere an den gesellschaftlichen Verhältnissen zerbrochen war.

Dass am Anfang des Buches das Zitat eines männlichen Autors steht, verwundert nicht angesichts der lückenhaften Tradition weiblichen Schreibens, die erst Ende des 18. Jahrhunderts, mit dem Aufstieg des Bürgertums, einsetzte. Das Selbstverständnis der Schriftstellerinnen blieb lange fragil, aufgrund mangelnder Vorbilder und aufgrund eines Frauenbildes, das diese noch immer auf Haus, Hof und Herd beschränkte und weder Berufstätigkeit noch künstlerische Originalität und öffentliche Präsenz für sie vorsah. Erst um 1900 konnten sich Schriftstellerinnen in der Literaturszene etablieren – wenn auch nur für kurze Zeit. Denn die Bücherverbrennungen vom Mai 1933 wurden zum Signal, auch für das abrupte Ende der noch jungen weiblichen Moderne.

Das nationalsozialistische Weltbild reduzierte Frauen erneut auf die klassische Rolle der Hausfrau, Gebärerin und Mutter. Dichterinnen waren darin in aller Regel nicht vorgesehen. Ihre Werke wurden bei der Bücherverbrennung nicht zerstört, ja bezeichnenderweise nicht einmal genannt. Verboten aber wurden sie in den darauffolgenden Jahren. Das belegen die ‚Listen des schädlichen und unerwünschten Schrifttums‘, die ab 1936 im Umlauf waren. Und auch das Schicksal der persönlichen Vertreibung und der Auslöschung aus der offiziellen Literaturgeschichtsschreibung hatten Schriftstellerinnen ebenso zu erleiden wie ihre männlichen Kollegen.

«Was wiegt der Anteil der Frau (...)?», fragt Anna Seghers in ihrem Aufsatz über *Frauen und Kinder in der Emigration*.¹ Ihre Antwort bleibt relativ konventionell und lässt das Problem offen.

offen. Die Frage, ob und inwieweit für Frauen eine geschlechtsspezifisch definier- und beschreibbare Situation auszumachen ist, ist naheliegend, aber schwer zu beantworten. Die Grundvoraussetzungen der rassischen und politischen Verfolgung gelten für beide Geschlechter. Gleich waren die Wege von Frauen und Männern ins Exil und die politischen und gesetzlichen Bedingungen, unter denen sie in den Gastländern lebten.

Dennoch lassen sich geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen, in der Haltung, die Schriftstellerinnen zu Verbot, Verfemung und Verfolgung einnahmen, in ihrer Reaktion auf die radikal veränderten Bedingungen ihres Lebens, Schreibens, Publizierens und den Konsequenzen, die sie daraus zogen. Auch das zeigt dieses Buch.

Die Geschichte der Frauen (und der Frauenliteratur) im Exil ist noch zu schreiben.² Diese Feststellung der Exilforscherin Eva Maria Siegel von 1993 gilt nach wie vor – auch wenn das Forschungsdefizit gerade in den letzten Jahren durch umfassende, meist biografisch orientierte Grundlagenarbeiten erheblich reduziert worden ist.³ Doch die meisten Schriftstellerinnen stehen auch heute noch im Schatten der berühmten männlichen Kollegen aus jener Autorengeneration, die seinerzeit das ‚bessere Deutschland‘ verkörperte, damit auf dem internationalen Buchmarkt erfolgreich war und in die Literaturgeschichte einging – all das, was ihren Kolleginnen nur in Ausnahmefällen gelang.

Die öffentliche Missachtung der Schriftstellerinnen in der Emigration hat Tradition. Unter den Mitgliedern des deutschen PEN-Clubs im Exil mit Sitz in London waren die Frauen seinerzeit mit nur 8,1 Prozent vertreten: Das waren acht Autorinnen. Dies sagt wenig über ihre reale schriftstellerische Existenz und Produktivität aus, viel jedoch darüber, wo sie in der Wahrnehmung und Wertschätzung der Kollegen angesiedelt waren. Denn die Mitgliedschaft im PEN erwirbt man nicht durch Eigeninitiative. Man wird vielmehr vorgeschlagen und gewählt. Frauen wa-

ren in den Standesorganisationen der Schriftsteller ebenso unterrepräsentiert wie in allen traditionell männlich strukturierten grossen Organisationen und politischen Parteien der damaligen Zeit.

Was es im Exil bedeutete, eine Frau zu sein, diese Frage wurde in der Forschung erst spät gestellt.⁴ Nicht nur die Lebenswege der Schriftstellerinnen sind im Dunkeln geblieben, auch ihre Werke wurden lange Zeit randständig behandelt und werden es teilweise bis heute – wenige literarische Leitfiguren wie Anna Seghers, Else Lasker-Schüler, Irmgard Keun oder Nelly Sachs ausgenommen.

Geändert hat sich das erst nach und nach: mit den Nachwirkungen der Studentenbewegung von 1968 und den Fragen nach den Biografien der Väter, was die Mütter, zeitlich verzögert, mit einschloss. Auch das ab den Siebzigerjahren wachsende Interesse an Sozial- und Alltagsgeschichte hat das seine dazu beigetragen; und nicht zuletzt das Plädoyer der Neuen Frauenbewegung gegen die vermeintliche ‚Geschichtslosigkeit der Frauen‘.

Dieses Buch will einen Überblick geben über die Schicksale der im Nationalsozialismus verfolgten Autorinnen, ihr Schreiben und ihr Werk. Die sieben Kapitel setzen, chronologisch geordnet, mit einem Vorspiel ein: dem Aufbruch der Schriftstellerinnen in der literarischen Moderne der Zwanzigerjahre, der Geburtsstunde der von den Nazis bald diffamierten ‚Asphaltliteratur‘. Die anschliessenden Kapitel handeln von der spezifischen Situation der Autorinnen in der literaturpolitischen Ausgrenzung durch die Nazis, verfolgen ihre Wege in die Emigration, schildern den weiblichen Alltag im Exil, vor allem das Schreiben im Exil und vom Exil. Ein Exkurs befasst sich mit der sogenannten Inneren Emigration, einer Form latenten, meist konservativ begründeten Widerstands; ein Nachspiel reflektiert die Haltung zur Rückkehr in die alte Heimat nach 1945. Jedes Kapitel wird ergänzt und veranschaulicht durch Porträts der Autorinnen, deren Vita und Werk

das jeweilige Thema repräsentieren. Sie zeigen, dass sich die Schicksale der Schriftstellerinnen und ihrer Bücher – trotz gleicher politischer Ausgangsbedingungen – von denen der männlichen Kollegen ganz wesentlich unterscheiden.

Die hier vorgestellten Autorinnen stammen aus verschiedenen Generationen. Die ältesten gehören zur Gruppe der zwischen 1860 und 1870 Geborenen. Sie standen bei Hitlers Machtübernahme auf dem Höhepunkt ihres literarischen Ruhmes oder hatten ihn sogar schon überschritten, wie z.B. Ricarda Huch, geb. 1864, Else Lasker-Schüler, geb. 1869, und Annette Kolb, geb. 1870. Das Hauptaugenmerk gilt jenen Autorinnen, deren literarischer Aufstieg mit dem künstlerischen Aufbruch der Zwanzigerjahre zusammenfiel und deren Karrieren durch die Nazizeit unmittelbar unterbrochen wurden. Dazu gehört Anna Seghers ebenso wie die Repräsentantinnen der ‚Asphaltliteratur‘ Vicki Baum, Mascha Kaléko, Gina Kaus und Irmgard Keun, die Dramatikerin Marieluise Fleisser, die Publizistinnen Erika Mann und Hilde Spiel; ausserdem Autorinnen, deren literarische Anfänge im Dritten Reich ganz untergingen und die erst mehr als eine Generation später öffentlich wahrgenommen wurden, wie Veza Canetti und Gertrud Kolmar. Eine letzte Gruppe schliesslich umfasst Autorinnen, die erst nach dem Ende der NS-Zeit, aus den Erfahrungen mit Verbot und Vertreibung, zu schreiben anfangen, wie Rose Ausländer, Hilde Domin, Nelly Sachs und Grete Weil.

Die meisten der hier repräsentierten Autorinnen lebten ursprünglich – prototypisch für die literarische Kultur ihrer Zeit – in Berlin und Wien, den Hauptstädten des Deutschen Reiches, der Weimarer Republik und der Habsburger Monarchie. Viele von ihnen waren jüdischer Herkunft; einige kamen direkt aus den Zentren ostjüdischen Lebens, wie der Bukowina (Czernowitz). Die jüngeren entstammten häufig dem assimilierten jüdischen Bürgertum, das die deutsche Kunst und Kultur seit der Jahrhundertwende prägte. Dieses Bürgertum strebte – gegen die tradierten jüdischen

Geschlechterbilder – für seine Töchter ebenso wie für die Söhne Integration durch Bildung an. Dem entsprachen der gesteigerte Aufstiegs- und Leistungswille dieser jungen Frauen und ihr Wunsch, die ihre individuelle Entfaltung hemmenden überkommenen Verhältnisse hinter sich zu lassen. Damit standen die Autorinnen unter ihnen in der Tradition der Jüdinnen der Zeit nach den napoleonischen Reformen. Diese Jüdinnen hatten damit angefangen, ihre Integration in die bürgerliche Gesellschaft durch das Medium Literatur, durch rege Briefwechsel und mehr noch durch die Kultur ihrer Salons aktiv voranzubringen.

Relativ wenige der Schriftstellerinnen waren oder wurden politisch aktiv, wie z.B. Anna Seghers, Erika Mann, Hilde Spiel, Gabriele Tergit und Hermynia Zur Mühlen.

Die von den Autorinnen bevorzugten Gattungen, Genres und Schreibweisen waren breit gefächert; sie nutzten die Möglichkeiten, die der sich weitende literarische Markt der Zwanzigerjahre gerade den Frauen bot. Das tradierte Spektrum wurde um innovativ-unkonventionelle Textsorten und Medien erweitert. In der Prosa entwickelte sich neben dem konventionellen historischen Roman der auf ein speziell weibliches Lesepublikum zugeschnittene Unterhaltungsroman mit seinen Starautorinnen, wie Vicki Baum und Irmgard Keun; zur konventionellen Naturlyrik kam das neue Genre der Grossstadtlyrik mit seiner Meisterin Mascha Kaléko. Medial verbreitet wurde diese neue Literatur über das Buch hinaus im Fortsetzungsroman in Zeitung und Zeitschrift, durch neue Formen des Theaters, wie Marieluise Fleisser sie nutzte, im politischen Kabarett einer Erika Mann und – nicht zuletzt – im Film.

Erfolg hatte die Schriftstellerin der Moderne – das ist aus der Frauen-Literaturgeschichte bekannt – besonders mit zwei Gattungen: dem modernen Unterhaltungsroman und der Lyrik. Ersterer wurde aus kommerziellen Gründen gezielt für die ‚Neue Frau‘ – sei sie nun Leserin oder Autorin – kreiert; Letztere galt als stark

gefühlsbetontes Medium der ‚inneren Stimme‘ mit relativ geringer Nachfrage und entsprechend wenig Anspruch auf kommerziellen Erfolg.

Autorinnen der älteren Generation wie Annette Kolb und Ricarda Huch pflegten eher tradierte Genres wie den historischen Roman. Neu in der Szene war der Erfolg von Theaterautorinnen wie Marieluise Fleisser und Christa Winsloe sowie Publizistinnen wie Erika Mann und Hilde Spiel. Sie profitierten oft von ihren persönlichen Kontakten zu männlichen Szenegrößen, so etwa Fleisser von der Verbindung zu Brecht, Erika Mann von ihrer berühmten Familie, Hilde Spiel von ihrem Mann, dem bekannten Publizisten Peter de Mendelssohn.

Nach dem Ende des Dritten Reichs kehrten – anders als bei den männlichen Kollegen – nur weniger als 50 Prozent der Autorinnen nach Deutschland zurück. Dieser Befund stützt die These, dass Frauen in den Gastländern überdurchschnittlich gut integriert waren und dort tragfähige neue Lebensentwürfe entwickelt hatten. Im Ausland blieben diejenigen, die dort literarisch erfolgreich waren oder ganz neue Berufswege eingeschlagen hatten. Andere blieben neuer familiärer Bindungen wegen oder – nicht zuletzt – wegen ihrer anhaltenden politischen Distanz zum Nachkriegsdeutschland.

Allerdings kehrten Schriftstellerinnen – unabhängig von Alter und literarischem Erfolg – häufiger zurück als andere Emigrantinnen, denn sie waren der sprachlichen Inspiration und der Publikationsmöglichkeiten wegen auf ihr «Mutterland Wort»⁵ angewiesen.

Erläuterungsbedürftig erscheinen die Begriffe Exil und Emigration. Mit ‚Deutscher Emigration‘ meint die Forschung generell die Menschen, die Deutschland zwischen Hitlers Machtübernahme und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs verlassen haben. Wobei zwischen ‚rassischen‘ und politischen Flüchtlingen unterschieden wird. Bei Künstlern und Intellektuellen überschneidet sich oft beides.

Der Begriff Exilliteratur wird hier so verwendet, wie es unter den Zeitgenossen üblich war, nämlich ohne strikte Trennung zwischen Exil und Emigration. Der Begriff steht für jegliche Literatur, die in der Emigration entstanden ist und das Exil im weitesten Sinn zum Thema hat. Zu bedenken bleibt, was Brecht in den *Svendborger Gedichten* – im Hinblick auf die spätere Begriffsdefinition – hellsichtig angemerkt hat:

Über die Bezeichnung Emigranten

Immer fand ich den Namen falsch, den man uns gab:
Emigranten.

Das heisst doch Auswanderer. Aber wir
Wanderten doch nicht aus, nach freiem Entschluss
Wählend ein anderes Land. Wanderten wir doch auch nicht
Ein in ein Land, dort zu bleiben, womöglich für immer.
Sondern wir flohen. Vertriebene sind wir, Verbannte.
Und kein Heim, ein Exil soll das Land sein, das uns aufnahm.
Unruhig sitzen wir so, möglichst nahe den Grenzen
Wartend des Tags der Rückkehr (...) ⁶

ERSTES KAPITEL

Asphaltliteratur – weiblich

Der literarische Markt vor 1933

„Asphaltliteratur“ – mit diesem Schlagwort werteten die Nationalsozialisten die Literatur der literarischen Moderne ab und stellten sie in Gegensatz zu ihrem eigenen ästhetischen Ideal, der national und völkisch orientierten Heimatkunst. Und als „Asphaltliteratur“ wurden auch die Werke vieler in diesem Buch versammelter Schriftstellerinnen verboten und verfemt.

Das Schlagwort bot Vorwand und pseudoliterarische Begründung für „rassische“ wie politische Verfolgung und umfasste auch eine grosse Spannweite weiblichen Schreibens: von den Unterhaltungsromanen einer Vicki Baum oder Irmgard Keun, die ein neues weibliches Weltbild transportieren, bis zu den sozialistischen Botschaften einer Anna Seghers; von den weltfernen Gedichten der Else Lasker-Schüler bis zu den alltagsbezogenen ironischen Versen der Mascha Kaléko; von den in der literarischen Tradition verwurzelten Romanen Annette Kolbs bis zum gesellschaftskritischen Kabarett der Erika Mann.

1919, mit Beginn der Weimarer Republik, hatte die Frauenbewegung – rein formalrechtlich gesehen – einige ihrer wichtigsten Ziele erreicht. Die Frauen hatten endlich das Wahlrecht, Mädchen waren zu Abitur und Studium zugelassen und konnten berufstätig sein – wichtige Voraussetzungen und Signale für den Anbruch einer neuen Zeit.

Die Schriftstellerinnen jedoch erlebten die «Weltwende» nicht als Aufbruch, sondern als Zwiespalt «zwischen Tradition und Moderne». ⁷ Erst in den Zwanzigerjahren trat an die Stelle dieser inneren Ambivalenz – auch literarisch – das Bild der „Neuen

Frau'. Sie ist jung, attraktiv, trägt Bubikopf und kurzen Rock und lebt – berufstätig, finanziell unabhängig, selbstständig und oft unverheiratet – in der Grossstadt. Es ist ein Typus, den die erfolgreichen Autorinnen tendenziell auch selbst verkörperten; seien es Erika Mann, Irmgard Keun, Mascha Kaléko oder Vicki Baum. Diese ‚Neue Frau‘ wird den einen zum Inbegriff der Moderne, den anderen zum Feindbild als weibliche Ausprägung des ‚wurzellosen Grossstadtmenschen‘, wie ihn die umstrittene ‚Asphalliteratur‘ präsentiert.

Schriftstellerinnen in der Literaturszene der Zwanziger- und Dreissigerjahre

Die neuen Autorinnen hatten es nicht leicht, sich und ihr Werk auf dem Buchmarkt der Weimarer Republik zu etablieren. Denn wie die gesamte Wirtschaft, so schwächelte auch der Buchhandel. Das Schlagwort ‚Bücherkrise‘ machte die Runde. Sie galt als Zeichen eines allgemeinen Kulturverfalls und beschrieb jene Mischung aus wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen, die dem Buchmarkt seit Beginn der Zwanzigerjahre zu schaffen machte: wirtschaftliche Depression und Inflation, Auflösungserscheinungen in der bürgerlichen Gesellschaft, die das traditionelle Lesepublikum stellte, und die zahlreichen Verlockungen durch neue Medien, die sich dem potenziellen Leser aus dem Angestelltenmilieu boten. Das Buch gehöre jetzt, klagte der berühmte Verleger S. Fischer, «zu den entbehrlichsten Gegenständen des täglichen Lebens (...). Man treibt Sport, man tanzt, man verbringt die Abendstunden am Radioapparat, im Kino, man ist neben der Berufsarbeit vollkommen in Anspruch genommen und findet keine Zeit, ein Buch zu lesen.»⁸

Schriftstellerinnen hatten sich in den etablierten literarischen Gattungen und Genres noch immer keine unangefochtene Position erobern können, weder im bürgerlichen Roman klassischer Tradition noch in der traditionellen Lyrik und schon gar nicht auf

der Bühne. Es fehlte eine durchgängige weibliche Schreibtradition mit entsprechenden Vorbildern. Jahrhundertlang hatten Schriftstellerinnen in der Literaturgeschichte eine marginale Rolle gespielt, denn die tradierte Geschlechterideologie sah für Frauen weder Berufstätigkeit vor noch gestand sie ihnen Genialität zu. Damit waren Autorinnen vom literarischen Markt seit dessen Entstehungszeit um 1800 ausgegrenzt. Die Chancen, unter diesen Bedingungen sprachliche Kreativität auszubilden, standen schlecht. Wer dennoch versuchte, sich eine eigenständige berufliche Existenz als Schriftstellerin aufzubauen, geriet darüber häufig in Konflikt mit der eigenen Geschlechtsidentität. Denn wie sollten Schriftstellerinnen ihre Weiblichkeit im Privaten wahren, wenn sie zugleich gezwungen waren, sie beruflich, oft unter männlichen Pseudonymen, zu verleugnen? Mit diesem Konflikt hatte sich die Generation der um 1900 geborenen Autorinnen noch explizit auseinanderzusetzen. Auch aus ihm entstand – als Gegenentwurf – das Bild der ‚Neuen Frau‘.

Noch immer liess der Machismo einer kraftmeiernden Avantgarde von Brecht über Kästner bis Tucholsky den Frauen literarisch wenig Raum. Autorinnen fanden nur in den wenig frequentierten, weil unattraktiven Nischen ausser- und vor allem unterhalb der klassischen Literaturgattungen Platz. Oder dort, wo bestenfalls Ruhm, aber kaum Geld zu verdienen war, wie in der Lyrik. Diese Gattung drückt subjektives Gefühl unmittelbar aus; die Grenzen zwischen dem lyrischem Subjekt und seinem Autor sind fließend. Dem entspricht, dass Frauen schon immer Gedichte schrieben, jedoch für sich selbst, ohne sich deshalb als professionelle Schriftstellerinnen mit Anspruch auf Veröffentlichung zu verstehen. Ein drastisches Beispiel für dieses fragile Selbstverständnis ist Gertrud Kolmar. Sie sah sich zwar insgeheim als Dichterin, wollte ihre Lyrik aber nicht veröffentlicht sehen. Ihr Werk wurde – von ihrem Vater – ohne ihr Wissen publiziert und zu Lebzeiten der Autorin kaum beachtet.

Nur wenige Lyrikerinnen machten sich schon auf dem literarischen Markt der Zwanziger] ihre einen Namen, wie die Expressionistin Else Lasker-Schüler und ihre heimliche Verehrerin, die Grossstadtlyrikerin Mascha Kaléko. Erst die extremen Existenzbedingungen des Exils und deren nachträgliche Verarbeitung motivierten viele Autorinnen zum Schreiben, bevorzugt zum Schreiben von Gedichten. Das gilt für alle drei grossen Exillyrikerinnen: Rose Ausländer, Hilde Domin und Nelly Sachs.

Ein vom grossen Publikum, nicht aber von der Kritik geschätztes Betätigungsfeld erfolgreicher Berufsschriftstellerinnen war die konventionelle Unterhaltungsliteratur. Sie reüssierte seit den Anfängen des Massenbuchmarkts in der Gründerzeit und der boomenden Familienzeitschriften, hatte jedoch ihrer konventionellen Liebes- und Alltagsthemen wegen den Ruf des ‚Herz-Schmerz‘-Klischees und versprach wenig Anerkennung. Auch deshalb stand sie Frauen offen. Hedwig Courths Mahler gilt – neben Ludwig Ganghofer – rein quantitativ als erfolgreichste Bestsellerautorin der Zwanzigerjahre. Mit 40‘000‘000 verkauften Exemplaren ihrer zweihundert Romane hielt sie den absoluten deutschen Auflagenrekord bei Buchausgaben.

Ambitionierte ‚neue Autorinnen‘ dagegen waren auf literarische Nischen angewiesen: Diese boten sich beispielsweise im Kabarett mit seinem sozialkritischen Chanson, mit dem Erika Mann Erfolg hatte, in der Reportage, wie sie Gabriele Tergit vertrat, oder in der politisch engagierten pazifistischen und sozialistischen Literatur einer Clara Viebig, Hermynia Zur Mühlen oder Berta Zuckerlandl.

Zur Hauptdomäne der ‚Neuen Frau‘ aber wurde das «mittlere Genre» des Zeitromans, jener vielgeschmähte literarische Ort, wo «die beklagenswerte Sensationsliteratur um tobende Exzesse, leere Ambitionen und tote Eitelkeiten von Sportamateurinnen, Flugheldinnen, Tennisspielerinnen oder Titaniden und Abenteuerinnen der Kioskliteratur» zu Hause war, wie die katholische Zeitschrift *Hochland* 1930 entrüftet feststellte.⁹

Gemeinsam ist all diesen literarischen Genres, dass sie neben dem Buch auch andere Medien benutzten und bedienten: den Auftritt auf der Bühne, die Zeitung und die Zeitschrift. Das galt sowohl für die Agitationsliteratur als auch für den gerade bei den Leserinnen sehr beliebten Fortsetzungsroman – im besten Falle samt Verfilmung. Die Vorlagen dafür lieferte seit eh und je der konventionelle Unterhaltungsroman.

Unberührt von den Niederungen solcher Massenproduktion schrieben und publizierten – schon seit der Jahrhundertwende – einige wenige etablierte Autorinnen. Die renommiertesten unter ihnen waren Annette Kolb, Ricarda Huch und Isolde Kurz. Die Entwicklung ihres Œuvres war in den Zwanziger Jahren weitgehend abgeschlossen. Zu den damals namhaften Autorinnen gehörten ausserdem Enrica von Handel-Mazzetti, Ina Seidel, Gertrud von Le Fort, Elisabeth Langgässer und Rahel Sanzara. Die Bücher von Handel-Mazzetti und Seidel wurden – mit Zustimmung oder zumindest mit stiller Duldung der Autorinnen – von der NS-Propaganda weiter gefördert, die Werke von Langgässer und Sanzara dagegen verboten.

Der Name Rahel Sanzara nimmt sich fremd aus im nationalen Kontext. Er ist ein Pseudonym, das sich die Jenaer Stadtmusikertochter Johanna Bieschke als junge Tänzerin und Schauspielerin zulegte. Mit dem jüdisch-exotischen Anklang dieses Künstlernamens schrieb sie sich dem antibürgerlichen, weitläufigen Berliner Milieu zu, in dem sie lebte. Rahel Sanzara war mit Ernst Weiss und Franz Kafka befreundet und als Schauspielerin in Stücken von Weiss, Wedekind, Sternheim und Hauptmann erfolgreich, bevor sie sich von der Bühne zurückzog und zu schreiben begann. Ihr Roman *Das verlorene Kind* (1926) wurde ein Sensationserfolg und führte zum Eklat in der Literaturkritik. Die konservativen Kritiker warfen der Autorin Rohheit, Brutalität und Gewalttätigkeit vor, in der Wahl ihres Stoffs und in seiner Behandlung. Das Thema, die Geschichte eines Sexualmordes an einem 4-jährigen Mädchen und die Auswirkungen der Tat, verletzte die Grenzen

dessen, was sich für eine Schriftstellerin schicke. Höchstes Lob dagegen ertete Sanzara bei den berühmten Kollegen, den Vorreitern der literarischen Moderne, wie Carl Zuckmayer, Gottfried Benn und Vicki Baum. Der Ausgang des Romans, die Aussöhnung mit dem geistesgestörten Kindsmörder samt Resozialisierungshilfe durch die Opfer, und die holzschnittartige Schwarz-Weiss-Zeichnung der Figuren machen es verständlich, dass das Buch auch als trivial, als Heimatroman in der Nähe der Blut-und-Boden-Ideologie gelesen wurde. Im Dritten Reich, das sich die gnadenlose Bekämpfung von «Sittlichkeitsverbrechern» zum Ziel setzte, wurde es jedoch als «zersetzend» verboten, ein Urteil, das vom jüdisch assoziierten Pseudonym der Autorin sicher nicht unbeeinflusst war. Mit ihren weiteren literarischen Versuchen hatte Sanzara keinen Erfolg mehr. Sie starb 1936 in Berlin an einem Krebsleiden.¹⁰

Ausserhalb literaturpolitischer Debatten stand in den Zwanzigerjahren das Werk der drei «alten Damen der Frauenliteratur» aus der Emanzipationskampfzeit vor dem Ersten Weltkrieg: Gabriele Reuter, Clara Viebig, Helene Böhlau.¹¹ In der Weimarer Zeit stellte es keine Provokation mehr dar. Die Autorinnen folgten, bewusst parteilich, dem politischen Programm der gemässigten bürgerlichen Frauenbewegung. Im Mittelpunkt ihrer Romane stehen tapfere Mädchen, treusorgende Mütter oder tugendhafte Berufstätige, die in ihrer Arbeit aufgehen und ihr Privatleben dem Allgemeinwohl opfern.

Zum hochgelobten und vielgelesenen Buch wurde Ina Seidels *Wunschkind* (1930). Es erfüllte – nach Thema und Tendenz, und auch mit der Gattungswahl, dem politisch entschärften historischen Roman – alle Kriterien eines zugleich konservativen und nationalen Weltbilds. Die Handlung spielt während der napoleonischen Kriege. Im Mittelpunkt steht Cornelia, eine junge Mutter, die soeben ihr einziges Kind, einen Sohn, verloren hat. Noch in der Nacht seines Todes verführt sie ihren Mann, der am nächsten Morgen in den Krieg zieht, zur Zeugung eines Wunschkindes. Der

Vater fällt, und Cornelia widmet ihr Leben nun ganz ihrem nachgeborenen Kind, wiederum einem Sohn. Dieser allumfassenden Mutterliebe opfert sie alle anderen Lebensinhalte – eine Form von Übermutterchaft, die auch als Machtausübung, als Dominanz mit den entsprechenden Abhängigkeiten les- und interpretierbar ist. Mutterliebe wird hier idealisiert und politisiert, die Familie zum politischen Instrument umfunktionalisiert. Die Frau mutiert zur «autonomen Heldin, die den Mann höchstens noch zum Kinderzeugen braucht».

Mutterschaft galt im Nationalsozialismus als Zeichen der «Gesundung des weiblichen Typus».¹² Dementsprechend wurde die Mutter in der nationalsozialistischen Ideologie nahestehenden Literatur zur obersten Repräsentantin des Weiblichen. Dass Frauen im Nationalsozialismus nur als Mütter akzeptiert gewesen seien, ist jedoch ein weitverbreiteter Irrtum. Das Leben der Frauen wurde durch Rassenideologie, staatlichen Zwang und physische Gewalt viel umfassender bestimmt.

Im Kanon der nationalsozialistischen Literatur, auf die hier ein knapper Seitenblick geworfen sei, waren etwa vierzig Autorinnen offiziell anerkannt; ihre Werke wurden publiziert, besprochen und weiterempfohlen. Darunter waren beispielsweise Agnes Miegel, Lulu von Strauss und Torney und die bereits erwähnte Ina Seidel. Insgesamt war die nationalsozialistische Propaganda bemüht, jegliche Literatur mit nur halbwegs konservativer Tendenz zu vereinnahmen. Das zeigt das Beispiel Ricarda Huch. Sie galt einerseits als konservative Nazi-Gegnerin, deren Werk teilweise verboten war und die sich in eine Form von Innerer Emigration flüchtete. Andererseits gehörte ihr Werk zum literarischen Kanon der NS-Zeit und ihre Bücher fanden sich auch im Bestand von SS-Bibliotheken. Ähnlich ambivalent verhält es sich mit Clara Viebig. Sie wurde einerseits als verspätete Naturalistin mit nationalem Einschlag geschätzt, andererseits jedoch wegen ihrer Ehe mit dem jüdischen Verleger Friedrich Theodor Cohn verfolgt; ihr Werk wurde verboten.

Generell waren Schriftstellerinnen in der nationalsozialistischen Literatur hauptsächlich für diejenigen Themen zuständig, auf die weibliche Existenz auch im realen Leben reduziert wurde: Familie und Alltag. Diese Literatur bestätigte das nationalsozialistische Wertesystem. Für Zweifel, Mehrdeutigkeit oder sprachliche Experimente war darin kein Platz. Die Grenzen zwischen faschistischer und allgemein autoritär-antiaufklärerischer Literatur waren fließend. Das ermöglichte vielen Autorinnen, nach 1945 in dem scheinbar ideologiefreien Raum der Unterhaltungs- und der Jugendliteratur weiter zu publizieren. Ina Seidels *Wunschkind* zum Beispiel erlebte eine Wiedergeburt in mehreren Neuausgaben; die letzte erschien noch 1984 bei der Deutschen Buchgemeinschaft.

Neue Frau und Neue Sachlichkeit

Als zeitgemässe Form künstlerischen Ausdrucks wurde zu Beginn der Zwanziger) ahre die ‚Neue Sachlichkeit gefeiert.¹³ Sie galt als modern, sowohl ihrer avantgardistischen Schreibweisen und Stilformen wegen als auch aufgrund der «Oberflächenphänomene des grossstädtischen Lebensstils», den sie darstellte: dem Warendesign und der Einbauküche, der neuen Mode, der Sportkultur und der Kameradschaftsehe. Der Begriff lässt sich auf die gesamte Kultur der Weimarer Republik und ihrer Metropolen ausweiten: auf das neue Medium Film, auf Theater und Museen, auf die Café- und Revueszene, die neuen Verlage, Zeitungen und Zeitschriften – und auf das neue Publikum, das all das rezipierte. Dieses Publikum bestand vor allem aus Frauen. Sie profitierten von der kulturellen Popularisierung, denn die neuen Printmedien waren völlig auf eine weibliche Zielgruppe zugeschnitten.

Anfangs hatte die ‚Neue Sachlichkeit« als eine spezifisch männliche Kultur gegolten, geprägt von demokratischen Freiheiten, von Kapitalkonzentration, Arbeitslosigkeit und Inflation,

aber auch von politischer Polarisierung und Gewalt. Doch daneben entwickelte sich eine spezifisch weiblich geprägte Lebenskultur mit Anspruch auf «Eigensinn»¹⁴. Die ‚Neue Frau‘ war geboren. Und mit ihr – darin sind historische und kultursoziologische Forschung sich einig – ein zentrales Phänomen der Weimarer Moderne. Auch wenn dies dazu führte, dass sich die männliche Avantgarde, die diese Entwicklung ins Populäre mit Skepsis verfolgte, Anfang der Dreissiger]ahre von der «Neuen Sachlichkeit» distanzierte.

In der Kultur der ‚Neuen Frau‘ aber standen weibliche Lebensentwürfe und Verhaltensweisen im Mittelpunkt. Die Schriftstellerinnen reagierten rasch auf die neue Zeit und nahmen ihre gesellschaftlichen Debatten auf. Sie thematisierten weibliche Berufstätigkeit, die Alternative Ehe/Beruf und die «neue Moral» der ausserhehlichen Liebe und Sexualität. So Irmgard Keun in ihren Romanen *Gilgi – eine von uns* und *Das kunstseidene Mädchen*; Vicki Baum in *stud. chem. Helene Willfüer*; Marieluise Fleisser in den frühen Erzählungen aus der Zeit vor ihrem Erfolg als Dramatikerin und in ihrem Roman *Mehlreisende Frieda Geier* sowie Gabriele Tergit in ihren Gerichtsreportagen und dem Roman *Käsebier erobert den Kurfürstendamm*, der ausnahmsweise einen männlichen Protagonisten hat. Diese Bücher waren typisch für die neue «mittlere Sphäre»¹⁵ zwischen Unterhaltungsliteratur und hoher Literatur, die sich speziell am Roman der «Neuen Frau» herausbildete.¹⁶

Die Heldinnen dieser Romane sind berufstätige Frauen: «Lehrerinnen, Ärztinnen, Krankenschwestern, Angestellte, Studentinnen, Apothekerinnen, Wissenschaftlerinnen und Künstlerinnen (...). Und allen Frauenfiguren gemeinsam ist: Sie sind erfolgreich und tüchtig und machen deutlich, dass Frauen genauso gute Arbeit leisten wie Männer.

Auffällig ist jedoch, dass die dargestellten berufstätigen Frauen oft ohne Vater aufgewachsen sind.»¹⁷ Das erscheint plausibel, weil es die historische Situation nach dem Ersten Weltkrieg und

ihre «vaterlose Gesellschaft» samt den zugehörigen familiären Krisen abbildet. Die literarische Handlung wird durchweg so konstelliert, dass allein die materielle Notwendigkeit die Frauen dazu bringt, berufstätig zu werden, nicht ihr Wunsch nach Selbstständigkeit und finanzieller Unabhängigkeit. Sie alle sind durch die äusseren Verhältnisse gezwungen, sich allein zu versorgen und durchzusetzen – ohne die Unterstützung einer väterlichen Figur, aber auch ohne deren Widerspruch. Innerlich aber bleiben sie durchweg auf den Vater fixiert. Sie ergreifen den Beruf, den er für sie ausgewählt oder den er selbst ausgeübt hatte, und übernehmen seine Rolle auch in der Fürsorge für Mutter und Geschwister. Trotz dieser äusseren Selbstständigkeit bleiben die Protagonistinnen den «traditionellen Weiblichkeitsmustern von Liebe, Aufopferung und Fürsorge verhaftet». Und so erscheint es nur konsequent, dass alle diese lebensüchtigen jungen Frauen ihren Beruf bald wieder aufgeben, um zu heiraten. Das literarische Gegenmodell dazu erscheint auch wenig attraktiv: ein Leben nur für den Beruf, ohne Liebe und private Bindung.¹⁸

Diese polarisierenden Lebensentwürfe entsprechen den damaligen realen Verhältnissen. Diskriminierende Massnahmen, die sich primär gegen verheiratete berufstätige Frauen richteten, wie die Entlassungsverordnungen nach dem Ersten Weltkrieg, die 1926 erlassenen Aufrufe gegen das Doppelverdienertum und das Berufsverbot für verheiratete Lehrerinnen an öffentlichen Schulen, zwangen die Frauen, sich zwischen Ehe und Beruf zu entscheiden. Dementsprechend handeln auch die «Neuen Frauen» in den Romanen einer Irmgard Keun oder Vicki Baum.¹⁹

Gesellschaftliche Tabus, wie ausserehelicher Sex, waren in dieser neuen literarischen Welt jedoch aufgehoben. Doch so, wie dort das Familienleben letztlich über die Berufstätigkeit siegte, so siegte auch die Tugend über die neue Freiheit. Ausserehelichen Liebesverhältnissen war meist kein Glück beschieden. Und auch alle anderen, nicht der Konvention folgenden Lebensentwürfe waren zum Scheitern verurteilt.²⁰

So gesehen, trug auch die Literatur der ‚Neuen Frau‘ dazu bei, dass die traditionellen gesellschaftlichen Vorstellungen ihre prägende Kraft behielten. Denn sie vermittelte ihren Leserinnen als zentrale Botschaft letztlich das, was in der nationalsozialistischen Ideologie dann erneut Konjunktur haben sollte: «Die Frau gehört ins Haus.»²¹ Dieser simplen Aussage entspricht die Einfachheit der schriftstellerischen Mittel. Es dominiert die «Schwarz-Weiss-Malerei». Die meisten Autorinnen verwendeten weiterhin konventionelle Erzählmuster, obwohl diese längst zum «Klischee» aus dem Geist der Fortsetzungsromane «geronnen» waren. Das wirkte in der «neusachlichen» Welt der Weimarer Republik altmodisch, verbraucht und nicht mehr überzeugend.²²

Und dennoch: Im Bewusstsein der literarischen Öffentlichkeit der Weimarer Republik machten diese Angestellten und Studentinnen in all ihrer Unentschiedenheit eine steile Karriere. Sie avancierten zum Bild der ‚Neuen Frau‘ schlechthin.

Der Erfolg dieser Literatur bei den Leserinnen hatte verschiedene Gründe.²³ Deren erster: Diese Romane wirkten kommunikativ, denn sie nahmen eine Wechselbeziehung zur Leserin auf. Erst im Austausch zwischen Autorin, Text, Leserin und Gesellschaft konnte der neue Romantypus sich konstituieren. Es ging hier – mehr und unmittelbarer als jemals zuvor in der Literatur – um die Leserin als handelndes Subjekt. Als souveräne Käuferin formulierte sie selbstbewusst ihren Anspruch auf eine eigene Literatur, etwa indem sie deren Gebrauchswert für ihr Leben prüfte. Ein zweiter Grund lag darin, dass die Romane der ‚Neuen Frau‘ ihre Leserinnen in eine neue literarische Öffentlichkeit einbanden, in der die alte Grenze zwischen Unterhaltungsroman und ‚hoher‘ Literatur aufgehoben war. Als Letztes ist der «komplexe Zusammenhang zwischen Literaturmarkt, Kulturkritik und Leseverhalten»²⁴ zu nennen, der im Zeitroman der ‚Neuen Frau‘ verhandelt wurde. An ihm zeigten sich die grundlegenden Veränderungen, die der Buchmarkt während der Weimarer Republik durchlaufen

hatte. Sie wurden sichtbar an den quantitativen und qualitativen Verschiebungen zwischen ‚hoher‘ und populärer Kultur und an der fortschreitenden Kommerzialisierung der Literatur, die von den neuen Verlagskonzernen wie Ullstein, Mosse oder Hugenberg ausging: an den neuen Buchformaten, vor allem dem Taschenbuch als Massenbuch, am Aufstieg kommerzieller Leihbibliotheken, an Leserumfragen – lauter Massnahmen, mit deren Hilfe sich eine massenkompatible Unterhaltungsliteratur etablieren konnte.

Der Erfolg der Romane der ‚Neuen Frau‘ provozierte eine Kontroverse über zeitgenössische Frauenbilder und «‚weibliche‘ Kultur»²⁵ – nicht nur in der Literaturkritik, sondern auch unter den Leserinnen selbst, den Angestellten, Studentinnen, Frauenrechtlerinnen. Das Bild der ‚Neuen Frau‘ erschien nicht nur in der Literatur, sondern auch in Filmen, Schlagertexten und Foto-reportagen, auf der Bühne und auf Reklametafeln.

Diese öffentlichen Debatten – entzündet an den Romanfiguren einer Vicki Baum und Irmgard Keun, an den Reportagen einer Gabriele Tergit und den Stücken der Marieluise Fleisser – zeigen beispielhaft, dass die Frauenrollen und -bilder – trotz aller volksbildnerischen und ideologischen Anpassungsbemühungen – offenblieben. Das Gedicht *Kollektivklage junger Mädchen* aus der Zeitschrift *Uhu* vom Mai 1931 bringt das vorherrschende Lebensgefühl auf den Punkt:

Wir passieren Stationen vom Sportgirl bis Gretchen
 Studentin Helene bis Lesbosmädchen
 Und bei welchem Typ wir bleiben
 Ist schwer zu entscheiden – wir lassen uns treiben.²⁶

Diese «transitorische Natur» war das wirklich Neue an der ‚Neuen Frau‘. Sie war ein «Übergangsgeschöpf».²⁷

Wohin die Reise gehen würde, das wussten zu Beginn der Dreissigerjahre die literarischen Heldinnen ebenso wenig wie ih-

re Schöpferinnen. Vicki Baum nutzte die Chancen, die ihr mit der Verfilmung ihres Romans *Menschen im Hotel* in den USA offenstanden, und ging schon 1932 mit Mann und Kindern nach Hollywood. Die Jüdin Gabriele Tergit verliess Deutschland 1933, nach Angriffen der SS auf ihre Familie, und floh über die Tschechoslowakei nach Palästina. Irmgard Keun ging erst 1936, als ihr jede Veröffentlichungsmöglichkeit verwehrt war, und kehrte noch während des Krieges in ihre Heimatstadt Köln zurück. Marieluise Fleisser blieb. Doch sie kehrte aus der Metropole Berlin, dem Ort ihres literarischen Erfolgs, zurück in die bayerische Provinz, in die Hölle, der ihre Heldinnen hatten entfliehen wollen.

Von Berlin
nach Hollywood
Vicki Baum
(1888-1960)



Glaubt man Vicki Baums Erinnerungen *Es war alles ganz anders*, so hatte es die kleine Hedwig, die sich später Vicki nannte, mit ihren Eltern und ihrem Elternhaus im gutbürgerlichen jüdischen Wiener Milieu nicht leicht. Die Mutter war chronisch depressiv und selbstmordgefährdet, verbrachte die meiste Zeit in psychiatrischen Einrichtungen und starb früh an einem Krebsleiden. Der notorisch geizige Vater floh vor den familiären Problemen. Vicki Baum nannte ihn später «den einzigen Feind, den ich je hatte»²⁸. Hedwig, ein Einzelkind, war früh ganz auf sich gestellt. Den Tag der Rückkehr der Mutter aus der Psychiatrie als eine fremde, ganz in ihre Innenwelt zurückgezogene Frau erlebte das 8-jährige Mädchen als Ende seiner Kindheit. In den nun folgenden zwölf Jahren bis zum Tod der Mutter fungierte die Tochter als Betreuerin und Pflegerin.

Auf Wunsch der Mutter wurde Vicki zur Harfenistin ausgebildet. Als 19-Jährige erhielt sie – als einzige Frau – eine Anstellung im hochrenommierten Wiener Concertvereins-Orchester, gab erfolgreich Solokonzerte und spielte ab 1914, vermittelt durch ihren späteren Mann Richard Lert, im Orchester des Darmstädter Hoftheaters. Die erste Ehe mit dem Literaten Max Preis verschaffte ihr Zugang zur Wiener literarischen Szene. Als Max Preis sich

von seinen publizistischen Verpflichtungen für die verschiedenen Zeitschriften, für die er schrieb, überfordert zeigte, sprang seine junge Frau immer öfter für ihn ein und verfasste die Texte an seiner statt. Die von Preis 1910 gegründete Kulturzeitschrift *Ton und Wort* füllte sie schliesslich allein, mit eigenen, unter verschiedenen Pseudonymen laufenden Beiträgen. So erwarb Vicki Baum sich nebenbei die praktischen Schreib- und Redaktionserfahrungen, die ihr später bei der Tätigkeit für den Ullstein Verlag zugutekommen sollten. Und sie schrieb an einem ersten Roman. *Eingang zur Bühne* (1920) spielt im Theatermilieu, das der Harfenistin vertraut war. Preis vermittelte das Manuskript an den Ullstein Verlag. So startete Vicki Baum ihre literarische Karriere im Berlin der Zwanzigerjahre – und wurde mit ihren guten Honoraren in Zeiten der Wirtschaftskrise zugleich zur Familienernählerin. Sie war inzwischen in zweiter Ehe mit dem Dirigenten Richard Lert verheiratet und Mutter zweier Söhne.

Ab 1926 band sich Baum exklusiv an den Ullstein Pressekonzern, ein expandierendes Unternehmen mit bis zu 8'000 Angestellten. Es war ganz nach amerikanischem Vorbild aufgebaut, mit seiner auf Synergieeffekte abzielenden Werbestrategie und dem breiten Produktangebot von Periodika und Buchreihen, die alle ein Ziel hatten: die Unterhaltung einer möglichst breiten Leserschaft. Vicki Baum arbeitete als Redakteurin und Autorin der beliebten Ullsteinschen Lifestyle-Magazine: für *Uhu* und *Die Dame*, vor allem aber für das Flaggschiff, die *Berliner Illustrierte Zeitung*. Hier erschienen ihre Romane in Fortsetzungen, bevor sie als hochpreisige Buchausgaben auf den Markt kamen. Ein neuer Vicki Baum-Roman soll dem Verlag regelmässig einen sprunghaften Anstieg der Zeitschriftenauflage beschert haben.

Die Bestsellerautorin wurde Ullsteins Markenzeichen und stieg zum ersten Medienstar der neuen deutschen Literaturszene auf: jung, attraktiv, selbstständig, sportlich, mit modischem Bubikopf, beruflich erfolgreich und zugleich Mutter; eine Frau, die sich und

ihren Erfolg vermarktete, indem sie ihn öffentlich ausstellte. Die brünette Wienerin mit eher konservativer Ausstrahlung wandelte sich in ihrem ersten Jahr bei Ullstein zur perfekt aufgemachten, mondänen Blondine. Passend zum aufkommenden Körperkult liess sie sich beim Training am Punchingball im Studio der Boxlegende Sabri Mahir abbilden, posierte fürs Pressefoto als unabhängige Mutter mit ihren beiden Söhnen (ohne den Ehemann) und als moderne Hausfrau in der Einbauküche. Und ihre literarischen Heldinnen entsprachen ganz dem Erfolgstypus der ‚Neuen Frau‘, den die Autorin selbst verkörperte.

Markenzeichen Neue Frau: stud. chem. Helene Willfüer

«Wer sind die Helden des Romanteiles illustrierter Zeitungen? Boxer, Abenteurer, Film- und Bühnengrössen, Verbrecher, Kapitalisten, Hochadel, Erfinder, Dirnen. Und nun kommt eine Studentin Helene Willfüer (sic) in zweimillionenfacher Auflage (...) Kein Kreis, in dem man den Wandel dieses ‚jungen Mädchens unserer Zeit‘ nicht diskutiert hätte. Woher kommt die Wirkung dieses Buches?»²⁹, so fragte Emmy Wolff, die Geschäftsführerin der Berliner Zentrale des Bundes Deutscher Frauenvereine in der Zeitschrift *Die Frau*, als der Roman *stud. chem. Helene Willfüer*, Vicki Baums erster grosser Erfolg, 1929 den deutschen Buchmarkt aufmischte.

Helene Willfüer ist die Tochter eines berühmten Chemikers. Der Roman setzt mit dem Tod und Begräbnis des Vaters ein. Die Tochter bricht auf in eine ungewisse Zukunft. Sie entscheidet sich für ein Chemiestudium, eine für das damalige Deutschland, wo Frauen erst seit zwanzig Jahren zum Studium zugelassen waren, noch aussergewöhnlichere Wahl als heute. Für Helene allerdings liegt sie nahe, denn es ist das Fach und der Beruf des Vaters, auf den sie innerlich fixiert ist und bleibt. Und auf seinen Spuren gehen sie ihre Karriere. Doch diese ist massiven Hindernissen abge-

rungen: materieller Not, einer ungewollten Schwanger- und Mutterschaft samt einschlägiger Diskriminierung, dem Selbstmord des Geliebten und Vaters des noch ungeborenen Kindes sowie einer Anklage samt Gefängnisaufenthalt wegen des Verdachts, den Geliebten getötet zu haben, sowie materieller Not. Helene bleibt nichts erspart, bevor ihre wissenschaftliche Arbeit schliesslich zum Erfolg führt: Die Entwicklung des Verjüngungsmittels Testinucleose, vermarktet als Vitalin, basiert auf ihren Forschungen. Im Hintergrund agiert – als immer präsente väterliche Instanz – der bewunderte Doktorvater, Chemieprofessor Valentin Ambrosius. Auf dem Höhepunkt ihres Erfolgs nimmt Helene seinen Heiratsantrag an. Dank des von ihr gefundenen Wirkstoffes kommt der gealterte und halb erblindete Ambrosius wieder zu Kräften und der Roman zum Happy End.

Das Buch nimmt Themen auf, die damals heiss diskutiert wurden: die Abtreibungsfrage, die Lebensideologie und die Hormondiskussion. Die Entscheidung für oder gegen ein Kind war für die Identität der ‚Neuen Frau‘ in den Zwanziger] ahren von entscheidender Bedeutung. Abtreibung war nach § 218 StGB streng verboten. Der Ärztetag von 1925 schätzte die Zahl der jährlichen Schwangerschaftsabbrüche auf 800‘000, die der dadurch erlittenen Todesfälle auf immerhin 20‘000. Das Thema war so brisant wie aktuell, in der Wirklichkeit wie in der Fiktion, sei es im Roman, im Film oder auf der Bühne.³⁰

Dass bei Baum eine ungewollte Schwangerschaft und mit ihr das Tabuthema Sexualität zum zentralen Motiv wird, trug zur Brisanz der zeitgenössischen Diskussion um den Roman und zu seinem Erfolg wesentlich bei. Baum individualisiert und personifiziert den politischen Diskurs. Er gipfelt in dem Statement, das auch Helene für ihre eigene Situation – orientiert am Verhaltenskodex neu-sachlicher Weiblichkeit – formuliert: «Man bekommt kein Kind.»³¹ Das zweite grosse Thema des Romans ist die sogenannte «Lebensideologie»,³² die immerwährende, in den Zwanzigerjahren neu diskutierte Frage nach dem Sinn von Leben und

Tod. Die Protagonistin setzt sich mit der Lebensbejahung, die auch ihren Namen, Willfürer, prägt, letztlich durch, als uneheliche Mutter und erfolgreiche Chemikerin, gegen professorale Vorbehalte wider das Frauenstudium, gegen die gerichtliche Anklage, gegen Verleumdungen und Armut.

Eng mit der Lebensideologie verknüpft ist ein weiterer damals aktueller öffentlicher Diskurs, der um den Wunsch nach immerwährender Jugend. Vicki Baum hatte das Thema selbst schon vor Erscheinen ihres Romans in Zeitschriftenartikeln aufgegriffen und so das Leserinteresse geweckt und angestachelt. Nicht zufällig steht im Mittelpunkt von Helenes Forschungen ein «Lebenssaft», das Verjüngungsmittel Vitalin. Das Engagement für die noch junge, zukunftssträchtige Wissenschaft der Hormonforschung weist Helene als Forscherin am Puls der Zeit aus. Die Lebensfreude der Protagonistin trägt auch ihre Verbindung mit dem Ersatzvater Ambrosius. Die junge Frau wirkt – nach altem Muster, wenn auch überführt in das Zeitalter moderner Naturwissenschaft – verjüngend auf den alten Mann. Helene wächst sich zur neuen deutschen ‚Überfrau‘ aus, die mit ihrer Vitalität und ihrem Intellekt alle Massstäbe des bisher für eine Frau Vorstellbaren sprengt.

Der Roman verhandelt die familiären, geschlechtsspezifischen und gesellschaftlichen Rollenkonflikte, die auch den Alltag der Leserinnen prägten. Der spielerische, unterhaltsame Umgang mit den zeitgenössischen Diskursen, Ideologien und Genrekonventionen und die von Handlung und Hauptfigur ausgehenden Botschaften wirkten anregend auf das Lesepublikum. Es liess sich mit Vergnügen auf diese literarische Welt ein. Zumal die Botschaften widersprüchlich bleiben und der Roman in den gesellschaftlich brisanten Streitfragen keine eindeutige Stellung bezieht.

Beispielhaft für diese Ambivalenz ist der Schluss. Vom Genre des Liebesromans aus betrachtet, ist die Verbindung der jungen Wissenschaftlerin mit einem väterlichen Mann, der noch dazu der eigene Doktorvater ist, ein durch und durch konventionelles Hap-

py End. Die Professorenehe entsprach ganz der gesellschaftlichen Norm, nach der eine Frau, auch wenn sie erfolgreich berufstätig war, ihr Glück letztlich nur in einer patriarchalisch geprägten Ehe zu finden hatte. Doch dieses Happy End wird zurückgenommen oder zumindest eingeschränkt durch den Satz, mit dem Helene Ambrosius' Heiratsantrag annimmt: «Es ist ein Experiment. Ich will es versuchen.» Das Experiment, ein Begriff aus der Naturwissenschaft, steht für den transitorischen Charakter auch dieser Ehe. Ob dieses kleine Schlupfloch ins Ungewisse allerdings genügt, um eine so traditionelle Beziehungskonstellation wie diese wirklich zu öffnen, sei dahingestellt.³³

Stud. chem. Helene Willfüer entfachte eine leidenschaftliche öffentliche Diskussion über das zeitgenössische Frauen- und Studentinnenbild, zu deren Forum sich die Presse, vor allem die Frauenzeitschriften, machte. Dass der Roman brisant wirken würde, hatten Verleger Hermann Ullstein und Kurt Korff, der Chefredakteur der *Berliner Illustrierten Zeitung*, erwartet und befürchtet. Aus Angst vor den Reaktionen der Leserinnen zögerte der Verlag das Erscheinen um zwei Jahre hinaus. Doch die moralische Entzündung, die der Roman dann tatsächlich provozierte, wirkte sich auf die Auflage nur positiv aus. Sie stieg, solange die Fortsetzungen liefen, um 200'000 Exemplare auf singuläre zwei Millionen. Die Buchausgabe erreichte im ersten Jahr eine Auflage von 105'000 Exemplaren.³⁴ Das lässt keinen Verleger kalt.

Für die Autorin brachte dieser Erfolg den Durchbruch auf dem internationalen Literaturmarkt. Die Unruhestifterin *stud.chem. Helene Willfüer* machte ihre Erfinderin zur damals populärsten deutschen Schriftstellerin. «Die Marke ‚Vicki Baum‘ hatte», schreibt ihre Biografin Nicole Nöttelmann, «den Bekanntheitsgrad von Produkten wie ‚Leibnizkekse‘ oder ‚Klosterfrau Melisengeist«. Sogar eine Hochstaplerin in Berlin gab sich damals als Vicki Baum aus, um die Brieftaschen alleinreisender, einsamer Männer zu plündern.»³⁵

Gleichzeitig mit *stud. chem. Helene Willfüer* erschien das Buch, das Baums grösster Erfolg werden und ihr Leben von Grund auf ändern sollte: *Menschen im Hotel*. Der amerikanische Verleger Nelson Doubleday machte den Roman mit der englischen Übersetzung, der Vermarktung als Bühnenstück und als Film (*Grand Hotel* 1932 mit Greta Garbo) zum Welterfolg. Der Autorin brachte der Verkauf der Bühnen- und Filmrechte zwar wenig finanziellen Ertrag ein, weil sie mit den Gepflogenheiten des anglo-amerikanischen Buchmarkts noch nicht vertraut war, sie erhielt jedoch eine Einladung in die USA – und damit nahm ihr Leben eine entscheidende Wende. Im April 1931 reiste Vicki Baum für sieben Monate nach New York und Hollywood, um für ihr Buch und ihr am Broadway erfolgreiches Theaterstück zu werben und weitere Projekte zu besprechen – mit Aussicht auf Filmverträge in Hollywood. Die PR-Tour, während der ihr Buch als einziges einer Nicht-Amerikanerin die vorderen Plätze der US-Bestsellerlisten erklimmte, machte Vicki Baum selbst zum Star, als dritter weiblicher Europa-Import nach Greta Garbo und Marlene Dietrich.

Die neuen Lebensperspektiven in Übersee liessen Baum die politische Entwicklung in Europa schärfer wahrnehmen, als sie sie bisher in deren Epizentrum, in Berlin, gesehen hatte. Sie entschloss sich, ganz in die USA zu gehen. Im Juni 1932 traf sie mit Mann und Kindern in Santa Monica/Kalifornien ein.

Als Erfolgsautorin nach Hollywood

Der Entschluss zur Emigration war wohl primär individuell, durch die in Hollywood lockenden Chancen motiviert und nur in zweiter Linie von politischen Gründen bestimmt. Baum revidierte ihn nie. Sie kehrte nie dauerhaft nach Europa zurück. Bis zu ihrem Tod 1960 lebte sie mit ihrer Familie, seit 1938 als amerikanische Staatsbürgerin, in Kalifornien. Sie war Mitglied der deutschen Gruppe des PEN in den USA. In den kalifornischen Emigranten-

zirkeln um die Familie Thomas Mann, um Ernst Lubitsch, Salka Viertel, Fritz Lang, William Dieterle, Arnold Schönberg, Walter Slezak und Gina Kaus, Baums engerem Bekanntenkreis, soll sie akzeptiert und wohlgeleitet gewesen sein. Vielleicht auch wegen der aussergewöhnlichen Hilfsbereitschaft, mit der sie, die finanziell Erfolgreiche, in Not geratene Kollegen immer wieder unterstützte.

Sie selbst lässt darüber in ihren 1960 veröffentlichten Erinnerungen wenig verlauten; ebenso wenig wie über ihr Emigrantenleben in Hollywood. Gegen die Depressionen, die Krankheit ihrer Mutter, die Vicki Baum im Alter einholten, versuchte sie nimmermüde anzuschreiben. In ihren Memoiren inszeniert sie sich als die gänzlich unpolitische Naive, die ihre Lebensentscheidungen nur aus dem Gefühl heraus trifft und Distanz zu den politischen und auch gesellschaftlichen Entwicklungen der Nachkriegszeit hält. Die Memoiren blieben Fragment. Sie enden im Wesentlichen mit der freiwilligen Emigration 1932. Im Mittelpunkt steht die Lebensphase, durch die Vicki Baum ihr Leben definiert sah: die Berliner Anfänge, Zeit ihrer grössten Erfolge. Die Jahre zwischen 1926 und 1932 galten ihr als die besten ihres Lebens.

Zu ergänzen bleibt, dass Vicki Baum etwas gelungen ist, was nur den wenigsten Exilautoren gelang. Sie konnte ihre literarische Karriere in der Emigration ungebrochen fortsetzen. In den neunundzwanzig amerikanischen Jahren schrieb sie ebenso viele Bücher, gleichmässig verteilt auf die Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die deutschen Ausgaben erschienen beim Querido Verlag oder bei Bermann Fischer, die amerikanischen bei Doubleday – alle mit aussergewöhnlich hohen Auflagen. Ab 1937 schrieb Vicki Baum nur noch auf Englisch. Nach den Statistiken des vom Völkerbund herausgegebenen *Index translationum* stand sie von 1933 bis 1938 mit 87 Übersetzungen auf Platz zwei der meistübersetzten Autoren der Emigration nach Stefan Zweig, vor Feuchtwanger und dem weit abgeschlagen, auf hinteren Plätzen

rangierenden Thomas Mann. Vicki Baum war die einzige Frau unter den sieben meistübersetzten Schriftstellern des Exils. Neben den Romanen verfasste sie, vor allem in den ersten zehn Exiljahren, Theaterstücke und Filmdrehbücher für Hollywood. Wobei sie stets betonte, dies ungern und nur der hohen Honorare wegen getan zu haben. Immerhin gehörte sie zu den bestdotierten Drehbuchautoren Hollywoods.

Baums literarische Sujets folgen dem immer gleichen Muster. Dargestellt werden zeitlos melodramatische Einzelschicksale und individuelle menschliche Verwicklungen vor der Folie wechselnder zeithistorischer Ereignisse: seien es die Wirtschaftskrise der USA in den Dreissigerjahren, das Hollywoodmilieu und seine Schwächen, der Bombenangriff auf ein Berliner Hotel am Ende des Zweiten Weltkriegs oder die Geschichte des Kautschukgewinns. Als Thema ausgespart aber blieb das Leben im Exil. Denn es gehörte nicht zu den Erfolgsstorys, nach denen die Medien verlangten.

Die Hoffnung, sich später einmal literarisch von den Zwängen der Unterhaltungsindustrie befreien zu können, hielt Vicki Baum lange aufrecht, doch vergeblich. Und so schrieb sie, bestärkt durch verlegerische Erwartungen und Leserresonanz, weiter an der Unterhaltungsliteratur, auf der ihr Erfolg beruhte. Der vage Geist der Freiheit aber, der in ihren frühen Büchern wehte, verflüchtigte sich mit den veränderten Verhältnissen. Denn in den langen Jahren des Exils sah sich Vicki Baum, wie so viele mit ihr, von der politischen und vor allem von der gesellschaftlichen Entwicklung abgekoppelt: «Es ist zu viel, einfach zu viel (...), zu viel Fortschritt für den Zeitraum eines einzigen Menschenlebens. (...) Diese Welt ist nicht mehr der gleiche Planet, auf dem ich geboren wurde», schreibt sie in ihren Erinnerungen?⁶

Die Schöpferin der ‚Neuen Frau‘ hatte resigniert. Und mit der Autorin resignierten auch die auf Identifikation angelegten Figuren ihrer literarischen Welt. Anstelle der Auseinandersetzung mit den Unvollkommenheiten dieser Welt, die eine Helene Willfüer

einst auf sich genommen hatte, trat – relativ unreflektiert – die Flucht in den Tagtraum, im Leben wie in den Romanen. Sie erscheint gekoppelt an eine so alte wie fatale Hoffnung: die auf einen Erlöser und Führer. «Meiner Meinung nach», schrieb Vicki Baum 1948 in einem Brief an ihren Lektor über die USA, «liegt die wirkliche Tragödie unsrer Zeit darin, dass ein Land von 140 Millionen Menschen nicht im Stande ist, eine Hand voll grosser Männer hervorzubringen, die es leiten und regieren könnte.»³⁷ Vicki Baum schrieb in ihrer neuen Heimat nach 1945 weiter so, als ob die Welt durch den Nationalsozialismus und seine Folgen nicht eine andere geworden wäre.



Die paar
leuchtenden Jahre
Mascha Kaléko
(1907-1975)

Zwei schmale Gedichtbände, *Das lyrische Stenogrammheft* und *Kleines Lesebuch für Grosse*; das ist alles, was übrig geblieben ist von der steilen, aber kurzen Karriere der Grossstadtlyrikerin Mascha Kaléko im Berlin der Zwanziger- und frühen Dreissigerjahre, bevor sie Deutschland 1938 verliess.

Das sechste Leben

Eine Katze hat neun
Ich brachte es auf fünf
Das erste war keines
Aber das zählt fast doppelt.
Angst, Hunger, Dunkel
Dann kam die Liebe
Und der Tag schien wieder möglich

Leben Nummer zwei
Bootfahrt auf dem Wasser
Der Jugend.

Nummer drei begann, da hörte
Nummer zwei auf.

Sturm rüttelte am Dach
 Die Seidendecke zerriss
 Und wir lagen im Gras
 Deckten uns zu mit der weissen Wolke
 Auf blauem Grund.

Nummer vier begann damit, dass
 Aus Zweien Drei wurden
 Es war ein Märchen
 Wunder schon zum Frühstück
 Und Zauber am Abend
 Wir ritten über das Weltmeer
 Trockenen Fusses
 Pfeile trafen dicht daneben
 Die Glut versengte uns nicht
 Wir flogen im Schatten der
 Schutzengel-Schwingen

Alle drei die Gott liebte.
 Dann nahm er uns das Kind
 Schon war es ein Mann geworden
 Ein Gott...

Wieder allein, doch nicht
 Wie zuvor, da zwei zu sein genügte ...³⁸

Mascha Kaléko hat ihre eigene Biografie nach den neun Leben, die der Volksmund der Katze zuschreibt, in sechs Phasen chiffriert: «Das erste Leben: Mascha allein. Das zweite Leben: Mascha und ihr erster Mann, S. Kaléko. Das dritte Leben: Mascha und ihr zweiter Mann, Chemjo Vinaver. Das vierte Leben: Mascha, Chemjo Vinaver und Steven, der Sohn. Das fünfte Leben: Mascha und Chemjo ohne Steven. Das sechste Leben: Mascha allein.»³⁹ Es sind die Stationen einer rein privaten Existenz. Kalé-

kos literarisches Leben, «die paar leuchtenden Jahre»⁴⁰ der auf Antrieb erfolgreichen Lyrikerin, kommt darin nicht vor.

Mascha Kaléko soll, so berichtet ihre Biografin Gisela Zoch-Westphal, mit Mitteilungen über ihr Privatleben sehr zurückhaltend gewesen sein. Sie verwies Neugierige gern auf die literarisierte, für die Öffentlichkeit freigegebene Form ihrer Biografie, wie sie in ihren Gedichten sichtbar werde, und verlangte ansonsten Diskretion: «Anstatt der üblichen Statistik/ Gönnst der Autorin etwas Mystik.»⁴¹

Besonders verschwiegen gab sie sich in Bezug auf ihre Kindheit. Denn Mascha Kaléko, geboren als Golda Malka Aufen, entstammte einer jüdischen Familie aus Galizien. Auch wenn sie diesen vermeintlichen Makel mit vielen Künstlern und Intellektuellen ihrer Zeit, wie Joseph Roth, Sigmund Freud und Samuel Fischer, teilte. Aus Galizien, so ihre Biografin, «stammte man nicht»⁴². Jedenfalls nicht, wenn man dazugehören wollte im Berlin der Zwanzigerjahre. Und nichts wollte Mascha Kaléko mehr als das: dazugehören.

Der Ort Schidlow, wo sie 1907 als erstes von vier Kindern einer russisch-österreichischen Familie in unsichere Verhältnisse geboren wurde, gehörte zu den polnischen Provinzen der Donaumonarchie. Mascha Kalékos Familie kam 1914, da war sie 7 Jahre alt, auf der Flucht vor gewalttätigen Ausschreitungen, denen sich die jüdische Bevölkerung ausgesetzt sah, nach Deutschland, lebte zunächst in Frankfurt am Main, dann in Marburg an der Lahn und schliesslich, ab 1918, in Berlin. Der Zustand innerer Heimatlosigkeit, den sie schon als Kind gekannt haben muss, wurde genährt durch die äussere Situation: unerwünscht zu sein, als armes jüdisches Flüchtlingskind, doppelt ungeschützt und ausgeliefert durch die ständige Abwesenheit des Vaters. Er wurde seiner russischen Herkunft wegen im Ersten Weltkrieg interniert und war anschliessend wohl häufig unterwegs. Ein unglücklicher Mann, dem es trotz aller Anstrengungen nicht gelang, seine Familie zu versorgen und zu sichern. In dieser Kindheitssituation und nicht

erst durch die Emigration entstand wohl Kalékos Grundgefühl existenzieller Verlorenheit. Und sie perpetuierte es, indem sie ihre eigene Herkunft verleugnete.

Hätte ich einen Vater gehabt...

Hätte ich einen Vater gehabt
 Oder gar eine Mutter!
 Von einem grossen Bruder nicht zu reden ...
 Jeden sah ich von ferne an
 Und wünschte ihn mir.

Vier waren in der Familie
 Aber vier waren es beinahe nie.
 Vater beständig auf Reisen
 Und Mutter bei Tante Li. (...)

Hätte ich ein Heim gehabt
 Oder gar eine Heimat
 Ich fremder Niemand aus Niemandland.

Mit sieben spielte ich mit meinem Kummer
 Verstecken.⁴³

Dichterin der Grosstadt

Der ungeliebten Lehrzeit in einem Büro entkam Mascha durch die Ehe. 1928 heiratete sie den Hebraisten und Journalisten Saul Kaléko. Er wurde später bekannt als Verfasser des Lehrbuchs *Hebräisch für Jedermann* (1935), mit dem die Palästina-Auswanderer der kommenden Jahre sich auf die Sprache der neuen Heimat vorbereiteten.

Das literarische Talent der Mascha Kaléko wurde 1929 von

Monty Jacobs, dem Feuilletonchef der berühmten *Vossischen Zeitung*, entdeckt. Er las die Gedichte der völlig unbekanntes Lyrikerin in der Zeitschrift *Querschnitt* und bat Kaléko um regelmäßige Beiträge für das Feuilleton seiner Zeitung. Veröffentlichungen im *Berliner Tageblatt*, im *Simplicissimus* und der *Weltbühne* folgten. So entwickelte sich das unglückliche ostjüdische Flüchtlingskind zum «literarischen Glücks- und Wunderkind»⁴⁴. Alles, was Kaléko schrieb, wurde ihr aus den Händen gerissen und gedruckt. Ihre Gedichte galten den Lesern als Stenogramme vom Alltag für den Alltag, so, wie es der Titel ihres Erstlings *Das lyrische Stenogrammheft* vorgab. Den berühmten Blättern dienten diese leichtfüßigen Verse als subjektives Gegengewicht zum Tiefsinn des Feuilletons und zur realitätslastigen Berichterstattung aus Wirtschaft und Politik. Die junge Lyrikerin avancierte zur Expertin für das «Zeitungsgedicht»⁴⁵. Es setzte, was schon ihrem ersten prominenten Rezensenten, Hermann Hesse, auffiel, Heines Zeitgedichte fort, in der pointensicheren Verbindung von Emotion und Satire, von grossem Gefühl und seiner ironischen Brechung, von Berliner Witz gepaart mit jüdischer Melancholie. «In diesen Versen erscheint ein zwar junger, aber seltsam erfahrener, Gefühlen gegenüber nüchterner, fast skeptischer Mensch, mit einem scharfen Blick für das Leben der arbeitenden Massen in der Grossstadt» – und grosser Distanz zu sich selbst.⁴⁶

Zu ihrem schnellen Erfolg soll – nach Kalékos eigenen Aussagen – ihre mädchenhafte Erscheinung nicht wenig beigetragen haben. Wo immer sie zum ersten Mal auftrat, bei Kollegen, Zeitungsredakteuren oder Publikum, erzielte sie denselben Effekt: Überraschung und ungläubiges Staunen ob ihrer Jugend. Kaléko selbst berichtet von ihrer ersten Begegnung mit dem für die Schärfe seiner Bonmots gefürchteten Wiener Schriftsteller Anton Kuh in der Redaktion der Zeitschrift *Querschnitt*:

«Jo sagens, (...)», soll Kuh in seinem breitesten Wienerisch ausgerufen haben, «das soll die Mascha Kaléko sein! Machens

uns nix weis. Nextens werdens die Kinderwagen ausrauben ...»⁴⁷

Kaléko entsprach dem verbreiteten Typ der naiv-raffinierten Kindfrau. Die Tatsache, dass sie sich zudem gern als fünf Jahre jünger ausgab und ihre Gedichte, wie Tonaufnahmen belegen, mit kindlich lispelnder Stimme vortrug, legt die Vermutung nahe, dass sie sich in dieser Rolle auch wirksam zu inszenieren wusste. So gelang es ihr, das Bild der ‚Neuen Frau‘, die literarisch bis dahin vor allem durch den Roman vertreten war, nun für das noch vakante lyrische Genre zu besetzen. Für wenige Jahre, die sie selbst später «die paar leuchtenden Jahre» nannte, gehörte Kaléko dazu, fand endlich eine Heimat in der literarischen Gesellschaft Berlins mit ihren Leitfiguren Erich Kästner, Kurt Tucholsky, Kia-bund und Ringelnatz, in ihren Cafés und Kabarets, ihren Zeitungen, Zeitschriften und Verlagen.

Kalékos erster Gedichtband *Das lyrische Stenogrammheft* erschien 1933 im renommierten Rowohlt Verlag, der die literarische Moderne repräsentierte. Zwei Jahre danach folgte *Kleines Lesebuch für Grosse*. Die beiden Bändchen trugen Kalékos Erfolg als «grosstädtische Dichterin»⁴⁸ über die Berliner Szene hinaus und begründeten ihren Ruhm. Doch er kam zu spät.

Am 8. August 1935 wurde Mascha Kaléko aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen. *Das lyrische Stenogrammheft* wurde Anfang 1937 in den ‚Listen des schädlichen und unerwünschten Schrifttums‘ explizit verboten, die Nachauflage ihres zweiten Buches wurde noch in der Druckerei konfisziert. Damit war die kurze Karriere der jungen Grosstadtlyrikerin beendet.

Persönliche Krisen und Karrierebruch

Mascha Kaléko befand sich zu diesem Zeitpunkt auch in einer persönlichen Krisensituation. 1935 war sie dem Musikwissenschaftler Chemjo Vinaver begegnet. Er wurde ihre grosse (wenn

auch schwierige) Liebe. Mascha war offensichtlich fasziniert von der künstlerischen und wissenschaftlichen Unbedingtheit, mit der Vinaver sein Lebensziel verfolgte: die Erforschung, Aufführung und Bewahrung der chassidischen Synagogal-Musik, die er durch seinen Grossvater, Rabbi Isaac von Vorki, kennengelernt hatte. Eine gesicherte Existenz hatte Vinaver seiner Geliebten nicht zu bieten. Wie wenig er dem Alltag gewachsen war, zeigte sich erst in der Emigration.

Mascha stand zwischen zwei Männern. Ihr Ehemann Saul Kaléko beschwor sie, bei ihm zu bleiben, auch als sie von ihrem Geliebten ein Kind erwartete, den 1936 geborenen einzigen Sohn Steven. Die psychische Belastung setzte Mascha gesundheitlich zu. Sie reagierte mit Ohnmachtsanfällen, Magen- und Gallenerkrankungen. Im Herbst 1937 zog sie mit ihrem Kind zu Vinaver, in ungesicherte, kärgliche Verhältnisse. Die Beziehung gestaltete sich – folgt man Kalékos Tagebuchnotizen – äusserst schwierig. Heftige Auseinandersetzungen waren an der Tagesordnung. Sie hinterliessen ihre Spuren, auch wenn das Paar sich immer wieder versöhnte. Anfang Februar 1938 notierte sie:

«Ich gehe langsam aber sicher zugrunde. Ich weiss nicht, warum wir uns gegenseitig das Leben verbittern. Entweder er liebt mich nicht mehr – er schwört, dass das nicht stimmt –, oder er ist ein Mensch, der für das Zusammenleben im Alltag nicht geschaffen ist. Es vergeht keine Woche, in der wir uns nicht bis zur Verzweiflung quälen. Er ist sehr jähzornig, und wenn er in Erregung kommt, kennt er keine Grenze. (...) Unser Streit kommt aus kleinen Lächerlichkeiten, aber er endet mit grossen Weinerlichkeiten. Heute wieder. Vorgestern haben wir uns geschworen, dass derartiges nicht mehr passieren darf und schon „...»⁴⁹

Als sie dies schrieb, waren die beiden, wenige Tage nach Maschas Scheidung, eben frisch verheiratet. Sie blieben zusammen bis zu Vinavers Tod 1973. Den Namen Kaléko, der mit ihrem literarischen Debüt verbunden war, behielt Mascha als Künstlernamen bei.

Festzustellen bleibt, dass ihre literarische Produktivität mit Beginn des komplizierten Familienlebens ins Stocken geriet; ein Prozess, der zeitlich mit den Anfängen des Nazi-Regimes zusammenfiel. In letzter Minute, im September 1938, gelang es den Vinavers, nach New York zu emigrieren. Die schwierige persönliche Situation und enge berufliche und emotionale Bindung an Berlin, die Angst vor dem Verlust der künstlerischen Heimat und möglicherweise auch vor dem Karrierebruch mögen dazu beigetragen haben, den schweren Gang ins Exil hinauszuzögern bis die Situation lebensbedrohlich geworden war.

Ihr Leben konnte Mascha Kaléko durch die Emigration retten; ihre literarische Karriere aber nahm Schaden. Der durch die Auswanderung entstandene Bruch erwies sich als irreparabel. Denn ihr Erfolg war mit dem Berliner Grossstadtmilieu der Zwanzigerjahre verflochten, das ihre Lyrik repräsentierte. Mit dem Ende dieser Grossstadtkultur war dem nun die Grundlage entzogen. Kaléko war weniger produktiv und veröffentlichte nur gelegentlich in der Emigrantenpresse. Ein einziges Mal trat sie im Exil mit einer Lesung auf, im New Yorker German-Jewish-Club.

Die Dichterin lebte nun vorrangig für Mann und Kind. Vinaver ordnete seinem Ziel, der Erforschung der chassidischen Musik, nicht nur sein eigenes Leben unter, sondern auch das seiner Familie. Nach New York war er auch deswegen gegangen, weil er sich von den Juden in den USA mehr Resonanz und Unterstützung für sein Forschungsprojekt erhoffte als in Palästina. In New York gründete er den Vinaver Chorus und die Vinaver Symphonie Voices. Englisch lernte er nie und musste es offenbar auch nicht. Denn seine Frau fungierte für ihn als Übersetzerin und Vermittlerin in allen beruflichen Belangen. Sie begleitete ihn zu allen Besprechungen, zu den Chorproben und zu jedem Konzert. Vinaver umschrieb diese umfassenden Aufgaben mit dem Begriff der «Karrierehelferin»⁵⁰. Ihre eigene geriet dadurch ins Stocken. Kaléko versuchte sich als Übersetzerin und Werbetexterin und

schrrieb auch weiter im typischen Kaléko-Ton; ihre Gedichte erschienen in der Emigrantenzeitschrift *Aufbau*.

Doch auch Vinaver war in den USA auf Dauer nicht der erhoffte Erfolg beschieden. Und so entschloss er sich 1959 schliesslich zur Auswanderung nach Israel. Kaléko folgte ihm, wenn auch zögernd. Sie behielt – anders als ihr Mann – dort stets den «tourist status»⁵¹ bei, Zeichen ihrer Vorbehalte gegen Israel als neue Heimat. Sie lernte nur wenig Hebräisch. Die sprachliche Isolation liess sie in allen Lebensbereichen ins Abseits geraten. Sie blieb in der neuen Heimat fremd bis an ihr Lebensende: sprachlos und ohne jede literarische Resonanz.

Ein kurzes Comeback

Diese Resonanz fand sie – zumindest für ein paar Jahre – noch einmal im Nachkriegsdeutschland. Noch im New Yorker Exil war 1945 ihr drittes Buch *Verse für Zeitgenossen* im Schoenhof-Verlag in Cambridge/Massachusetts erschienen. In der bekannten ironisch-distanzierten, knappen Kaléko-Manier werden hier die Exilerfahrungen des Ich notiert und kommentiert, darunter auch das Dauerthema allen Emigrantenlebens, das Heimweh.

Heimweh, statistisch erfasst

Jene Sehnsucht nach der alten Heimat
Ist (wer hätte das nicht schon erfahren!)
Nur ein Drittel Heimweh nach dem Lande
Und zwei Drittel nach vergangnen Jahren.⁵²

Neue literarische Versuche schlossen sich an. Chansontexte, die an den erfolgreichen früheren Stil anzuknüpfen suchten, sowie heitere Kindergedichte, wie in *Der Papagei, die Mamagei und*

andere komische Tiere (1961). Die beiden Gedichtsammlungen *Verse in Dur und Moll* (1967) und *Das himmelgraue Poesiealbum* (1968) bestehen zum Grossteil aus schon früher entstandenen Texten. Die vergangene Zeit wird mit den alten literarischen Mitteln neu beschworen; die Kinderbücher entfernen sich ins Reich der Fantasie.

1956 erschien bei Rowohlt eine Neuauflage des Erstlings *Das lyrische Stenogrammheft*. Sie wurde zum Bestseller und leitete Kalékos kurzes Comeback ein. 1958 folgte eine erweiterte Neuauflage der *Verse für Zeitgenossen*. Noch einmal fand die Grossstadtyrikerin von einst den Kontakt zu ihrem alten Publikum, das – wie sie – auf der Suche nach der verlorenen Zeit und ihren tradierten literarischen Formen war.

Glänzende Kritiken und volle Säle machten Kalékos Wiederbegegnung mit ihren deutschen Lesern zum Triumph, wenn auch in einem zerstörten Land. Das Comeback endete mit einem Eklat. Die Vergangenheit holte die Dichterin ein.

1959 sollte der mit 4'000 DM dotierte Fontane-Preis der Akademie der Künste in Berlin an Mascha Kaléko verliehen werden. Doch sie lehnte ihn ab, aus politischen Gründen. Es erschien ihr, als emigrierter Autorin, unmöglich, von einer Jury geehrt zu werden, der ein ehemaliges SS-Mitglied angehörte, der Direktor der Sektion Dichtkunst und gefeierte Lyriker Hans Egon Holthusen: «Überall im Ausland», so begründete Kaléko ihre Haltung, «hat man sich dagegen zu verteidigen, dass man sich wieder mit dem deutschen Schrifttum identifiziert. Dass man in einem Lande wirkt, das noch immer an exponierter Stelle einstige Nazis fördert. Wie soll ich nach dieser Erfahrung hier solchen Vorwürfen entgegenreten?»⁵³

Ihre Absage wurde zum Rezeptionswendepunkt, zum Ende der Kaléko-Renaissance. Diese lebte, typisch für die Nachkriegszeit, auch von der Rückbesinnung auf die Vorkriegstradition. Mit Beginn der Sechzigerjahre aber war es damit endgültig vorbei. Zwar erschienen in den folgenden Jahren noch mehrere Gedichtbände Kalékos in verschiedenen Verlagen, doch 1959, im Jahr ihrer

Emigration nach Israel, endete die Verbindung zur deutschen Literaturszene.

Die Jahre in Israel waren einsam; Mascha Kalékos literarische Produktivität wurde durch zahlreiche Schicksalsschläge behindert. Besonders hart traf die Familie der Verlust des einzigen Sohnes Steven, der 1968 mit nur 31 Jahren überraschend starb. Die Eltern Chemjo Vinaver, der zu diesem Zeitpunkt bereits schwer krank und pflegebedürftig war, und Mascha Kaléko erholten sich zeitlebens nicht von dem Tod ihres Kindes. Als 1973 auch Chemjo seinen Leiden erlag, blieb die Dichterin ohne familiären Halt zurück. Am 21. Januar 1975 starb sie auf der letzten Station einer Europareise in Zürich an Magenkrebs. Wie sie selbst ihr Leben sah, zeigen die Verse, die sie für ihr Epitaph entwarf. Man könnte es, mit Adorno, ein durch die Emigration beschädigtes nennen.

Mein Epitaph

MEIN EPITAPH:
VERGEBENS.
SIE STARB
AN DEN FOLGEN
DES LEBENS.⁵⁴

Zwischen
Anpassung und
Widerstand
Irmgard Keun
(1905-1982)



Irmgard Keuns literarische Anfänge fielen – wie die Vicki Baums und Mascha Kalékos – zeitlich unmittelbar mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus zusammen. Und sie reagierte mit ihrer schriftstellerischen Arbeit direkt darauf. Irmgard Keun war keine ‚rassisch‘ Verfolgte und auch keine Parteigängerin der Linken. Sie und ihr Werk wurden verboten allein wegen dem, was sie schrieb und wie sie schrieb, nämlich ‚Asphaltliteratur‘. Keuns Bücher standen schon 1933 auf der ersten inoffiziellen ‚Schwarzen Liste‘ der Nazi-Zensoren. Anders als Vicki Baum folgte Keun keiner klaren Linie, was ihr Schreiben und Publizieren im Dritten Reich betraf. Sie war in vielerlei Abhängigkeiten verstrickt, von Menschen, Beziehungen, Publikationsmöglichkeiten und nicht zuletzt vom Alkohol, ihre Haltung – politisch wie privat – entsprechend orientierungslos. Mit der Ausgrenzung aus dem Literaturbetrieb und ihren Folgen verlor Keun die äussere Stabilität, die ihrem Leben hätte Halt und Ziel geben können. Bis 1936 suchte sie in Deutschland zu überdauern, ging dann zögerlich und notgedrungen auf kürzestem Weg ins Exil, um sich am ersten passenden Ort hinter der Grenze, in Ostende, niederzulassen. Die Chance, die sich ihr bot – in die USA zu emigrieren –, nutzte sie nicht, sondern kehrte, als sich die Emigrantenkreise in Ostende

und Amsterdam der politischen Entwicklung wegen auflösten, 1940 zurück ins heimische Köln, in die Innere Emigration, und verstummte.

Im belgischen Exil aber war es Irmgard Keun gelungen, ihre literarische Karriere fortzusetzen. Mit vier Romanen, die vom Leben vor dem und im Dritten Reich und in der Emigration handeln und allesamt Frauen oder Mädchen zur Hauptfigur haben, schrieb sie sich ein in die Reihe der bekanntesten Exilautorinnen.

Irmgard Keun kam 1913, als 8-jähriges Mädchen, mit ihrer Familie von Berlin nach Köln, wo der Vater Teilhaber und Geschäftsführer einer neu gegründeten Benzinraffinerie geworden war. Hier arbeitete sie später als Stenotypistin, dem typischen neuen Frauenberuf der Zwanzigerjahre, und erfüllte sich dann mit einer Ausbildung zur Schauspielerin den Traum aller jungen Angestellten, ein Star zu werden. Diesem Traum folgt auch Doris, das *kunstseidene Mädchen* aus Keuns gleichnamigem Roman. 1927 bis 1929 war sie in Köln, Hamburg und Greifswald engagiert. In dieser Zeit lernte sie den Schauspieler und Regisseur Johannes Tralow, ihren späteren Mann, kennen.

Ermuntert von keinem Geringeren als Alfred Döblin, schrieb Keun ihren ersten Roman *Gilgi – eine von uns*, der 1931 erschien. Er wurde ein Sensationserfolg, der die junge Autorin über Nacht berühmt machte. Und ebenso erfolgreich war ihr nächstes Buch *Das kunstseidene Mädchen* (1932). Beide Romane wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Sie gelten als Schlüsseltexte des Zeitromans der ‚Neuen Sachlichkeit‘.

... eine von uns. Irmgard Keun und die Neue Frau

Schon mit ihren Titeln, mehr noch mit ihren Themen setzen beide Romane auf Identifikation. Die Grenze zwischen literarischer Fiktion und Realität wird bewusst verwischt. Beim Erscheinen ihres ersten Romans *Gilgi* trat Keun als Jungautorin von 21 Jahren

auf, genauso alt wie die Heldin ihres Romans – und machte sich dafür (auf Dauer) fünf Jahre jünger. Keun gab sich als «eine von uns», als ‚Neue Frau‘ mit besonderer Nähe zu ihrer literarischen Figur aus. Mit dem ersten Satz des Romans – «Sie hält es fest in der Hand, ihr kleines Leben, das Mädchen Gilgi» – schrieb sie sich ein in den «literarischen Diskurs» um die ‚Neue Frau‘, der damals seinen Höhepunkt erlebte.⁵⁵ Keuns Heldinnen sind Frauen ‚wie ich und du‘ und die potenziellen Leserinnen: Stenotypistinnen, typische Vertreterinnen der neuen Angestelltenkultur auf der Suche nach sich selbst und ihrem Glück – der Frauentypus, der im Film und den illustrierten Zeitungen propagiert und für ungezählte junge Mädchen und Frauen zum Vorbild wurde.

Am Anfang des Romans erfährt Gilgi, dass sie ein adoptiertes Kind ist, also – anders, als der Titel suggeriert – nicht dazugehört, «keine von uns»⁵⁶ ist. Vergeblich sucht sie nach ihrer Mutter; sich selbst findet sie erst, als sie ihrerseits Mutter wird – allerdings ohne verheiratet zu sein, wie auch Vicki Baums *Helene Willfüer*. Für Gilgi allerdings steht kein väterlicher Mann als rettendes Lebensziel bereit. Doch auch sie vollzieht schliesslich die Wende, die Anfang der Dreissigerjahre angebracht schien: die Rückkehr zur konventionellen Mutterrolle, wie es *Helene Willfüer* und Ina Seidels 1930 erschienener Erfolgsroman *Wunschkind* vorgemacht hatten.

Keun nahm dieselben zeitgenössisch relevanten Themen auf wie Vicki Baum: Berufsalltag und Arbeitslosigkeit, ungewollte Schwangerschaft und uneheliche Mutterschaft, Abtreibungsfrage und Selbstmord. Damit und vor allem durch ihre Schreibweise suggerierte sie Authentizität. Das kam an, bei den Leserinnen ebenso wie bei der Literaturkritik. Das Buch erlebte innerhalb weniger Monate sechs Auflagen. Es wurde in den einflussreichsten literarischen Blättern besprochen, in *Weltbühne*, *Literarischer Welt* und *Querschnitt*, wenn auch höchst kontrovers. Die kritischen Stimmen warfen Keuns Heldin Strebertum, Anpassung und politische Indifferenz vor.⁵⁷

Die SPD nutzte den Erfolg der Buchausgabe und der anschließenden Verfilmung durch Paramount für eine Werbekampagne in eigener Sache. Die Parteizeitung *Vorwärts* brachte den Roman zeitgleich in Fortsetzungen. Mit Gilgi als Identifikationsfigur sollten junge Frauen als potenzielle Leserinnen und auch als Wählerinnen gewonnen werden. Der Fortsetzungsabdruck endete unmittelbar vor den Wahlen vom 6. November 1932 – im Vorfeld der nationalsozialistischen Machtübernahme.

Ein Preisausschreiben des *Vorwärts* regte die Leserinnen dazu an, ihre eigenen Lebenserfahrungen zu beschreiben. Das Ergebnis zeigte, dass sie Gilgi nur bedingt als «eine von uns» ansahen. Ihr fehle – so die überwiegende Reaktion – der klare politische Standpunkt. Sie sei zu sehr im engen Horizont individueller Nöte gefangen, eine Kleinbürgerin, unfähig, sich zum sozialistischen Kollektiv zu bekennen. Wobei – wie von den Initiatoren des Preisausschreibens suggeriert – zwischen der literarisch-fiktiven Lebenswelt des Romans und der Realität der Angestellten in der Weimarer Zeit nicht unterschieden wurde. Der Vorwurf der politischen Indifferenz richtete sich auch gegen die Autorin.

Keuns zweiter Roman *Das kunstseidene Mädchen* erschien bereits neun Monate nach dem ersten. Seine Heldin Doris ist eine «junge Angestellte und Lebenskünstlerin», die es aus ihrer Heimatstadt Köln nach Berlin verschlagen hat. Ihr Ziel ist es, ein «Glanz» zu werden, ein Star der so glamourösen wie realitätsfernen Filmwelt.⁵⁸ Dies gelingt ihr jedoch nicht. Doris hat viele Männerbeziehungen, in denen sie, emotional gänzlich unbeteiligt, parasitär agiert. Sie lebt selbstbezogen, ist politisch indifferent und desinteressiert, ihre sentimental und melodramatisch zugespitzten Gefühle wirken unrealistisch, wie aus einem schlechten Film. Am Ende sitzt sie, nicht nur glanz-, sondern auch arbeits- und mittellos in einem Berliner Bahnhofs-Wartesaal und weiss nicht, was aus ihr werden soll. Als letzter Ausweg bleibt ihr nichts als die

Rückkehr in eine kleinbürgerliche Normalität. Sie sehnt sich – wie könnte es anders sein – nach einem ganz gewöhnlichen Mann und nach der Ehe. Auch diese zweite Heldin aus der neuen Angestelltenwelt brachte Keun Glück. «*Das kunstseidene Mädchen* gehört zu den meistverkauften Büchern des Jahres 1932.»⁵⁹

Doch ihr Erfolg war nur von kurzer Dauer. Schon acht Monate nach dem Erscheinen ihres zweiten Romans, am 11. Mai 1933, wendete sich das Blatt. Beide Bücher wurden in den ersten in Umlauf gebrachten Listen missliebiger Literatur verboten, als «Asphaltliteratur mit antideutscher Tendenz»⁶⁰. Diese Listen hatten zwar offiziell nur empfehlenden Charakter, wurden aber nicht nur zur Lenkung von Literatur eingesetzt, sondern führten mittelbar auch zum Verbot. Keuns Romane wurden nicht mehr verkauft, die Bestände im Universitas Verlag beschlagnahmt, die Zahlungen an die Autorin ab Ende 1933 eingestellt. Alle Exemplare ihrer Bücher sollten umgehend aus den Volksbüchereien entfernt werden; was noch im Handel verfügbar war, wurde beschlagnahmt und vernichtet.

Zu diesen Massnahmen trug das Programm des Verlags, in dem Keuns Bücher erschienen waren, das seine bei. Universitas in Berlin verlegte nämlich auch die Schriften der Sexualwissenschaftler Max Hodann und Magnus Hirschfeld, die von den Nazis als Verbreiter von ‚Schmutz- und Schundliteratur‘ erbittert bekämpft wurden. So auch der Roman *Das kunstseidene Mädchen*, gebrandmarkt mit dem grossen P für Pornografie.⁶¹

Das endgültige Aus kam für Keun mit ihrem nächsten Romanprojekt *Der hungrige Ernährer*. Die Reichsschrifttumskammer (RSK) verlangte inhaltliche Änderungen, was die Autorin verweigerte. Das Buch konnte nicht erscheinen. In einem Schreiben der RSK vom 1. November 1935 heisst es:

«Sie haben sich s. Zt. (...) ostentativ geweigert, Änderungen in dem Manuskript Ihres Romans *Der hungrige Ernährer*, der den Verfall einer Familie zum Hauptthema hatte, vorzunehmen, trotzdem Ihnen Herr Richter sagte, dass ein derartiges Thema mit den

nationalsozialistischen Aufbautendenzen nicht zu vereinbaren wäre.»⁶²

Die Folgen für Keuns literarische Produktivität waren unübersehbar. An ihren Freund Arnold Strauss schrieb sie:

«Und das Buch war überhaupt schwerer als die beiden anderen Bücher; aber dafür hatte es ja auch die Chance, besser zu werden. Es wurde alles schon sehr lebendig – dann ist es totgemacht worden – weisst du, Abtreibung im 6. Monat – man hätt’ das Kind liebend gern gekriegt, aber – na, und nun setz’ ich dem armen kleinen Embryo Glasaugen ein, zerr’ ihm die Glieder lang bis zur Normallänge, kleb’ ihm ein paar Haare an, bis es dann fertig ist. Ein trauriges Geschäft.»⁶³ Irmgard Keuns Buch erschien nie, der Verbleib des Manuskripts ist unklar.

Am 9. Januar 1936 war sie bereit, klein beizugeben. Sie stellte den Antrag auf Mitgliedschaft in der RSK. Doch inzwischen war es schwierig geworden, dort überhaupt noch aufgenommen zu werden; vielmehr drohte allen missliebigen Literaten der Ausschluss. Keuns Aufnahmeantrag wurde drei Monate lang nicht bearbeitet und am 1. April schliesslich abgelehnt. Am 11. April schloss sie einen Vertrag mit dem Exilverlag Allert de Lange und ging, mit dem fertigen Manuskript ihres Erzählungsbandes *Das Mädchen, mit dem die Kinder nicht verkehren durften* in der Tasche, ausser Landes.

In Emigrantenkreisen

«Ich fuhr zuerst einmal nach Ostende. Ohne besonderen Grund. Irgendwohin musste ich ja fahren. Mein Emigranten-Verlag in Amsterdam würde mir Vorschuss schicken, und davon konnte ich in Belgien billiger leben als zum Beispiel in Holland.»⁶⁴ So beschrieb Keun später ihren Weg ins Exil. Dieser war lang und schwierig – die Schriftstellerin schwankte zwischen Anpassungswillen und Widerstand. Unversehens stiess Keun zu der Emigrantenszene, die sich in Belgien und Holland um die deutschen Ab-

teilungen der holländischen Verlage Allert de Lange und Querido gebildet hatte:

«Ich habe einen Vertrag mit dem Verlag Allert de Lange in Amsterdam», schrieb sie an Arnold Strauss. «Er bringt meine Bücher *Gilgi* und *Das kunstseidene Mädchen* neu heraus in Deutsch, ausserdem die Kindergeschichten, und ich bin verpflichtet, den neuen Roman bis Oktober 36 abzuliefern. (...) In dem Verlag sind nur fabelhafte Leute: Egon Erwin Kisch, Plivier, Alfred Neumann, Theodor Wolff, Georg Bernhard, Georg Hermann, Schalom Asch, Joseph Roth usw. Hoffentlich bricht keine Christenverfolgung aus – ausser mir könnt' ich da keinen Arier entdecken.»⁶⁵

Hermann Kesten hat die ambivalenten Eindrücke festgehalten, die der Neuzugang in der Emigrantenszene hinterliess:

«In der Halle des Hotels Metropole fand ich ein hübsches junges Mädchen, blond und blauäugig, in einer weissen Bluse, das lieb lächelte und wie ein Fräulein aussah, mit dem man gleich tanzen gehen möchte.» Doch dieses Mädchen zeigte im – von Alkohol angetriebenen – Gespräch schnell die andere Seite der Irmgard Keun: «Sie war naiv und brilliant, witzig und verzweifelt, volkstümlich und feurig, und kein Fräulein mehr, mit dem man tanzen gehen wollte, sondern eine Tochter, die sich ihrer Väter und Brüder schämt, eine Prophetin, die anklagt, ein Prediger, der schilt, ein politischer Mensch, der eine ganze Zivilisation sich verschlammten sah. Alles an ihr sprach und lachte und höhnte und trauerte. Sie war ganz Schmerz, ganz Empörung, ganz Leidenschaft, ganz Humor.»⁶⁶

Hier, in den Emigrantenzirkeln von Ostende und Amsterdam, politisierte sich Keuns Denken:

«(...) ich betrachte es als heilige Aufgabe mitzuhelfen in meiner Art im Kampf gegen Nazitum, menschliche Sturheit, Schlappeheit und Barbarei. So viele, die rausgegangen sind, sind lasch und zufrieden geworden, wenn sie nur ihr persönliches Auskommen hatten. Sozusagen von der Parkettloge verfolgen sie noch hier und da ein Schauspiel, das ihnen allmählich schon gleichgültig und lang-

weilig ist. Vergessen sind die Abertausende, die täglich, stündlich in den Konzentrationslagern zugrunde gehen. Vergessen sind die zu Tode Gequälten, deren Art zu denken einem vertraut war. Was in Deutschland geschieht, geht die ganze Menschheit an. Man darf da nicht bequem werden und die Augen schliessen»,⁶⁷ schrieb sie an Strauss.

Unterstützt von den Schriftstellerkollegen, arbeitete Keun weiter. Sie wollte sich ihren literarischen Ruf unter den Bedingungen des Exils neu erwerben. Vier Bücher entstanden zwischen 1936 und 1938: *Das Mädchen, mit dem die Kinder nicht verkehren durften* (1936), *Nach Mitternacht* (1937), *D-Zug dritter Klasse* (1938) und *Kind aller Länder* (1938). Immer steht eine naive weibliche Figur im Mittelpunkt.

Das Mädchen, mit dem die Kinder nicht verkehren durften, Keuns erstes Exilbuch, ist eine Sammlung von Kindergeschichten, die fast alle noch in Deutschland entstanden waren und am Ende des Ersten Weltkriegs spielen. Sie waren für die Veröffentlichung in Deutschland gedacht und vermieden deshalb alle politisch aktuellen und gesellschaftlich brisanten Themen. Es sind «Lausmädchengeschichten»,⁶⁸ frech und amüsant. Doch sie erreichten den Erfolg der ersten beiden Romane nicht; sicher auch, weil der Schriftstellerin nun, in der Emigration, das breite Publikum fehlte. Der Absatz stellte sich erst verspätet, nach dem Zweiten Weltkrieg ein, als das Buch – sehr zum Missfallen der Autorin – als leichte, humorvolle Unterhaltungslektüre gelesen wurde.

Keuns erster im Exil entstandener Roman ist *Nach Mitternacht*. Er erschien ab Oktober 1936 als Vorabdruck in der *Pariser Tageszeitung*. Am 5. November kam es zur Auseinandersetzung mit Philip van Alfen, dem Geschäftsführer des Verlags Allert de Lange; Keuns Vertrag wurde widerrufen. Die Verlagsleitung befürchte, so Lektor Landauer, «dass der Verlag durch die politische Aggressivität dieses Buches zu sehr exponiert» würde.⁶⁹ Der Vorfall zeigt, unter welchem politischen Druck durch die Nazis auch

die Exilverlage standen und wie bereitwillig sich die Nachbarländer diesem Druck beugten. Es kam zum Bruch zwischen Autorin und Verlag; sie wechselte zu Querido, dessen Programm politischer war, und blieb dort auch mit ihren folgenden Büchern.

Nach Mitternacht spielt im nationalsozialistischen Deutschland, in der Zeit vor Keuns Emigration. Das Buch schildert zwei Tage im Frühjahr 1936 in Frankfurt, mit dem ganz alltäglichen Wahnsinn des Lebens im Dritten Reich samt ‚Führerbesuch‘, jüdischen Mischehen, Flucht von Juden in die Emigration, Selbstmord und plötzlichem Tod – so wie die Heldin, die 19-jährige Susanne Moder, genannt Sanna, von Temperament und Haltung eine Seelenverwandte von Gilgi und Doris, den Frauen aus Keuns ersten Erfolgsromanen, sie erlebt. Zentrales Thema des Romans ist die Denunziation als Tat und die Denunziation am Wort, der «Missbrauch der Sprache» und die Schwierigkeiten, die die Figuren des Romans, Literaten wie Nichtliteraten, damit haben.⁷⁰ Auch Sannas Alltagssprache wird überlagert vom Propagandavokabular des Dritten Reichs. Der Effekt, der durch diese Vermischung entsteht, übertrifft den jeder Satire.

Die literarische Kritik zeigte sich – quer durch alle politischen Lager – beeindruckt von Keuns neuem Roman und seinem Blick ins Innere des Dritten Reichs, aus der Perspektive einer «Spezialistin für den Zeitroman»⁷¹. Gelobt wurde vor allem die leichte Hand, mit der das schwierige und komplexe Thema vergegenwärtigt sei. Das Buch wurde schnell ins Englische, Niederländische, Norwegische und Russische übersetzt. So kehrte Irmgard Keun in die internationale Literaturszene zurück. Ihr aktueller Erfolg überstieg den etablierter Autoren wie Brecht oder Döblin bei Weitem.⁷²

In Keuns nächstem Roman, *D-Zug dritter Klasse*, befindet sich Lenchen, die 23-jährige Protagonistin, eine stellunglose Schauspielerinnen mit starker Bindung an das Elternhaus (wie die Autorin selbst), auf der Reise ins Ausland. Die Fahrt über die Grenze hat mit Emigration und politischen Zielen zunächst nichts zu tun.

Lenchen flieht, wie ihre Mitreisenden, vor dem Gesetz: sie alle sind straffällig geworden.

In Lenchen personifizieren sich drei unterschiedliche Lebenserfahrungen, die alle – auch wenn die Handlung explizit unpolitisch bleibt – als Reaktion auf den Nationalsozialismus zu lesen sind: Innere Emigration, Mitläufertum und Exil. Gezeigt werden sie anhand der verdichteten Lebenssituation einer jungen Frau, die immer wieder der Versuchung erliegt, einem starken Mann zu folgen. So wie es als charakteristisch für die Mehrheit der deutschen Frauen im Nationalsozialismus und ihr irrationales Verhältnis zu Hitler, dem ‚Führer‘, gilt. Dieser Attraktivität kann sich auch Lenchen nicht entziehen. Ins Ausland führt sie nur ein Zufall, keine bewusste politische Entscheidung. Doch ihr Leiden an der Heimatlosigkeit ist stärker als der Wunsch nach Freiheit. Diese so banale wie wirklichkeitsnahe Grundkonstellation, die wohl Leben und Handeln vieler Emigrantinnen bestimmte, macht Lenchen zu einer für die Situation der Frauen im Exil prototypischen Figur – auch wenn *D-Zug dritter Klasse* allgemein als wenig gelungen galt.

Zu einem weit grösseren Erfolg wurde der Roman *Kind aller Länder*, der am Schicksal einer Emigrantenfamilie im Zustand des Transit durch Länder, Sprachen und Lebensverhältnisse das Exil selbst zum Thema macht. Erzählt wird aus der Perspektive der io-jährigen Kully, die mit ihren Eltern, dem Schriftsteller Peter und seiner Frau, dem schönen Annchen, ruhelos zwischen Orten und Ländern umherwandert, den typischen Exil-Schauplätzen zwischen Ostende und Lemberg, Salzburg, Paris und Nizza, Brüssel und Bordighera, Amsterdam, New York und Virginia Beach. Eigentlicher innerer Ort aber ist das Reisen, das Unterwegssein an sich:

«Wir sind aus Deutschland fortgefahren», schreibt Kully, «weil mein Vater es nicht mehr ausgehalten hat, denn er schreibt Bücher und für Zeitungen. Wir sind in die allgemeine Freiheit gewandert, und nach Deutschland gehen wir nie mehr zurück. Das brauchen wir auch nicht, denn die Welt ist sehr gross.»⁷³ Und: «Glücklich

sind wir eigentlich immer nur, wenn wir im Zug sitzen. Kaum, dass wir in einer neuen Stadt angekommen sind, bekommen wir auch schon schreckliche Angst, dass wir nie wieder fortkommen werden. Und weil wir nie Geld haben, sind wir jedes Mal in jedem Hotel und in jeder Stadt wieder gefangen und müssen gleich am ersten Tag anfangen, an unsere Befreiung zu denken.»⁷⁴

Kullys Vater, der immer unterwegs, immer voller Pläne und fantastischer Geschäftsideen ist, auch wenn sie nur selten verwirklicht werden, lässt Frau und Kind in den Hotels als Pfand zurück. Das Emigrantenleben, die ständige Geldnot mit unbezahlten Hotelzimmern, die Suche nach einer neuen Existenzgrundlage, wird zum Dauerzustand.

Kully zahlt dafür einen hohen Preis: Die Emigration bringt sie um ihre Kindheit. Zu oft muss das kleine Mädchen erwachsen und vernünftig reagieren, während seine Eltern, Vater wie Mutter, ihre kindlichen Seiten ausleben. Die Mutter in der Fixierung auf ihren Mann und in der Hilflosigkeit, mit der sie auf seine Abwesenheit reagiert, sodass die Tochter sich um ihr Wohl kümmern muss. Der Vater, indem er sich treiben lässt und den harten Tatsachen der Emigration möglichst nicht ins Auge blicken will. Kully sieht sich statt seiner in der Verantwortung; statt seiner möchte sie die Rolle des Ernährers übernehmen, durch den kindlichen Plan einer Kaninchenzucht, und für ihn den unfertigen Roman zu Ende schreiben.

Von der Suche nach einem inneren Zuhause, einer Ausgeglichenheit in sich selbst, die Keuns Frauenfiguren bisher auszeichnete, ist in *Kind aller Länder* nicht viel übrig geblieben. Die intelligente, sensible Frau voller Widersprüche hat ausgespielt; ein Kind, das ums Überleben kämpft, ist an die Stelle der weiblichen Hauptfigur getreten; die Mutter dagegen bleibt infantil und passiv.

Hinter der für Keun typischen, begrenzten Perspektive und individuellen Wahrnehmung des Kindes wird eine konflikthafte, zu vielen Kompromissen zwingende Realität sichtbar, die viele Emi-

grantenschicksale kennzeichnete. Der melancholische Optimismus des Romans wirkte, auch auf dem schwierigen Buchmarkt des Exils. Als es im Dezember 1938 erschien, etwa gleichzeitig mit Erika Manns *Zehn Millionen Kinder*, lobte die zeitgenössische Kritik vor allem diesen Optimismus; auch wenn der Preis, den die Romanfiguren dafür zu zahlen haben, hoch ist. Denn das Beste, was sie haben, ihre starke Individualität und kritische Distanz, geht unter.

Beziehungs- und Lebenskrisen

In den Emigrantenkreisen von Ostende und Amsterdam lernte Irmgard Keun durch Stefan Zweig den ebenfalls emigrierten österreichischen Schriftstellerkollegen Joseph Roth kennen. Ab Juni 1936 lebte sie für eineinhalb Jahre mit ihm zusammen, in einem Hotel in Ostende. Keun war für den patriarchalisch geprägten Roth wohl nur eine bunte Zutat in seinem ansonsten von Trauer verhüllten Leben. Keun hingegen bewunderte Roth, schätzte seinen Geist und seine Klugheit. Er arbeitete mit ihr und brachte sie, zumindest in ihren Augen, beruflich weiter.⁷⁵ Ausserdem liess sich die Einsamkeit des Exils gemeinsam leichter ertragen. Das in den Emigrantencafés schreibende und trinkende Paar wurde zum Synonym für den gefährlichen und selbstzerstörerischen Zustand Exil.

Mit dieser Partnerschaft erreichten Keuns ohnehin nicht einfache Männerbeziehungen ein neues Komplikationsstadium. In der Wirrnis dieser Verbindungen bildete sich ihre wachsende Labilität ab; zugleich spiegelten sie ihre politische Unentschiedenheit. Wie sonst hätte sie sich gleichzeitig auf so unterschiedliche intime Beziehungen einlassen können: zu einem Opportunisten des Nazi-Regimes wie ihrem Ehemann Johannes Tralow, einem wegen seiner jüdischen Herkunft verfolgten Arzt wie ihrem fernen Geliebten Arnold Strauss und einem emigrierten jüdischen Schriftsteller wie ihrem Exil-Gefährten Joseph Roth.

Der 23 Jahre ältere Schauspieler und Regisseur Tralow war entschlossen, sich mit dem nationalsozialistischen Regime zu arrangieren. Die Emigration seiner Frau war für ihn gleichbedeutend mit einer Trennung. Denn die Ehe mit einer verfeimten Schriftstellerin war seiner Karriere nicht förderlich. Im Juni 1937 wurde das Paar – auch auf Betreiben Keuns – geschieden. Nach der Scheidung verbot Tralow ihr, seinen Familiennamen zu behalten. Beide blieben dennoch bis in die Kriegsjahre in Verbindung.⁷⁶

Bereits ein halbes Jahr nach ihrer Hochzeit, im Mai 1933, zum Zeitpunkt der Bücherverbrennungen, hatte Keun in Berlin Arnold Strauss kennengelernt. Sie hatte ihn, der als Assistenzarzt an der Berliner Charité arbeitete, auf Vermittlung einer Freundin wegen ihrer zunehmenden Alkoholabhängigkeit konsultiert und er, der potenzielle Retter, hatte sich umgehend in die junge Frau verliebt. Strauss war damals bereits aus ‚rassischen‘ Gründen gekündigt und führte in den nächsten Jahren ein unfreiwillig unstetes Leben zwischen Berlin, dem Elternhaus in Barmen, Verwandtenbesuchen in Den Haag und vorübergehender Tätigkeit in Florenz. Für die Liebesbeziehung blieben nur wenige Monate: ein paar gemeinsame Wochen in Berlin, einige wenige heimliche Besuche bei Irmgard Keun. Für Strauss war die Beziehung zu Keun Ziel seines Lebens. Sieben Jahre lang, bis 1940, hielt er daran fest, auch als er 1935 in die USA emigriert war. Irmgard Keun dagegen, die verheiratet war und das damals auch nicht zu ändern gedachte, verhielt sich höchst ambivalent. Die Briefe an den Geliebten, die 1988 unter dem Titel *Ich lebe in einem wilden Wirbel* veröffentlicht wurden, sind ein erschütterndes Dokument ihrer krisenhaften Exilerfahrungen, ihrer inneren wie äusseren Gefährdung. Was das Verhältnis zu Strauss angeht, so enthielt es viele Versprechungen, aber ebenso viele Hinhaltenmanöver, Täuschungen, Lügen sowie Zeichen offener Ablehnung; ausserdem Erwartungen, vor allem bezüglich finanzieller Unterstützung. Das Thema Geld bzw. Geldmangel durchzieht die Briefe wie ein roter Faden.

Die Beziehung der beiden ungleichen Partner war vielfach belastet. Zum einen durch Strauss' jüdische Herkunft, die für eine ohnehin bereits öffentlich verfeimte Autorin nicht ungefährlich war; zum anderen durch die Ablehnung der als emanzipiert und bohemehaft diskreditierten Schriftstellerin durch Strauss' Eltern, denen er ebenso eng verbunden war wie Keun den ihren; zum Dritten und am stärksten aber durch Keuns anhaltende Ambivalenz, auch als sie in die Emigration gegangen war. Keun schwankte zwischen den vielfachen Beteuerungen, dem Geliebten in die USA folgen zu wollen und dem festen Entschluss, ihre literarische Karriere in Deutschland, später dann im europäischen Exil fortzusetzen; sie schwankte zwischen der Option auf ein neues bürgerliches Leben mit Strauss in den USA und dem bohemehaften Emigrantenleben mit Joseph Roth. Zweimal war sie fast entschlossen, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren, was immerhin Rettung vor den sich verschärfenden Verfolgungsmassnahmen des Nazi-Regimes bedeutet hätte. Zweimal schreckte sie – depressiv und weitgehend handlungsunfähig – davor zurück, weil sie die Isolierung und Abhängigkeit einer Existenz als amerikanische Hausfrau fern jedes ihr vertrauten literarischen Milieus fürchtete. Vom einzigen Besuch bei Strauss in seiner neuen Heimat Virginia Beach im Mai 1938, nach der Trennung von Roth, kehrte Keun zurück ins belgische Exil, obwohl die nationalsozialistische Expansionspolitik die Situation der Emigranten dort von Tag zu Tag schwieriger werden liess.

In der Zeit zwischen der Trennung von Roth Anfang 1938 und dem Kriegsbeginn im September 1939 verlor Keun offenbar jeden Halt. Sie drohte zu versinken in Krankheit, Armut, Depression und Einsamkeit. Die Freunde waren nach Übersee weitergezogen; die niederländischen Exilverlage lösten sich auf. Keuns Bücher waren nun auch in Frankreich und den Niederlanden verboten. Und die dortigen Behörden und Verlage erwiesen sich gegenüber den Besatzern als höchst kooperativ. Holland war für die Emigranten zur Falle geworden. Die Angst, nicht mehr wegzuziehen,

kommen, wuchs. Als die deutschen Truppen im Mai 1940 die Beneluxländer besetzten, tauchte Keun unter. Die Rückkehr nach Köln ins Elternhaus erschien ihr als einziger Ausweg in dieser existenziellen Krisensituation. Am 16. August erschien im *Daily Telegraph* die Meldung von Keuns Selbstmord. Wie es zu dieser Falschmeldung kam, ist unklar.

Mit der Rückkehr nach Nazi-Deutschland endete Keuns zweite Schriftstellerinnen-Karriere. Sie dauerte fünf Jahre, ebenso lange wie die Innere Emigration, in die sie sich nun begeben hatte. Unter dem Namen Charlotte Tralow lebte sie in Köln in einer eigenen kleinen Wohnung, versteckt und finanziert von den Eltern. Ihre Rückkehr blieb – trotz gefälschter Papiere – den Behörden nicht unbekannt. Ihre Schriften wurden 1941 auch unter dem bürgerlichen Namen Irmgard Tralow in den ‚Schwarzen Listen‘ geführt.

1946, nachdem die Jahre der Inneren Emigration überstanden waren, brach Irmgard Keun zusammen. Wegen Alkoholmissbrauchs wurde sie in die Psychiatrie Bonn eingeliefert; die Aufenthalte häuften sich in den Jahren zwischen 1966 und 1972. 1947 erschien ihr einziger autobiografischer Text, das schmale Bändchen *Bilder und Gedichte aus der Emigration*, in dem sie ihren Schlingerkurs durch die Jahre des Dritten Reichs verschleiern und rechtfertigen sucht. 1950 folgte der Heimkehrerroman *Ferdinand, der Mann mit dem freundlichen Herzen*. Damit startete Keun eine dritte literarische Karriere. Seit Kriegsende schon schrieb sie satirische Texte für den Kölner Rundfunk. Ihr zentrales Thema war noch immer der kritische Blick auf die Gegenwart, jetzt der auf die schnell gewendete, opportunistische Mentalität der Nachkriegsdeutschen.

1977 wurden Irmgard Keun und ihr Werk durch Jürgen Serkes Artikelreihe über *Die verbrannten Dichter* einem grossen Publikum wieder zugänglich gemacht. Neuauflagen bestätigten noch einmal Keuns literarischen Rang und Erfolg. 1982 starb sie in Köln an einem Lungentumor.

ZWEITES KAPITEL

Sie haben meine Seele verbrannt

Schriftstellerinnen in der Bücherverbrennung

«Sie haben meine Seele verbrannt, mein Leben zerstört, meine Jugend, meinen Frohsinn, mein ganzes Ich ausgelöscht wie der Sturm ein brennendes Licht.»⁷⁷ So beschreibt die Ärztin, Psychotherapeutin und Publizistin Hertha Nathorff am Ende des Dritten Reichs die Auswirkungen, die das nationalsozialistische Regime auf ihr Leben hatte. Im Mai 1933, drei Monate nach der Machtergreifung, brannten in Deutschland die Bücher; landauf, landab, in fünfunddreissig Universitätsstädten. Ob darunter auch die Bücher von Schriftstellerinnen waren, ist bis heute ungewiss. Gewiss hingegen ist, dass ihre Werke verboten und beschlagnahmt, die Autorinnen selbst diffamiert, ausgegrenzt und verfemt wurden – mit einschneidenden Folgen für ihr Schreiben und ihre ganze Existenz.

Angezündet wurden die Scheiterhaufen von willfährigen Jungnazis aus der ‚Deutschen Studentenschaft, dem Dachverband aller (männlichen) Studierenden. Sie nahmen damit Planspiele aus der Berliner Machtzentrale der NSDAP auf, dem Hauptamt für Presse und Propaganda unter Joseph Goebbels. Die Idee einer ‚Aktion wider den undeutschen Geist‘ war dort in jener noch chaotischen Form entstanden, die charakteristisch ist für die Anfangsphase des Dritten Reichs. Die Studenten setzten diese Pläne, unterstützt von einer mehrheitlich opportunistischen Professorschenschaft, als freiwillige Helfershelfer in vorausseilendem Gehorsam in die Tat um. Als unmittelbares historisches Vorbild galten den

Akteuren die Bücherverbrennungen Luthers von 1520 und des studentischen Wartburgfests von 1817; obwohl der historische Kontext beider Ereignisse dem der sich etablierenden nationalsozialistischen Diktatur in nichts vergleichbar ist.

Die Aktionen um den 10. Mai 1933 selbst, ob in Danzig oder Freiburg, Göttingen oder Köln, auf dem Opernplatz in Berlin oder auf dem Königsplatz in München, sollen recht unspektakulär verlaufen sein, auch wenn neben den Parteigrößen die Amts- und Würdenträger der örtlichen Universitäten durchweg mit von der Partie waren und das Schauspiel durch ihre Anwesenheit legiti mierten. Das ‚Volk‘, die applaudierenden ‚Massen‘, soll – jedenfalls in Berlin – sehr überschaubar, ja zum Teil sogar eigens ein bestellt gewesen sein. Und die Scheiterhaufen wollten nicht so recht lodern, denn Bücher brennen bekanntlich schlecht.

Ob auf den Scheiterhaufen auch Bücher von Schriftstellerinnen verbrannt wurden, ist, wie bereits erwähnt, ungewiss. Die österreichische Autorin Gina Kaus berichtet in ihren Memoiren zwar, dass ihre Bücher in Berlin den Flammen übergeben worden seien, doch sie selbst war nicht dabei, sondern hielt sich damals in Wien auf. *Bei Verbrennung meiner Bücher* – so der Titel von Erich Kästners berühmt gewordener Erinnerung an den Abend des 10. Mai 1933 in Berlin – ist zum eingängigen literarischen Topos geworden; ein Topos mit hohem literaturpolitischem Legitimationswert. Wie weit er auf Autopsie beruht, sei dahingestellt.

Erich Kästner gehört jedenfalls zu den fünfzehn Autoren, die in den ‚Feuersprüchen‘, die bei den Bücherverbrennungen rezi tiert wurden, namentlich genannt sind. Eine Autorin ist auch hier nicht dabei. Der Grund dafür ist einfach: Den Schriftstellerinnen fehlte es im Dritten Reich, mehr noch als in den Jahren der Weimarer Republik, an der nötigen literarischen Prominenz. Als die NS-Behörden 1933 Annette Kolbs Weigerung, in die Reichsschrifttumskammer einzutreten, einfach ignorierten, interpretierte

sie das ganz in diesem Sinne: «Meine Chance besteht in der Verachtung der Nazis für Frauengehirne.»⁷⁸

Bei allem Symbolwert und Signalcharakter der Bücherverbrennungen sollte nicht übersehen werden, dass sich hinter dieser willkürlich erscheinenden Aktion eine grundsätzliche kulturpolitische Intention verbarg: der entschiedene Wille, die deutsche Literatur systematisch zu ‚säubern‘ und zu lenken, und zwar durch eine nicht öffentliche Schrifttumspolitik. Sie sollte unauffällig, über bürokratische Massnahmen wirken und nach aussen möglichst wenig in Erscheinung treten. Ihre Umrisse zeichneten sich schon seit Jahren in der Hetze der NSDAP-nahen Presse ab, besonders des *Völkischen Beobachters*. Hier tauchte schon Mitte der Zwanzigerjahre das ganze Begriffs-Instrumentarium auf, das sich dann in den sogenannten ‚Auswahl- und Wertprinzipien‘ der offiziellen NS-Schrifttumspolitik wiederfand: in Begriffen wie ‚Asphaltliteratur‘, ‚zersetzend‘ und ‚intellektueller Nihilismus‘, ‚jüdisch‘ und ‚Kulturbolschewismus‘. Sie kehrten in den 1933 einsetzenden, ab 1935 und noch einmal 1938 verschärften gesetzlichen Regelungen zur systematischen Kontrolle und ‚Gleichschaltung‘ des gesamten literarischen Systems wieder; von den Autoren über die literaturvermittelnden Instanzen wie Verlagen, Druckereien, papierverarbeitenden Betrieben und Buchhandlungen bis zur Rezeption durch Literaturkritik, Buchkäufer und Leser. Die Massnahmen für Verbot, Verfemung und Verfolgung wurden einerseits ‚rassisch‘, andererseits politisch begründet.

Am 22. September 1933 trat das Reichskulturkammer-Gesetz in Kraft, erlassen vom neu gegründeten Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda unter Joseph Goebbels. Die ihm unterstellten Kulturkammern, darunter die Reichsschrifttumskammer und die Reichspressekammer, wurden zu Rechtsnachfolgern der ab sofort aufgelösten schriftstellerischen und buchhändlerischen Berufsverbände, wie z.B. dem Schutzverband deutscher Schriftsteller und dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels. Die Mitgliedschaft in der Reichsschrifttumskammer war obligato-

risch. Wer ihr nicht angehörte, der konnte, gleich, ob Autor, Verleger oder Buchhändler, in seinem Beruf nicht mehr tätig sein, unterlag also praktisch einem Berufsverbot. Auf diese bürokratische Weise – durch Ausschluss – entledigte sich die RSK 1935 aller jüdischen Verleger und Buchhändler und 1937 auch ihrer 1'500 jüdischen Autorinnen und Autoren. Sie alle hatten damit jede Publikations- und Verbreitungsmöglichkeit innerhalb des Deutschen Reichs verloren.

Neben das Berufsverbot trat als zweites Steuerungsinstrument das Buchverbot. Insgesamt wurden von den NS-Behörden 12'700 Buchtitel indiziert. Es begann schon 1933 mit ersten, noch vorläufigen ‚Schwarzen Listen‘ zur ‚Säuberung der öffentlichen Büchereien‘. Ihnen folgten – neben umfassenden Konzessionsdirektiven und ‚Informellen Anweisungen‘ für den Buchhandel – ab 1936 die vereinheitlichten offiziellen ‚Listen des schädlichen und unerwünschten Schrifttums«. Sie kursierten – in verschiedenen Fassungen – in den öffentlichen Büchereien, aber auch im Buchhandel und dienten nicht nur zur Ausgrenzung missliebiger Autoren und Werke, sondern zusätzlich auch zur Verunsicherung und Einschüchterung der Literaturvermittler. Man wollte den Verlegern die Verantwortung für ihre Neuerscheinungen nicht abnehmen und den Buchhändlern nicht die Auswahl ihres Sortiments. Ein gut nationalsozialistisch gesinnter Verleger oder Sortimenter müsse – so der Anspruch – von sich aus wissen, was ‚weltanschaulich‘ richtig sei und was unerwünscht. Wer es nicht wusste oder beachtete, dem halfen umfangreiche Beschlagnahmungsaktionen der Politischen Polizei und Säuberungsmassnahmen der Volksbüchereien auf den rechten Weg.

Schon die erste inoffizielle ‚Schwarze Liste‘ von 1933 enthielt die Namen mehrerer Autorinnen: solcher, die wegen ihrer politischen Haltung aufgefallen waren, wie die Kommunistin Anna Seghers, die Pazifistin Bertha von Suttner, die sozialistische Kinderbuchautorin Lisa Tetzner und die pazifistische Erfolgsautorin

Adrienne Thomas, die zu diesem Zeitpunkt schon in der Schweiz lebte. Die Liste enthielt aber auch den Namen von Rahel Sanzara alias Johanna Bieschke, die wegen ihres jüdisch anmutenden Pseudonyms fälschlicherweise aus ‚rassischen‘ Gründen in Verdacht geriet.

Das Drama *Die Sardinienfischer* der in Berlin lebenden Publizistin und Literatin Elisabeth Castonier wurde 1933 kurz nach seiner Uraufführung an der Freien Volksbühne verboten, ein weiteres Stück von ihr nicht mehr angenommen. Castonier ging ins Exil nach Wien und flüchtete nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs über Italien nach England.

Die ‚Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums‘ aus dem Krisenjahr 1938, mit dem die zweite Phase der Verfolgung einsetzte, enthielt dann insgesamt 237 Namen von Autorinnen, davon 27 von literarischem Rang und Erfolg. Es waren, ausser den schon genannten: Vicki Baum, Marieluise Fleisser, Claire Goll, Mascha Kaléko, Gina Kaus, Irmgard Keun, Lenka von Körber, Lili Körber, Annette Kolb, Else Lasker-Schüler, Erika Mann, Hertha Pauli, Anna Reiner, Alice Rühle-Gerstel, Anna Siemsen, Gabriele Tergit, Adrienne Thomas, Christa Winsloe, Hedda Zinner und Hermynia Zur Mühlen. Der weitaus grösste Teil aber waren Autorinnen von heute vergessener Unterhaltungsliteratur, von politischen Schriften und vor allem von Sachbüchern zu gesellschaftlich brisanten Themen wie Sexualaufklärung, Sittenlehre oder Psychotherapie. Unter ihnen ragen die Namen von Anna Freud, Gertrud Bäumer, Rosa Luxemburg und Clara Viebig hervor.

Nicht in den Listen aufgeführt, also nicht offiziell verboten, waren die Schriften, von Anna Gmeyner, Gertrud Isolani, Gertrud Kolmar, Ruth Rewald, Nelly Sachs und Hilde Spiel. Sie alle wurden dennoch verfolgt, in die Emigration gezwungen oder – im Fall Gertrud Kolmars und Ruth Rewalds – aus ‚rassischen‘ Gründen im KZ ermordet.

204 Namen führt das *Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller-*

rinnen im Exil insgesamt auf – ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Das sind ca. 12 Prozent der im Dritten Reich verbotenen Autoren. Wie gross die Zahl der verbotenen, verfemten und verfolgten Schriftstellerinnen wirklich gewesen sei, das lasse sich – so die Herausgeberin Renate Wall – nicht sagen.

Dankbar und
unglücklich
Annette Kolb
(1870-1967)



Glaubt man den Erinnerungen Alma Mahler-Werfels, so soll Annette Kolb auf die Frage, wie sie sich denn im rettenden amerikanischen Exil fühle, geantwortet haben: «Dankbar und unglücklich». ⁷⁹ Damit ist die ambivalente emotionale Grundsituation der Emigranten zwischen Rettung und Verlust auf die knappste Formel gebracht. Die Münchener Schriftstellerin, Publizistin, Essayistin und Übersetzerin Annette Kolb ist allerdings ein Sonderfall. Zum einen, weil sie 1933 schon zum zweiten Mal aus Deutschland emigrierte: halb freiwillig, aus Protest gegen die politische Entwicklung, halb aus einer zumindest latenten persönlichen Gefahrensituation heraus. Zum anderen, weil sie zu Beginn ihrer zweiten Emigration bereits 63 Jahre alt war, eine Generation älter als die meisten der emigrierten Autorinnen. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass Annette Kolb, genau wie Irmgard Keun, sich konsequent als fünf Jahre jünger ausgab.

Das erste Mal ging Annette Kolb während des Ersten Weltkriegs ins Exil, gefährdet durch den Verdacht des Landesverrats. 1917 bis 1919 lebte sie in der Schweiz. Ihr pazifistisches Engagement brachte sie hier wie dort in Misskredit, doch die Schweiz war auch 1933 ihre erste Anlaufstelle. Diesmal hatte sich Kolb durch ihre unbedachten politischen Äusserungen im Westdeut-

schen Rundfunk gefährdet, die ihr wiederum als Landesverrat hätten ausgelegt werden können. Der Schriftstellerkollege Manfred Hausmann hatte sie nachdrücklich gewarnt:

«Sehr verehrtes, liebes Fräulein Kolb,

(...) Sie haben sich dort sehr freimütig, wie es so Ihre Art ist, über den Zerfall Deutschlands geäußert, der durch die Harlekinaden des slowakischen Parteibuchdeutschen – gegenwärtig Reichskanzler – ja tatsächlich in ziemliche Nähe gerückt ist. Sie haben diesen Zerfall sogar als wünschenswert hingestellt. Unter leidlich normalen Menschen lässt sich darüber gewiss reden. Wer in Deutschland ist aber noch leidlich normal? Ausserdem wird ja ein ziemlich exakt arbeitendes Spitzelsystem von Staats wegen herangezüchtet. Mit anderen Worten: Überall haben Wände Ohren. (...)

Meine inständige Bitte geht nun dahin, dass Sie doch um Gotteswillen mit solchen Äusserungen ganz, ganz vorsichtig sein sollen. Sie können die entsetzlichsten Ungelegenheiten bekommen. (...) was Sie da so leichten Herzens tun, ist ja schliesslich nicht irgendwie tapfer gemeint. Es ist eben Ihre Ansicht. Bloss man darf heute eben Ansichten allenfalls haben, aber sie nicht äussern. (...)»⁸⁰

Annette Kolb hatte nach Hitlers Machtergreifung ohnehin geplant, einige Wochen bei Freunden in der Schweiz zuzubringen, um dort die politische Entwicklung abzuwarten. Nun packte sie nur das Nötigste, um ja nicht aufzufallen, und verliess am 21. Februar 1933 im Morgengrauen ihr Haus in Badenweiler, überstürzt und chaotisch, wie es ihre Art war. Selbst ihren geliebten Hund liess sie zurück:

«Annette Kolb reist in voller Panik durch Deutschland. (...) Ich möchte, sie wäre schon über die Grenze!», notierte ihr Freund René Schickele in seinem Tagebuch. «Die Nazis unterscheiden nicht zwischen dem Flattern eines verängstigten Huhns und dem Gebaren eines Landesverrätters.»⁸¹

Mit dem Taxi überquerte sie schliesslich die Grenze, im letzten Moment, wie sie im Nachhinein erfuhr. Denn am nächsten Tag

wurde der Übergang geschlossen. Annette Kolb fuhr nach Basel und stieg dort im Hotel Les Trois Rois ab, mit zwei Handkoffern und einer Hutschachtel. So begann ihr zweites Exil, das zwölf Jahre dauern und sie über die Schweiz nach Paris und schliesslich in die USA führen sollte.

Annette Kolbs erster grosser literarischer Erfolg, der autobiografisch gefärbte Roman *Das Exemplar*, lag zu diesem Zeitpunkt schon zwanzig Jahre zurück. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg hatte sie sich vor allem kulturpolitisch engagiert: für den Gedanken eines vereinten Europa, der ihr schon von ihrer deutsch-französischen Herkunft, Erziehung und Bildung her am Herzen lag und den sie auf ausgedehnten Europareisen vertiefte. Ein zweiter Roman, *Daphne Herbst*, erschien 1928.

Das Schreiben fiel der musisch vielfach begabten Annette Kolb nicht leicht. Es flog ihr nicht zu, wie es ihrer Meinung nach bei einer professionellen Schriftstellerin hätte sein müssen. Das beklagte sie vielfach. Und es brachte sie, der unsicheren Einnahmen und begrenzten Honorare wegen, immer wieder in finanzielle Schwierigkeiten. Die Grosszügigkeit ihrer vielen Freunde hatte ihr dies bisher erträglich gemacht. Nun, in ihrem zweiten Exil, belastete die finanzielle Not ihre Existenz massiv und dauerhaft. Und verlangte ihr gleich zu Beginn auch politische Kompromisse ab.

Die Europäerin auf der Flucht

Das erste Exiljahr verbrachte Annette Kolb unstedet, bei verschiedenen ihrer begüterten, etablierten Freunde in Luxemburg, der Schweiz, in Südfrankreich und bei der Schwester Germaine Stockley in Irland. Anfang 1934 ging sie nach Paris. Nach Monaten in Hotelzimmern bezog sie im Herbst 1934 endlich eine eigene Wohnung im 6. Stock eines Hauses in der Rue Casimir-Périer im

7. Arrondissement. Hier organisierte sie, nach dem Vorbild des Münchener Salons ihrer Mutter, bald einen Jour fixe, jeweils freitags und samstags um 18 Uhr, den sogenannten ‚Lautenschlag’schen Tee‘ – so benannt nach dem literarischen Vorbild der Familie Lautenschlag im Roman *Die Schaukel*, der gleichzeitig erschien. Hier trafen sich Annette Kolbs Bekannte aus der französischen Kultur- und der Emigrantenszene – und zwar immer nur sechs Personen, weil sie nicht mehr als sechs Stühle hatte. Mit dabei waren unter anderem Harry Graf Kessler, Jean Giraudoux und Siegfried Kracauer. Diese Tee-Einladungen erinnern an ein grosses gesellschaftliches Vorbild, nämlich die Tees in der Dachstube der jüdischen Salonière Rahel Varnhagen im Berlin der vornapoleonischen Zeit. Damals war es die einzige Möglichkeit der aus der Öffentlichkeit ausgegrenzten Frauen, selbst gesellschaftlich aktiv zu werden gegen Isolation und Einsamkeit. Doch Kolb konnte sich selbst diese einfache Form der Geselligkeit kaum leisten. Ihrem langjährigen, zuverlässigen Freund und Helfer, dem Schriftsteller René Schickele, berichtete sie: «Aber René, auch Tees kosten Geld. Es ist ein Irrtum, zu glauben, sie kosten nichts.»⁸² Aufgeben aber hat sie ihre Jours fixes letztlich nicht aus Kostengründen, sondern wegen der ihr unerträglichen Auseinandersetzungen unter den Emigranten, in die sie selbst verwickelt war, ohne es zu wollen.

Im Juni 1936 erhielt sie, deren Mutter Französin war, die französische Staatsbürgerschaft, die sie schon 1933 beantragt hatte. Dass der Antrag von den französischen Behörden so lange nicht bearbeitet wurde, dass sie gezwungen war, drei Jahre lang zwischen den beiden Nationen zu leben, kam Annette Kolb letztlich zugute. Die noch bestehende deutsche Staatsbürgerschaft ermöglichte es ihr, ungehindert zu reisen; die neue französische verhinderte, dass ihr Besitz in Deutschland enteignet werden konnte.

Als die deutschen Truppen im Mai 1940 Frankreich besetzten, blieb sie zunächst in Paris, unschlüssig, wohin sie sich wenden

sollte. Anfang Juni floh sie, wieder überstürzt, zunächst nach Vichy, dann – in letzter Minute – nach Genf, zu Carl Jacob Burckhardt. In ihren Erinnerungen *Memento* hat sie die für sie so typische Situation beschrieben:

«Waren es die letzten Tage des Mai oder Anfang Juni, dass mein ältester Pariser Freund, Fauchier Magnan, mich eines Morgens besuchte und mir sagte:

„Sie sind vielleicht nicht im Bilde. Die Deutschen rücken vor, sie sind nicht weit von Paris. Ich möchte Sie warnen.“ Dann ging er. Er war die Rettung. Aber mit diesen Worten stürzte, wie vor sieben Jahren mein Haus im Schwarzwald, meine Pariser Wohnung, mein dortiges Leben zusammen.»

Kolb floh mit einem der letzten freien Züge nach Vichy, konnte aber auch dort nicht bleiben:

«Einer der Herren sagte zu mir: „Nous ne pouvons pas vous protéger.“ War ich denn nicht Französin? Auch andere unheimliche Bureaux hatten sich dort aufgetan – von ihnen erging da ein Verbot an alle französischen Staatsangehörigen, das Land zu verlassen. Der Schweizer Gesandte, Herr Stucki, den ich zum Glück, wenn auch nur flüchtig kannte, erklärte mir: „Sie müssen fort, Sie dürfen sich einer eventuellen Wiederkehr der Deutschen nicht aussetzen.“ Mit scheinbar leichter Hand, unter Umgehung der Bureaux und mithilfe von Giraudoux erwirkte er mir die Erlaubnis, einer Aufforderung aus der Schweiz folgen und nach Genf fahren zu können.»⁸³

Der Entschluss, Europa zu verlassen und in die USA zu gehen, fiel Annette Kolb schwer. Monatelang kämpfte sie in zunehmender Panik um Visa und Tickets für die Bahn-, Schiffs- und Flugreisen. Ihre Geldnöte wurden immer drängender. In einem Brief wandte sie sich am 14. Februar 1941 hilfesuchend an den Freund Hermann Kesten, der das rettende New York schon erreicht hatte:

«Ich weiss nicht, wann und ob ich von diesen Gestaden fortkomme. Schiffe alle überfüllt, Clippers die immerzu ausfallen oder für die Post reserviert sind. (...) Vor dem 20. komme ich

kaum fort vielleicht nicht vor Ende und so lange habe ich kein Geld natürlich. Denn für einen so langen Aufenthalt war ich nicht gewappnet, da mir versichert wurde, dass ich vor dem 1. März bestimmt nach N. Y. fahren könne. Ich habe an Katia Mann geschrieben, höre aber nun, Manns seien nicht mehr in Princeton. Das Leben ist im Grossen so furchtbar im Kleinen so aufreibend geworden, dass einem der Mut manchmal verzagt mit zu tun. Meine Reise durch Spanien ganz allein war etwas Schreckliches, das erzähle ich Ihnen lieber mündlich. Hoffentlich kommt es dazu! (...) Aber leider kann ich jetzt meine Reise, die ich bisher allein bestritt, nicht länger finanzieren. Schreiben Sie mir doch gleich wie es eigentlich um mich steht lieber Kesten.»⁸⁴

Literarische Erfolge und Emigrantenstreit

Die finanziellen Nöte, die Annette Kolb hier so dezent andeutet, waren jedoch nicht die einzigen. Hinzu kamen Probleme mit ihrem Verleger Bermann Fischer und vor allem die permanente Angst, an die Gestapo verraten oder interniert zu werden.

Und dennoch: Die acht Jahre des europäischen Exils, das sie nun aufzugeben gezwungen war, waren für Annette Kolb, im Gegensatz zu den bevorstehenden Jahren in Amerika, eine erfüllte, literarisch sehr produktive Zeit. Die französische Staatsbürgerschaft, perfekte Sprachkenntnisse, die Vertrautheit mit der Kultur, vielfältige Beziehungen zu Land und Leuten, die eigene Wohnung in Paris und die Unterstützung durch Freunde erleichterten ihr die Integration. Ausserdem konnte sie auf etablierte Publikationsmöglichkeiten in einem erstrangigen Verlag zurückgreifen.

Kolb veröffentlichte im Exil ihre damals und nach 1945 populärsten, erfolgreichsten Bücher. 1934 erschien ihr dritter grosser Roman, *Die Schaukel*, bei S. Fischer in Berlin, 1937 die Biogra-

fie *Mozart. Sein Leben* beim Exilverlag Bermann Fischer in Wien und Stockholm, S. Fischers Nachfolger. Ausserdem 1937 *Festspieltage in Salzburg*, 1940 *Glückliche Reise* und 1941 *Schubert. Sein Leben*. Des Weiteren *Vorabend eines Krieges*, der erste Akt eines Dramas, das vor dem Ersten Weltkrieg spielt und 1938 in der von Thomas Mann herausgegebenen Exilzeitschrift *Mass und Wert* veröffentlicht wurde sowie 1939 *Vernichtete Existenzen*, ein Aufsatz in der Zeitschrift *Sozialistische Warte*, der aus dem Emigrantenalltag in Paris, aber auch schon von Konzentrationslagern berichtet.

Dass Annette Kolb im Exil so aussergewöhnlich viel schrieb und veröffentlichte, war möglicherweise auch durch den finanziellen Druck bedingt, unter dem sie stand. Ihre materielle Situation verschlechterte sich durch die Emigration massiv. Sie war jetzt ganz auf den Ertrag ihrer Publikationen angewiesen. Ihre Finanznot trug massgeblich dazu bei, dass sie sich politisch so ambivalent verhielt, in den Auseinandersetzungen unter den Emigranten ebenso wie gegenüber den Massnahmen der nationalsozialistischen Schrifttumspolitik.

Annette Kolb hatte vor 1933, wie die meisten professionellen Autoren, dem Schutzverband deutscher Schriftsteller angehört, der Ende Juli 1933 mit dem neu gegründeten Reichsverband deutscher Schriftsteller ‚gleichgeschaltet‘ wurde. Im Dezember 1933 wurde Kolb offiziell aufgefordert, ihren Beitritt zum Reichsverband zu erklären. Dem verweigerte sie sich mit einer Ausrede. In einem Brief an René Schickele vom 20. Dezember 1933 berichtet sie, sie habe dem ‚Reichsverband Deutscher Schriftsteller‘ mitgeteilt, dass sie «die schriftstellerische Laufbahn» schon seit zwei Jahren «aufgegeben» habe, wegen eines «Kopfleidens», von dem sie seit Längerem befallen sei. Sie arbeite nun als Pianistin.⁸⁵

So wenig plausibel dieser Vorwand auch klang, er tat seine Wirkung. Die vor 1933 vielfach ausgezeichnete Schriftstellerin Annette Kolb wurde nie Mitglied der Reichsschrifttumskammer, ihr Werk wurde im Dritten Reich dennoch nicht verboten, sie

selbst nicht ausgebürgert. Ungehindert publizierte sie in Deutschland weiter bis zur Emigration ihres Verlags 1936 und danach an seinen verschiedenen Exilstandorten, in Wien, Stockholm und New York. Sie hatte zu Recht auf die «Verachtung der Nazis für Frauengehirne» und ihre «Kopfleiden» gesetzt.

So war Annette Kolbs Situation als Autorin gesicherter als die der meisten Schriftstellerinnen im Exil. Sie blieb Teil eines trotz mancher Auseinandersetzung auch im Exil weiterhin funktionierenden literarischen Netzwerks, ihre Produktivität war ungebrochen. Ihre Haupteinnahmequelle aber, die Publikationen in deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften, hatte sie eingebüsst. Und die Präsenz auf dem deutschen Buchmarkt, auf die sie der Honorare wegen dringend angewiesen war, hatte sie sich – betrachtet man die Situation rückblickend – mit dem Verzicht auf jede direkte politische Auseinandersetzung mit dem Faschismus erkaufte.

Das zeigte sich schon 1934, als Kolbs neues Buch *Die Schaukel* erschien. Der Roman greift – wie schon seine Vorgänger – auf autobiografisches Material zurück, nämlich auf Kolbs Elternhaus im München des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Er handelt von Kindheit und Jugend der knabenhaften und daher Mathias genannten Tochter einer deutsch-französischen Familie zwischen bayerischem Katholizismus und preussischem Protestantentum, zwischen bajuwarisch-französischem Laissez-faire und «neudeutscher Grossmannssucht», zwischen «altdeutschem Patrizertum und neureicher Bourgeoisie».⁸⁶ Die Handlung endet mit dem Brand des Münchener Glaspalasts im Juni 1931. Er nimmt den Brand des Berliner Reichtags vom Januar 1933 metaphorisch vorweg und wird so zum Signal für das Ende der liberalen Weimarer Republik. Die scheinbar unpolitische Handlung wird damit in einen politisch hochaktuellen Bezugsrahmen gestellt.

Der Zeitpunkt des Erscheinens, kurz nach Hitlers Machtübernahme, unter der Zensur einer schon weitgehend ‚gleichgeschalteten‘ Buchkritik, war politisch extrem ungünstig. Dass *Die*

Schaukel einmal Kolbs populärstes Werk werden sollte, war damals nicht abzusehen, obwohl ihr die deutschen Leser treu blieben, das Buch im Erscheinungsjahr immerhin zwei Auflagen erreichte und die emigrierten Kollegen Joseph Roth und René Schickele zu begeisterten Kritiken hinriss. Doch das war – unter den Publikationsbedingungen im Dritten Reich – Beifall von der falschen Seite. Annette Kolb war zu diesem Zeitpunkt bereits tief in die Auseinandersetzungen zwischen dem Verleger Gottfried Bermann Fischer und der Emigrantenpresse verstrickt. Diese prangerte Bermann Fischers Verlagspolitik und die Versuche, seine Autoren von Stellungnahmen gegen das NS-Regime abzuhalten, als opportunistisch an und warf dem Verleger vor, seine Autoren ideologisch unter Druck zu setzen, indem er ihnen mit dem Verlust der Verlagsbeziehungen drohe.

Angefangen hatte die Auseinandersetzung im Frühjahr 1933 mit einem Aufruf Klaus Manns, der in die Literaturgeschichte des Exils eingegangen ist. Klaus Mann wollte renommierte emigrierte Schriftsteller, darunter mehrere Autoren des S. Fischer Verlags und auch Annette Kolb, als künftige Mitarbeiter für seine Zeitschrift *Die Sammlung* gewinnen. Diese sollte beim Exilverlag Querido in Amsterdam erscheinen. Die Autoren sollten in der Ankündigung des Projekts als literarische Zugpferde und Protagonisten des politischen Exils namentlich genannt werden. Annette Kolb verweigerte ihre Zustimmung, ebenso wie Thomas Mann und René Schickele, und geriet damit in eine exilpolitische Zwickmühle. Sie begründete ihre Zurückhaltung gegenüber Schickele ausschliesslich mit ihrer finanziellen Notlage. Wäre der ‚Emigrantenparagraph‘, das Gesetz über Widerruf von Einbürgerungen und Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft vom Juni 1933, auf sie angewendet worden, so hätte Annette Kolb sowohl Besitz und Ersparnisse in Deutschland als auch die Publikationsmöglichkeit bei S. Fischer und damit jegliche materielle Existenzgrundlage verloren.

Die nächste Auseinandersetzung folgte mit Erscheinen der *Schaukel*. So unpolitisch der Inhalt des Romans an sich auch sein mochte, die ihm beigefügte Fussnote war es nicht. Denn sie formulierte Kolbs Respekt und die christliche «Dankesschuld» vor den geistigen Leistungen der deutschen Juden?⁷

Die Autorin riskierte damit einen kleinen politischen Skandal und das Verbot ihres Romans. Das wurde von der Bayerischen Staatspolizei dann auch gefordert. Um ihr Buch auf dem Markt zu retten, stimmte Kolb schliesslich einem Kompromiss zu. Die Fussnote sollte ab der nächsten, der sechsten Auflage entfallen. Als die Emigrantenpresse, allen voran Leopold Schwarzschild in seiner Zeitschrift *Das Neue Tage-Buch*, ihr Verhalten und das ihres Verlegers angriff, da fühlte sich Annette Kolb auch noch in ihren guten Absichten verletzt – ein weiterer Beweis ihrer politischen Unbedarftheit.

Die Autorin unterstützte ihren Verleger auch gegen die weiteren publizistischen Angriffe Leopold Schwarzschilds. Dieser ging immer offensiver gegen Bermann Fischers Verlagspolitik vor. Und jener suchte weiter die öffentliche Unterstützung derjenigen seiner Autoren, die politisch nicht links standen, Deutschland nicht aus ‚rassischen‘ Gründen verlassen hatten und ihm zudem besonders verpflichtet waren. Das traf neben Thomas Mann und Hermann Hesse nur auf Annette Kolb zu. Die gemeinsame Ehrenrettung der drei Autoren für Bermann Fischer erschien am 18. Januar 1936 in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Annette Kolb gab später – wiederum in einem Brief an Schickele – an, von Thomas Mann zur Unterschrift «moralisch gezwungen» worden zu sein, weil sie als Schriftstellerin im Exil von der Verbindung zu den Manns abhängig gewesen sei.⁸⁸

Annette Kolb suchte die geschilderten öffentlichen Konflikte nicht von sich aus. Sie wurden ihr durch die Lebens- und Publikationsbedingungen des Exils aufgezwungen. Sie versuchte, sich aus der Affäre zu ziehen und ihrer vermeintlichen inneren Verpflichtung, die sie als existenzielle Abhängigkeit gegenüber den

Akteuren empfand, nachzukommen, ohne direkt politisch Stellung zu beziehen.

Wie verhasst ihr die Streitigkeiten und Querelen innerhalb der verschiedenen politischen Lager der Emigrantenszene waren und wie hilflos sie sich ihnen ausgeliefert fühlte, zeigen ihre Distanzierungsversuche aus der Pariser Zeit. Sogar ihren geliebten Jour fixe stellte sie deswegen ein: «*Eins* weiss ich:», schrieb sie an René Schickele, «mit Emigranten hab *ich* nichts mehr zu tun»?⁹

Fremd, arm und einsam. Annette Kolb in New York

Im März 1941 landete Annette Kolb in New York und lebte hier vier Jahre lang, bis zum Kriegsende. Es war ihr zweiter Aufenthalt dort. Sie hatte die Stadt bereits 1939 auf einer längeren Reise kennengelernt. Dorothy Thompson, damals Präsidentin des Internationalen PEN-Clubs, die als einflussreiche Journalistin die europäischen Emigranten aktiv unterstützte, hatte sie zu einer Tagung eingeladen. Sie half ihr auch jetzt, Kontakte zu knüpfen und sich ins amerikanische literarische Leben einzubinden. Bei offiziellen Anlässen und auf privaten Einladungen traf Kolb unter anderem mit Präsident Roosevelt und Thomas Mann zusammen, jedoch ohne Erfolg. New York war und blieb für die kultivierte Europäerin eine gänzlich fremde Welt. Im Alter von über 70 Jahren sah sie sich hier bitteren Erfahrungen ausgesetzt: fremd zu sein, arm und sehr einsam. Oder, wie sie selbst es formuliert haben soll: «Dankbar und unglücklich.»

Wovon Annette Kolb in den USA lebte, ist letztlich unklar. Sie erhielt kleine Honorare von Bermann Fischer, gewann eine gewisse Summe aus dem Verkauf eines wertvollen Gemäldes und wurde, wie schon im französischen Exil, weiter von der American Guild for German Cultural Freedom unterstützt. Über die nähere Umgebung von New York kam Kolb nicht hinaus. Sie wohnte zu-

nächst im Hotel Bedford, das literarisch als Lieblingsaufenthaltsort von Klaus Mann bekannt wurde, und später, als sie sich das Hotelleben nicht mehr leisten konnte, in verschiedenen möblierten Zimmern – mit dem Hotel Bedford als ständiger Postadresse.

Annette Kolbs literarisches Werk war auf dem amerikanischen Buchmarkt ohne jede Chance. «Ich bin zu alt, um anderswo Wurzeln zu schlagen», schrieb sie 1944, als sich das Ende des Exils abzeichnete, an eine Freundin, «obwohl ich dies Land bewundere, je mehr ich es kennenlerne und ich weiss, obwohl es mir hier persönlich sehr schlecht ging, weil ich mit meiner Arbeit keinen Erfolg hatte, werde ich nach vielem hier Heimweh haben, wenn ich weggegangen sein werde.»⁹⁰

Publikationsmöglichkeiten hatte Kolb kaum noch. Der Verleger Kurt Wolff, der sich in den USA mit Pantheon Books neu etabliert hatte, mutete ihr die ganze Wahrheit zu, als er 1945 über ein Buchprojekt, das sie ihm angeboten hatte, schrieb:

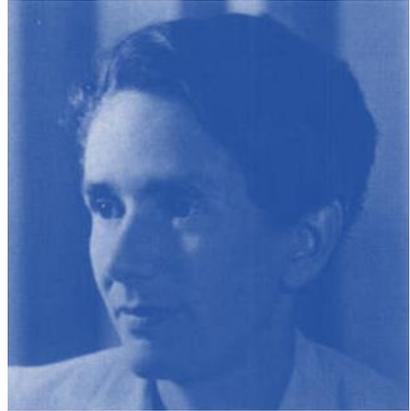
«Als Verleger an sich und als Europäer Kurt Wolff würde ich glücklich sein, dürfte ich dies Buch hier verlegen. Aber als verantwortlicher Pantheon publisher muss ich mir sagen: es ist out of question. Was wir Europäer da assoziieren, geniessen, zwischen den Zeilen lesen, bleibt taub und tot, was übrig bleibt ist das bisschen plot, das allein so wenig besagt.»⁹¹

Wolffs Einschätzung galt, was Annette Kolb damals noch nicht wissen konnte, auch für ihre Zukunft auf dem deutschen Buchmarkt der Nachkriegszeit. Als sie 1945 nach Europa zurückkehrte, hatten sich die Verhältnisse auch hier grundlegend verändert. Die fortschreitende Amerikanisierung setzte anstelle der bürgerlichen Lesereleite auf einen am Unterhaltungsorientierten Massenmarkt, auf dem für Kolbs «assoziativen, feuilletonistischen» Schreibstil kein Platz mehr blieb.⁹²

Trotz vieler Warnungen vor den Veränderungen, die sie erwarten würden, glaubte und hoffte Annette Kolb, in die ihr vertrauten Verhältnisse der Vorkriegszeit zurückkehren und dort an die alten Erfolge anknüpfen zu können. Bei der ersten sich bietenden Gele-

genheit reiste sie heim nach Europa. Am 25. Dezember 1945 landete sie in Irland, bei der Schwester, und versuchte dann, als 75-Jährige, ihr altes Leben zwischen München, Badenweiler und Paris wieder aufzunehmen. Sie wurde für ihr politisches Engagement und ihr literarisches Werk hochgeehrt und vielfach preisgekrönt. Dennoch kehrte sie zurück in ein ‚Exil nach dem Exil‘.

Turbulente
Einsamkeit
Erika Mann
(1905-1969)



Erika Mann, die Älteste in der Reihe der sechs Geschwister, war dem berühmten Vater, aus dessen mächtigem Schatten sich keines der Kinder je ganz zu lösen vermochte, als sein Liebling besonders eng verbunden. Die Exilsituation trug zu dieser, ein eigenständiges Leben auch behindernden Bindung sicherlich das ihre bei. Die einzige feste Adresse, die Erika Mann je hatte, war und blieb lebenslang die bei den Eltern.

Sie trat im Lauf ihres Lebens in vielen verschiedenen Rollen öffentlich in Erscheinung: als Schauspielerin und Journalistin, als Kabarettistin, Schriftstellerin und Vortragsreisende, als Herausgeberin und literarische Mitarbeiterin ihres Vaters. Sie wurde eine der erfolgreichsten unter den schreibenden Frauen im Exil.⁹³ Die klassischen literarischen Genres, Roman, Erzählprosa, Drama und Lyrik, die in ihrer Familie von Männern mehrfach besetzt waren, verstand sie zu umgehen. Sie entfaltete ihre Talente in Nischen und betrat Neuland: im Kabarett, im politischen Essay, in Vorträgen, Reportagen, Berichten und im Kinderbuch – Formen, die Fakten mit Fiktion mischen und bei Erika Mann alle eine antifaschistische Botschaft haben. Ihre Schriften standen sämtlich auf den Verbotslisten der NS-Schrifttumspolitik. Erika Mann wirkte im Exil – wie ihr berühmter Vater – als Vertreterin des

‚anderen Deutschland‘. Der Situation und Funktion von Frauen im Nationalsozialismus und im Exil galt ihr besonderes Interesse und Augenmerk.

Von der gesellschaftlichen auf die politische Bühne

Der Weg, den Erika Mann bis zu solch politisch motiviertem Schreiben und Handeln zurücklegte, war weit. In den Anfängen ihres öffentlichen Lebens in der Weimarer Republik hatte sie ein demonstratives, programmatisches Desinteresse an Politik gepflegt – eine weitverbreitete Haltung, die sie später, geläutert durch Hitlers Machtantritt und die Erfahrungen der Emigration, als mitverantwortlich dafür ansah, dass die Nationalsozialisten aufsteigen konnten. In den ‚Goldenen Zwanziger] ahren‘ aber gehörte Erika Mann, privilegiert durch ihre Herkunft aus gutem, bürgerlich-liberalem, begütertem Haus, privilegiert auch durch ihre vielfältigen Begabungen und Fähigkeiten, zunächst zur verwöhnten Jeunesse dorée der Republik. Und sie benahm sich auch so. Sie führte, eng verbunden mit ihrem Bruder Klaus, ein ungewöhnlich freies und mobiles Leben, ausgerichtet ganz auf ihre individuellen Bedürfnisse. Dass sie damit provokativ an die Grenzen dessen stieß, was für ein traditionelles bürgerliches Frauenleben als schicklich galt, nahm sie billigend und wohl nicht ohne Lustgewinn in Kauf. Den verschwenderischen Lebensstil, mit extravaganten Reisen, schnellen Autos, First-Class-Hotels und Designerkleidung, dessen Tempo und Anforderungen sie wohl nur mithilfe von Drogen gewachsen war, behielt sie lebenslang bei.

Zunächst aber interessierte sich Erika Mann vor allem für das Theater, die Kunst und – mehr noch – für die Bohème. 1924 begann sie eine Ausbildung zur Schauspielerin bei Max Reinhardt in Berlin, der ersten Adresse im deutschsprachigen Raum, und spielte dann – meist in klassischen Rollen – an verschiedenen

Theatern. 1926 heiratete sie den Starschauspieler Gustav Gründgens und tourte 1927 mit der *Revue zu Vieren* unter seiner Regie, gemeinsam mit dem Bruder Klaus und Pamela Wedekind durch Deutschland. Mit dieser Tournee machten die prominenten ‚Dichterkinder‘ Furore, weil sie sich herausnahmen, mit ihren gesellschaftlichen und sexuellen Rollen zu spielen. Und die Mann-Geschwister setzten diesen Erfolg im selben Jahr mit einer Vortragstournee durch die USA fort, wo sie als «The Literary Mann-twins» reüssierten – abenteuerlich, weltoffen, extravagant.

Literarischer Ertrag dieser Reise waren erste Buchveröffentlichungen: 1929 erschien von Erika Mann *Rundherum. Ein heiteres Reisebuch* bei S. Fischer, dem bekanntesten deutschen Literaturverlag, dessen berühmtester, damals eben mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnete Autor ihr Vater war. 1931 folgte, gemeinsam mit Klaus Mann verfasst, der alternative Reiseführer *Das Buch von der Riviera. Was nicht im Baedeker steht* im Piper Verlag, im Jahr darauf Erika Manns erstes Kinderbuch *Stoffel fliegt übers Meer*.

1932, noch vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten, wechselte Erika Mann von der gesellschaftlichen auf die politische Bühne. Sie gründete, gemeinsam mit dem Musiker Magnus Henning, *Die Pfeffermühle*, ein politisches Kabarett. Beteiligt waren unter anderem die Schauspielerin Therese Giehse und Klaus Mann. Das Kabarett bezog in Sketchen und Songs Stellung zur Arbeitslosigkeit und zur gesellschaftlichen Gleichgültigkeit, zur Dummheit und politischen Ignoranz. Die meisten Texte stammten von Erika Mann selbst, andere von Erich Mühsam, Walter Mehring und Klaus Mann. Die Premiere fand am Neujahrstag 1933 in München statt, vier Wochen bevor Hitler die Macht übernahm. Das Ende der *Pfeffermühle* – zumindest in Deutschland – kam schon nach wenigen Wochen, mit dem Reichstagsbrand. Es kam nicht unerwartet. Die Emigration war – das wussten alle Beteiligten – nur eine Frage der Zeit, auch wenn ihr Kabarett oft als zu

wenig politisch kritisiert wurde. Thomas Mann bezeichnete *Die Pfeffermühle* später als «Schwanengesang der deutschen Republik». ⁹⁴

Erfolgreich im Exil: Die Pfeffermühle

Mitte März 1933 ging Erika Mann ins Exil in die Schweiz, nach Arosa zu den Eltern, die sich dort urlaubshalber aufhielten. Sie ging mit kleinem Gepäck, wie viele Emigranten der ersten Phase, in der sicheren Annahme, dass der nationalsozialistische ‚Spuk‘ in wenigen Wochen vorbei sein würde. Dass es anders kommen würde, sah Erika Mann früher und klarer als viele andere, auch als ihr Vater. Und sie war es, die Thomas Mann zu deutlicher Stellungnahme gegen den Nationalsozialismus aufforderte, was das Risiko von Ausbürgerung und Emigration und, damit verbunden, des literarischen Wirkungsverlusts miteinschloss. Dafür setzte sich Erika sogar der Gefahr aus, beim geliebten ‚Zauberer‘ in Ungnade zu fallen.

In Zürich bereitete Erika Mann das Comeback der *Pfeffermühle* vor. Es war das erste deutsche Kabarett, das ins Exil ging und eine der wenigen literarischen Exil-Unternehmungen, die publizistisch und ökonomisch reüssierten, zumindest in den europäischen Gastländern. Am 1. Oktober wurde *Die Pfeffermühle* im Hotel Hirschen in Zürich wiedereröffnet. Tournée durch die Schweiz, Luxemburg, die Niederlande, Belgien und die Tschechoslowakei folgten. Doch schon im Jahr darauf, ab November 1934, wurde das Kabarett auch in der Schweiz politisch unter Druck gesetzt, zuerst durch Krawalle, die von ortsansässigen Nazis organisiert worden waren, später durch die Interventionen der deutschen Botschaften und verschärfte Zensur sowie bürokratische Schikanen bei der Erteilung der Spielgenehmigungen in Amsterdam und Prag. Im Juni 1935 drohte Erika Mann die Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft; ihr Name stand auf der sogenannten

‚4. Ausbürgerungsliste‘. Sie wich aus in eine Passehe mit dem Schriftsteller W.H. Auden, die ihr die britische Staatsbürgerschaft sicherte. Von Gustav Gründgens war sie mittlerweile geschieden. Das Ende der *Pfeffermühle* in Europa kam im Mai 1936 in Luxemburg. Nach 1034 Vorstellungen gab das politische Kabarett auf. Das erfolgreichste Theaterunternehmen der deutschsprachigen Emigration war tot.

Klaus und Erika Mann versuchten zwar, gegen die Mehrheitsmeinung im Team, das Kabarett 1937 in New York noch einmal wiederzubeleben, doch die Skepsis der Kollegen erwies sich als nur allzu begründet. Der Versuch misslang. «Duktus und Diktion eines europäisch-deutschen Kabarett» mit seinen literarischen Anspielungen, dem «Doppelsinn der Pointen»,⁹⁵ den vielfachen Bezügen zur kulturellen europäischen Tradition wurden in den USA von Publikum und Kritikern nicht verstanden. Die Manns waren nach wenigen Vorstellungen gezwungen, auch hier aufzugeben.

Public speaker number 1

Erika Mann, die sich mittlerweile zur Humanistin und Demokratin gewandelt hatte, blieb in den USA. Sie versuchte, den Nationalsozialismus anderweitig öffentlich zu bekämpfen: als Schriftstellerin, Journalistin, Kriegskorrespondentin und – vor allem – als Vortragsreisende, auf amerikanisch: ‚Lecturer‘.

In ihrer Fragment gebliebenen Autobiografie *Ausgerechnet Ich* beschreibt Erika Mann ihre Intention:

«Dies war mein einziger Ehrgeiz und meine einzige Beschäftigung während der letzten zehn Jahre: Auf meine eigene bescheidene Weise die Mächte des Bösen zu bekämpfen – am krassesten verkörpert vom finsternen Phänomen des Nazismus. Dies war meine Arbeit und mein Abenteuer, den Erzfeind zu demaskieren, lächerlich zu machen, anzuklagen und zu verwirren. Die Botschaft, die ich vermitteln wollte, war immer ein direkter, unge-

schminkter Appell an die menschliche Solidarität gegen die unmenschlichen Mächte der Dunkelheit und der Zerstörung. Das ist es, was ich in all meinen Schriften und Reden ausdrücken wollte, in meinen Büchern und Zeitungsartikeln, meinen Geschichten für Kinder, meinen Vorträgen und Radioansprachen. Ich sagte es von hundert Theaterbühnen in Europa, als ich den Kontinent mit meinem kleinen Kabarett *Die Pfeffermühle* bereiste, und ich sagte es von Hunderten von Rednerpulten in den Vereinigten Staaten.»⁹⁶

Als ‚Lecturer‘ war Erika Mann aussergewöhnlich erfolgreich; bald gehörte sie zu den begehrtesten Vertretern dieses typisch amerikanischen Berufs. Der Einstieg in die neue Karriere war gut vorbereitet. Zum einen durch die Tour der «Literary Manntwins» von 1927, zum anderen durch den internationalen Ruhm ihres Vaters, der mittlerweile als bekanntester literarischer Emigrant in Santa Monica/Kalifornien lebte. Ihren ersten grossen Auftritt hatte Erika Mann bei der öffentlichen Massenkundgebung Amerikas gegen Hitler, der Peace and Democracy Rally am 15. März 1937 im New Yorker Madison Square Garden vor rund 23‘000 Menschen.⁹⁷

«Zunächst sprach ich auf einer Massenversammlung in Madison Square Garden, zusammen mit Mayor La Guardia, General Johnson, John L. Lewis (dem damals mächtigsten Gewerkschaftsführer) etc.. Es war die Massendemonstration gegen das Nazitum, eine Veranstaltung, die im ganzen Land grösste Beachtung fand. Zusammengerufen vom American Jewish Congress, wurde sie geleitet von Chairman Rabbi Stephen Wise. Aus wiederum unwägbareren Gründen fiel ich besonders auf, mein Bild erschien in *Time Magazine*, und schon war ich als ‚lecturer‘ gemacht. Wenig später erschien mein erstes englisches Buch *School for Barbarians*, ein genauer Dokumentarbericht über Erziehung im Hitlerstaat. Der Band, ein Bestseller, führte mich weiterhin ein.»⁹⁸

Die Reisen, später gemanagt durch die renommierte Agentur Feakins Inc., führten die Rednerin quer durch Amerika, zu Vorträ-

gen in Colleges, Wohltätigkeitsvereinen, Kirchen und Women's Clubs. Zehn Jahre lang war Erika Mann so unterwegs. Bis 1950 fuhr sie, unterbrochen von Reisen ins krisengeschüttelte Europa, vier bis fünf Monate jährlich durch die USA und hielt mehrere Vorträge wöchentlich vor 200 bis 2'000 Zuhörern.

Die Themen, über die sie sprach, waren aktuell und politisch. Im Mittelpunkt standen die Politik der Nationalsozialisten und die Situation der Hitlerflüchtlinge in aller Welt. Zusätzlich griff Erika Mann für Europa noch aussergewöhnliche, in den USA dagegen schon populäre Themen zur spezifischen Situation von Frauen auf. Ihre Grundthese zur Lage der Frauen im Nationalsozialismus lautete: Hitlers Erfolg und Machtergreifung gehe auch auf seinen emotionalen Erfolg bei den Wählerinnen zurück. Doch inzwischen seien die deutschen Frauen von seiner Politik enttäuscht. Denn die nationalsozialistische Ideologie dränge sie zurück in die traditionellen Rollen der Gebärerin und Versorgerin. Obwohl die NSDAP sich als Retterin und Hüterin der Familie aufspiele, wirke sie zugleich zerstörerisch, weil sie die Frauen durch Arbeitsdienst und andere ausserhäusliche Pflichten den Familien entziehe.»

Hellsichtig äusserte sich Erika Mann zur Realität weiblichen Lebens im Exil, auch wenn die wenigsten ihrer Erkenntnisse aus eigener Erfahrung stammten. Sie bezog in ihren Vorträgen deutlich politische Position, z.B. für einen Handelsboykott gegen das Dritte Reich und für den Kriegseintritt der USA aufseiten der Alliierten. Diese Haltung wurde von vielen Emigranten als deutschfeindlich kritisiert und auch vom FBI argwöhnisch beobachtet. Schon ab 1940 wurde Erika Mann als ‚sexuell pervers‘ veranlagte, kommunistische Agentin verdächtigt und überwacht.¹⁰⁰

Beim Publikum jedoch war die Wirkung ihrer Vorträge überwältigend:

«(...) meine Erfolge als public speaker number 1 häufen sich», schrieb Erika Mann schon 1937 nach ihrem ersten ‚Lecturer‘-

Auftritt in Cleveland an ihre Mutter. «Meine etwas kindische Art, Geschichten zu erzählen, und, nur an Hand ihrer, Schlüsse zu ziehen, die ungeheuer allgemeinverständlich sind, nimmt die schlichten Amerikaner für mich ein, und wenn es mich nicht ein wenig zu sehr *langweilen* möchte, in diesen öden Städten umherzufahren, allein – als tapfere kleine Frau, – ich könnte gewiss davon leben und dürfte wohl auch das Gefühl haben, es nicht völlig nutzlos zu tun.»¹⁰¹

Das rhetorische und argumentative Erfolgsrezept von Erika Manns Vorträgen war dem Kabarett entlehnt. Sie zielte – mit den Mitteln der plakativen Antithese – auf «satirische Entlarvung» durch «Selbstkarikatur des Systems» und machte so die nationalsozialistische Politik als Propaganda ohne realen Gegenwert durchschaubar. Mit aufklärerischer Absicht: Sie warnte das amerikanische Publikum dringlich vor der von Hitler ausgehenden Kriegsgefahr.¹⁰²

Buchpublikationen

Den Wechsel zur neuen Sprache, der für so viele emigrierte Schriftstellerinnen und Schriftsteller ein unüberwindliches Hindernis darstellte, bewältigte Erika Mann, anders als Bruder und Vater, zwar mühsam, doch letztlich mit Bravour. Auch ihre Bücher veröffentlichte sie während der Jahre im amerikanischen Exil auf Englisch.¹⁰³ Ihre Schreibstrategie beruhte auf einer attraktiven Mischung aus «Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Fiktion und Faktizität, Authentizität und Objektivität».¹⁰⁴ Diese Mischung ist charakteristisch für alle ihre Texte. Auch die theatralische Form des Schreibens übernahm Erika Mann aus dem Kabarett, ihrer ursprünglichen literarischen Ausdrucksform.

Insgesamt veröffentlichte sie im Exil einige literarische Dokumentationen und ein Kinderbuch; drei weitere Buchprojekte, eins gemeinsam mit Klaus Mann, wurden nicht ausgeführt.

Zehn Millionen Kinder. Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich, Erika Manns erstes Buch, erschien 1938 zunächst auf Englisch unter dem Titel *School for Barbarians. Education under the Nazis* mit einem Vorwort von Thomas Mann bei Modern Age Books in New York, dann im selben Jahr auf Deutsch bei Querido. Von der englischen Erstausgabe wurden innerhalb weniger Monate 40'000 Exemplare verkauft.¹⁰⁵ Das Buch befasst sich mit der Situation der Kinder im Nationalsozialismus, einem in der Exilliteratur sehr beliebten Thema. Anders als z.B. Ödön von Horvath in *Jugend ohne Gott* (1937), Anna Gmeyner in *Manja* (1938) sowie Lisa Tetzner und Kurt Held in ihren Kinderbüchern behandelt Erika Mann das Thema nicht fiktional. Sie selbst bezeichnete *Zehn Millionen Kinder* als «politisches Lehrbuch»¹⁰⁶. Genauer besehen aber ist es jene für Erika Manns Schreibart typische und beim amerikanischen Publikum höchst wirksame Mischung aus Tatsachenbericht und Kindergeschichte, in der Selbst-erlebtes und authentisch Erfahrenes in dokumentarischer Form erzählt wird. Das Buch handelt von der Jugenderziehung im bereits etablierten NS-Staat und setzt sich mit den drei Institutionen Familie, Schule und Jugendorganisationen auseinander. Dazu werden unterschiedliche Quellen verwendet, von offiziellen staatlichen Verlautbarungen über Zitate aus Hitlers *Mein Kampf* bis zu Erlebnisberichten von Kindern selbst. Ergänzt wird das dokumentarische Material durch fiktive Szenen mit Sketch- und Kabarettcharakter, die zwischen den einzelnen Informationssequenzen vermitteln sollen. Die Mischung wirkt jedoch wenig überzeugend und transportiert nichts von der ihr von Thomas Mann im Vorwort attestierten «Lauterkeit der Kritik». Es gelingt Erika Mann nicht, die Wirkungskraft der NS-Erziehungsideologie glaubhaft zu machen.

1942 liess Erika Mann diesem Bericht ein fiktionales Kinderbuch folgen, *A Gang of Ten* (deutsch 1989 unter dem Titel *Zehn jagen Mr. X*). Es schildert den antifaschistischen Kampf von Kindern aus zehn verschiedenen Nationen in einer Bande und greift

damit ein beliebtes Sujet und Erzählmuster der Kinderliteratur des Exils auf. 1940 erschien *The Lights go Down*, ein Zyklus von zehn Geschichten, ebenfalls Innenansichten aus dem Dritten Reich. Das Buch wurde in den USA ausserordentlich populär. Eine deutsche Ausgabe erschien erst 2005.¹⁰⁷

Von den beiden gemeinsam mit Klaus Mann konzipierten und geschriebenen Büchern wurde *Escape to Life* (1939) Erika Manns erfolgreichstes Buch. Es galt in den USA als ‚Who is Who in Exile‘ und führte den Amerikanern vor, welche bedeutenden Persönlichkeiten der europäischen Kultur nun – als Emigranten – unter ihnen lebten. Mit aufgenommen sind auch die Bestsellerautorinnen der Weimarer Republik, Vicki Baum, Gina Kaus und Adrienne Thomas, die erst durch das Exil einem internationalen Lesepublikum bekannt wurden.¹⁰⁸

Im Jahr danach erschien das thematisch sehr ähnliche Buch *The Other Germany*. Sein Titel ist programmatisch. Denn die öffentliche Auseinandersetzung mit dem ‚anderen Deutschland‘ prägte das literarische Exil von Anfang an. Die Autoren nutzten die alten Klischees von der fatalen «Mischung aus Kunstliebe und Politikferne» dazu, den Aufstieg Hitlers zu erklären. Ganz so, wie es dem Meinungstrend unter Emigranten entsprach.¹⁰⁹ Ebenfalls im Trend lag der von den beiden Autoren verwendete Topos vom Nationalsozialismus als Rückfall in die Barbarei, als Prozess des Verfalls und der Deklassierung, Verlust an Kultur und Zivilisation.¹¹⁰ Der Erfolg des Buches blieb hinter dem von *Escape to Life* weit zurück.

Weitere Projekte aus der amerikanischen Zeit sind Fragment geblieben: die Autobiografie *Ausgerechnet Ich* (1943) ebenso wie *Alien Homeland* (1945/46), ein Buch, das Eindrücke und Erlebnisse aus den Jahren 1944/45 wiedergibt, als Erika Mann als amerikanische Kriegskorrespondentin vorübergehend nach Deutschland zurückgekehrt war. Auch *Sphinx without Secret*, ein gemeinsam mit Klaus Mann geplantes Buch, sollte von der Lage im Nachkriegsdeutschland handeln.

Dass so viele Buchpläne nicht realisiert wurden, hat mehrere

Gründe. Sie liegen in Erika Manns Persönlichkeit. Denn sie sah ihre Lebensaufgabe – anders als der Vater – nicht primär im Schreiben, sondern in der politischen Aktivität. Diesem Anspruch aber konnte die aktuelle journalistische Arbeit eher genügen. Ausserdem waren ihr die dauerhafte Unruhe der Flucht- und Exilsituation, das Reisen und ständige Unterwegssein zur unabdingbaren Lebensform geworden, was sich mit grösseren Buchprojekten weniger gut vertrug als mit der schnellen, pointierten Publizistik.¹¹¹

Unterwegs als Kriegsberichterstatterin

Journalistische Arbeiten begleiteten Erika Manns Karriere von Anfang an. In den Vordergrund traten sie erst mit der Emigration und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs. Der Wunsch nach effizienter politischer Einflussnahme und Wirkung wurde ihr nun immer dringlicher. Und so stieg sie ins journalistische Tagesgeschäft ein. 1938 hielt sie sich, zusammen mit dem Bruder Klaus, in Spanien auf und schrieb über den Bürgerkrieg. 1941 berichtete sie für amerikanische Rundfunkanstalten und Zeitungen sowie für die deutschen Sendungen der BBC aus London über den ‚Blitzkrieg‘ Hitlers gegen England. Dass sie damit auch in Deutschland nicht ungehört blieb, beweist nicht zuletzt ein Artikel des *Völkischen Beobachters* vom 8. Oktober 1940, der Erika Mann als «politische Gebrauchsdirne aus dem Hause Mann» diffamiert.¹¹²

1943 ging Erika Mann als Kriegsberichterstatterin mit der US-Army in den Vorderen Orient, nach Kairo, Marokko, Algerien, Teheran und Palästina. Sie führte Interviews, schrieb Kriegsberichte und Geschichten für amerikanische Zeitungen und Magazine. 1944 war sie als Korrespondentin beim ‚D-Day‘ und auch bei der Befreiung von Paris dabei. Und als Reporterin kehrte sie 1944, nach elf Jahren, auch vorübergehend nach Deutschland zurück. Als einzige Frau besuchte sie die Hauptangeklagten der Nürnber-

ger Prozesse in Bad Mondorf/Luxemburg. Die Haltung der Kriegsverbrecher erschien ihr – und nicht nur ihr – niederschmetternd in ihrer Selbstgerechtigkeit, im unverstellten Hass auf die Flüchtlinge und dem trotzigen Schweigen über die NS-Zeit. Kompromisslos verurteilte Erika Mann die Entwicklung in der Nachkriegszeit – in Deutschland, aber auch bei den Siegermächten.

Das brachte ihr heftige Angriffe von beiden Seiten ein. Höhepunkt war ein Leitartikel in der Münchener Zeitschrift *Echo der Woche*, der sie und ihren Bruder Klaus als «Salonbolschewisten» und «Stalins Fünfte Kolonne» denunzierte. Dies war in den USA während des Kalten Krieges gleichbedeutend mit einem Berufsverbot. Eineinhalb Jahre lang versuchte Erika Mann eine Gegen Darstellung in der deutschen Presse oder einen Prozess gegen die Zeitschrift zu erreichen – vergeblich. Dass sie nun in den USA ebenso kaltgestellt und mundtot gemacht worden war wie in Nazi-Deutschland, wenn auch mit anderen, weniger direkten Mitteln, erlebte Erika Mann als Schock.¹¹³

Im Dienst des väterlichen Werks

Am 11. Dezember 1950 zog sie den schon 1947 gestellten Antrag auf amerikanische Staatsbürgerschaft zurück. 1952 kehrte sie mit den Eltern nach Europa zurück, in die neutrale Schweiz – und resignierte bei der Vorstellung, sich angesichts der zu erwartenden Schwierigkeiten ein viertes Mal eine berufliche Existenz als Publizistin aufbauen zu müssen. Sie nahm ihre eigene literarische Kreativität zurück und stellte Intellekt und Arbeitskraft ganz in den Dienst am Werk des Vaters. Der kannte seine Tochter gut. Als «turbulente Einsamkeit»¹¹⁴ bezeichnete er die Haltung, mit der sich Erika bei allem Kommunikationstalent und aller Lust an Provokation und öffentlicher Selbstdarstellung von ihrer Umge-

bung abschottete. Zudieser Einsamkeit trug sicher auch die Intoleranz bei, mit der Erika Mann auftrat und argumentierte. 1969 starb sie an den Folgen einer Gehirntumor-Operation.

Eine Mit-Emigrantin, Elisabeth Hauptmann, eine der Frauen um Bertolt Brecht, setzte Erika Mann noch während des amerikanischen Exils ein kleines literarisches Denkmal. Sie zeichnete sie – ganz im Ton des Meisters – als engagierte Antifaschistin und Friedenskämpferin, als eine Frau, die ihr ein Vorbild war:

«Tag für Tag, Nacht für Nacht, wird sie weiterschreiben und Reden halten, manchmal heiser, aber durchaus verständlich, manchmal müde, aber unermüdlich, oft wütend, aber voll des Mitleids, immer kämpferisch, aber für den Frieden; denn, wie der deutsche Dichter Brecht – auch er im Exil – sagt:

,What times are these
 Where talking about trees is nigh a crime
 For it implies not talking about crimes ...
 In ancient books we read of what is wise:
 To stay away from fights and live
 Our short lives without fear
 And manage without force:
 All that I cannot do: for
 I live in times too sinister, too dark ...'»¹¹⁵

Das Wort der
Stummen
Gertrud Kolmar (1894-
1943 nach Auschwitz
deportiert)



Als 1955 *Das lyrische Werk*, ein Sammelband mit Gedichten von Gertrud Kolmar, auf den Markt kam, da schien es, als würde postum eine gänzlich unbekannt Lyrikerin entdeckt. Doch zu Kolmars Lebzeiten waren bereits drei Lyrikbände veröffentlicht worden: *Gedichte* (1917), *Preussische Wappen* (1934) und *Die Frau und die Tiere* (1938). Dennoch war sie zeit ihres Lebens so gut wie unbekannt. Im Dritten Reich wurde sie als Autorin nicht wahrgenommen; ihre Bücher erschienen nicht einmal auf den «Schwarzen Listen». Verfemt und ermordet wurde sie allein aus «rassischem Gründen, nicht aufgrund dessen, was sie schrieb. Ihr Schicksal zeigt prototypisch den Prozess zunehmender Ausgrenzung, dem speziell jüdische Frauen ausgesetzt waren, die Deutschland aus Familienrücksichten nicht verlassen konnten und wollten.

Gertrud Kolmar kam 1894 als Gertrud Käthe Chodziesner in Berlin zur Welt und wuchs dort, im Wes tend, als ältestes von vier Kindern in einer grossbürgerlichen Familie des assimilierten Judentums auf. Ihr Vater war ein angesehener Rechtsanwalt, Walter Benjamin ihr Cousin mütterlicherseits. Die junge Frau wurde zur Lehrerin ausgebildet, erwarb ein Diplom als Sprachlehrerin für Englisch und Französisch und unterrichtete später in Privathäusern. Besonderes Geschick zeigte sie im Umgang mit behinderten

Kindern. Zeitzeugen und Biografen beschrieben Gertrud Kolmar als eine gänzlich unpolitische, in sich zurückgezogene Frau, der es nie gelang, sich von ihrer Familie, deren Normen und Ansprüchen zu lösen. So liess sie sich etwa 1917 von den Eltern zu einer Abtreibung drängen.

Ab 1928 lebte Kolmar – nach vorübergehender Trennung von den Eltern – wieder in deren Haus in Finkenkrug, pflegte als älteste Tochter die kranke Mutter bis zu deren Tod, betreute danach den kranken Vater. Auf eine frühzeitige Emigration, zu der sich ihre Geschwister entschlossen hatten, verzichtete sie. 1939, nach dem Zwangsverkauf des Familienhauses, lebte sie mit dem Vater im Berliner ‚Judenhaus‘ an der Speyerer Strasse. Ab Juli 1941 wurde sie zur Zwangsarbeit verpflichtet. Die späten Auswanderungspläne nach England und Palästina scheiterten. Im Februar 1943 wurde Gertrud Kolmar deportiert und wahrscheinlich in Auschwitz ermordet.

Geschrieben hat Kolmar ihr Leben lang; vor allem Lyrik, aber auch Erzählungen, einen Roman und ein Schauspiel. Zur Veröffentlichung ihrer Texte soll sie jedoch ein sehr ambivalentes Verhältnis gehabt, sie aus Scheu und Scham ganz für sich behalten haben. Kontakte in die literarische Szene von Berlin, die ihr durch ihr weltoffenes Elternhaus leicht möglich gewesen wären, mied sie. Dennoch verstand sie sich explizit als ‚Dichterin‘. Den moderneren Begriff der ‚Schriftstellerin‘ lehnte sie für sich ab; möglicherweise auch wegen dessen Diffamierung durch die NS-Ideologie, die jüdische und auch linke Autoren gegenüber den als Originalgenies verstandenen deutschen Dichtern grundsätzlich mit dem Begriff des ‚Literaten‘ abwertete.¹¹⁶ Kolmars erster Lyrikband *Gedichte* erschien 1917 auf Wunsch und Initiative des Vaters im Berliner Verlag E. Fleischel, der in jüdischem Besitz war. Auf den Vater geht wohl auch das Pseudonym Gertrud Kolmar zurück. Kolmar ist die Einddeutschung des polnischen Ortsnamens Chodziesn, wo die Familie ihre Ursprünge hatte. Die nächste Publikation, der Gedichtband *Preussische Wappen*, erschien 1934

beim Berliner Verlag Die Rabenpresse, vermittelt von Ina Seidel. Beide Schriftstellerinnen lernten sich 1932/33 kennen. Die durch ihren Roman *Das Wunschkind* berühmte Bestsellerautorin setzte sich daraufhin für die unbekannte jüdische Lyrikerin ein. Nach 1933 aber zog sie sich aus Gründen politischer Anpassung wieder aus der Beziehung zurück.

Die Frau und die Tiere erschien 1938 im Jüdischen Buchverlag Erwin Löwe unter Kolmars bürgerlichem Namen Gertrud Chodziesner; ihr Pseudonym durfte sie jetzt nicht mehr benutzen. Der Verlag gehörte zur 'Jüdischen Buchvereinigung' und wurde 1938 Teil der staatlichen Zwangsorganisation 'Jüdischer Kulturbund'. Nach den Pogromen vom November 1938 wurde Kolmars Buch eingestampft.

Ob sie zu den Autorinnen der Inneren Emigration zu zählen ist, bleibt fraglich. Denn ihre Entscheidung, trotz der rassistischen Diskriminierung in Deutschland zu bleiben, hatte keine politischen, sondern ausschliesslich familiäre und psychosoziale Gründe. Doch Gertrud Kolmars Haltung, ein ganz nach innen gewandtes Leben in sozialer Isolierung zu führen, nahezu ohne Kontakte ausserhalb der Familie, entspricht dem Rückzug nach innen, mit dem die Inneren Emigranten dem Nationalsozialismus begegneten.»⁷ Ebenso Thematik und Ton von Kolmars Gedichten und deren Nähe zur Naturlyrik. Das zentrale Thema dieser Gedichte – und möglicherweise auch ein Grund für die Zurückhaltung der Autorin bei deren Veröffentlichung – sind erotische Beziehungen, meist eine schwierige, unerfüllte Liebe, auch die nicht gelebte Liebe zu ihrem ungeborenen Kind. Nur der 1933 entstandene Gedichtzyklus *Wort der Stummen* reagiert erkennbar auf die politische Realität bei Hitlers Machtübernahme. Viele von Kolmars Texten, Gedichten, vor allem aber die Erzählungen und Dramen, die sie 1930 bis 1935 schrieb, blieben zu Lebzeiten unveröffentlicht, manche bis heute. Kolmars literarischer Nachlass wurde nach 1945 von ihren Verwandten gerettet – unter ihnen auch Hilde Benjamin, die Schwägerin von Walter Benjamin und spätere Justizministerin der DDR.

DRITTES KAPITEL

Und draussen weht ein fremder Wind

Wege ins Exil

«In dem Flüchtlingsmeer, das sich, aus den Diktatorländern kommend, über die Erde ergiesst, finden sich viele Frauen. Es sind mehr Frauen unter den Flüchtlingen, als dem Prozentsatz entspräche. Denn nimmt man an, dass ausser den aus Rassengründen in Deutschland (und nun auch in Italien) Verfolgten, in der Hauptsache die politisch Aktiven es sind, die von den Diktatoren die Kerker- oder Todesstrafe zu fürchten haben, und bedenkt man ferner, wie wenige Frauen (wiederum prozentual) offiziell aktiv politisch tätig waren, dann überrascht die Zahl der weiblichen Exilierten durch ihre Grösse. Überdies gibt es unter den exilierten Männern viele, die auf Zureden ihrer Frauen die Heimat verliessen. Und fast scheint es, als ob die Frauen im Allgemeinen schneller und gründlicher als die Männer zu der Erkenntnis gekommen seien, dass in der faschistischen Diktatur zu leben qualvoll und schändlich sei. Man hat gesagt, Frauen seien wie Kinder, – viele von ihnen seien ‚verspielt‘ –, sie steckten voller ‚Phantasien‘ und entbehrten häufig einer starken und bindenden Beziehung zur Realität. Daran mag Wahres sein. Vielleicht aber ist es gerade dies, dies niemals völlig Gebundensein an das Jetzt und den Augenblick, das den Frauen die Möglichkeit gegeben hat, sich eine Zukunft vorzustellen, die so völlig anders, so gänzlich verschieden von dem war, was sich augenblicklich Realität nannte.»¹¹⁸

So beschreibt Erika Mann in ihrem Vortrag über *Business and Professional Women in Exile* die Situation der aus Nazi-Deutsch-

land flüchtenden Frauen. Unter ihnen sind viele diskriminierte und verfolgte Schriftstellerinnen.

Der Gang ins Exil verlief in zwei Phasen, denen geografisch zwei konzentrische Kreise entsprechen.¹¹⁹ In der ersten Phase, von der ‚Machtergreifung‘ der Nationalsozialisten bis zu den Novemberpogromen von 1938, versuchten die Emigranten, vor allem im deutschsprachigen Ausland, in Österreich, der Schweiz und der Tschechoslowakei, oder – sprachnah – in den Niederlanden Zuflucht zu finden und von hier aus den publizistischen Kampf gegen das NS-Regime fortzusetzen.

Die Anpassungspolitik der Schweizer Regierung gegenüber dem Deutschen Reich wurde von der schweizerischen Bevölkerung nicht mitgetragen. Diese zeigte den Emigranten gegenüber ungewöhnlich grosse Solidarität und Hilfsbereitschaft. Eine ganze Reihe von Organisationen, die sich im Juni 1936 in der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe zusammenschlossen, nahm sich der Flüchtlinge an. Sie agierte vor allem als Interessenvertretung gegenüber der flüchtlingsfeindlichen Politik der Behörden. Die Regierung selbst tat sich bis zum Kriegsbeginn kaum mit Hilfsleistungen hervor. So blieb die Schweiz für die meisten Emigranten ein Durchgangsland ohne dauerndes Aufenthaltsrecht.

Das meistfrequentierte Transitland war die Tschechoslowakei. Ihre Aussenpolitik war grundsätzlich flüchtlingsfreundlich – mehr als in jedem anderen europäischen Land. Zur Einreise brauchte man nicht mehr als einen gültigen Reisepass. Die Arbeitserlaubnis war nicht eingeschränkt. Die besonders vom liberalen Bürgertum und der Arbeiterschaft unterstützten Hilfsorganisationen unterhielten viele Heime zur Aufnahme mittelloser Flüchtlinge. Diese Hilfskomitees arbeiteten allerdings unter erschwerten wirtschaftlichen und politischen Bedingungen, denn die Tschechoslowakei war von der Wirtschaftskrise schwer betroffen und der Lebensstandard lag unter dem deutschen Niveau. Auch die Tschechoslowakei blieb, angesichts der zunehmenden

Bedrohung durch das Dritte Reich, für die Emigranten nur eine Zwischenstation, die sie nach 1939 wieder verlassen mussten.

Das galt auch für Österreich. «Die Ratten betreten das sinkende Schiff»; das viel zitierte Bonmot, das Karl Kraus oder auch Alfred Polgar zugeschrieben wird, charakterisiert die dortige Situation in drastischer Schärfe. Vor allem Wien, das traditionsreiche Zentrum der Donaumonarchie, erschien vielen Autorinnen, Autoren und Machern der literarischen Szene als attraktives Ziel. Schon unmittelbar nach Hitlers Machtübernahme strömten 1'000 Emigranten ins Land; 1935 stand es an siebter Stelle der europäischen Asylländer. Doch auch Österreich blieb Durchgangsstation.

Denn der Austrofaschismus der Regierungen Dollfuß und Schuschnigg tendierte schon seit Anfang 1933 zur Diktatur und die Emigranten aus Nazideutschland waren hier nicht unbedingt erwünscht. Die Presse- und Versammlungsfreiheit war seit 1933 eingeschränkt, das Parlament wurde 1934 entmachtet, der Antisemitismus grassierte. Im März 1938 wurde Österreich schliesslich durch Annexion dem Deutschen Reich angeschlossen.

Unter diesen politischen Bedingungen konnte sich hier – trotz der langen deutschsprachigen Literaturtradition – keine Exilkultur entwickeln. Nach dem ‚Anschluss‘ an Nazideutschland waren nicht nur die Emigranten gezwungen weiterzuziehen – unter ihnen der Verleger Gottfried Bermann Fischer, der mit einem Teil des S. Fischer Verlags 1936 nach Wien ausgereist war –, sondern auch österreichische Autorinnen wie Maria Berl-Lee, Veza Canetti, Elisabeth Freundlich, Anna Gmeyner, Gina Kaus, Hertha Pauli, Hilde Spiel, Berta Zuckerkandl und Hermynia Zur Mühlen. Die berühmteste von allen, Vicki Baum, war, wie schon erwähnt, bereits 1932 in die USA emigriert.

In der ersten Phase, von 1933 bis 1938/39, überwog die Emigration aus politischen Gründen. Und fast alle Auswanderer waren

der Überzeugung, dass die Nazi Herrschaft nach wenigen Monaten scheitern würde. Die Flucht- und Ausreisebedingungen in den ersten Monaten des NS-Regimes, zwischen Machtübernahme und Reichstagsbrand, unterschieden sich noch wenig von den normalen Reisebedingungen. Zu entrichten war allerdings schon zu diesem Zeitpunkt die seit dem 8. Dezember 1931 eingeführte ‚Reichsfluchtsteuer‘. Bei Verlegung des Wohnsitzes ins Ausland wurde für alle deutschen Staatsbürger eine Abgabe in Höhe von 25 Prozent des Gesamtvermögens fällig. Der Freibetrag – 200'000 Reichsmark für Vermögen und 20'000 Reichsmark für Einkommen – überstieg die Einkommensverhältnisse der meisten Schriftstellerinnen allerdings weit, sodass die Steuer bei ihnen entfiel.

Zum Aufbruchssignal für die Massenflucht wurde vielen Autorinnen und Autoren der Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933 und die daraufhin erlassene ‚Notverordnung‘. Nicht primär die Gefährdung durch den politischen Gegner, sondern die ideologische ‚Gleichschaltung‘, besonders unter Intellektuellen, erlebte die Philosophin Hannah Arendt als Schock, der 1933 ihr Leben als deutsche Jüdin auf immer veränderte:

«Man denkt heute oft, dass der Schock der deutschen Juden 1933 sich damit erklärt, dass Hitler die Macht ergriff. Nun, was mich und Menschen meiner Generation betrifft, kann ich sagen, dass das ein kurioses Missverständnis ist. Das war natürlich sehr schlimm. Aber es war politisch. Es war nicht persönlich. Dass die Nazis unsere Feinde sind – mein Gott, wir brauchten doch, bitte schön, nicht Hitlers Machtergreifung, um das zu wissen! Das war doch mindestens seit vier Jahren jedem Menschen, der nicht schwachsinnig war, völlig evident. Dass ein grosser Teil des deutschen Volkes dahinter stand, das wussten wir auch. Davon konnten wir doch nicht 33 schockartig überrascht sein. (...) Erstens wurde das allgemein politische ja ein persönliches Schicksal, sofern man herausging. Zweitens aber wissen Sie ja, was Gleichschaltung bedeutet. Und das hiess, dass die Freunde sich gleich-

schalteten! Das (...) persönliche Problem war doch nicht etwa, was unsere Feinde taten, sondern was unsere Freunde taten. Was damals in der Welle von Gleichschaltung, die ja ziemlich freiwillig war, jedenfalls noch nicht unter dem Druck des Terrors vorgeing: das war, als ob sich ein leerer Raum um einen bildete. Ich lebte in einem intellektuellen Milieu, ich kannte aber auch andere Menschen. Und ich konnte feststellen, dass unter den Intellektuellen die Gleichschaltung sozusagen die Regel war. Aber unter den andern nicht. Und das hab' ich nie vergessen.»¹²⁰

Wie viele andere auch verliess Hannah Arendt Deutschland bereits im März 1933, nachdem sie, wohl wegen ihrer Tätigkeit für die Zionistische Vereinigung, verhaftet worden war. Sie ging über Prag nach Paris, wurde im Mai 1940 im Frauenlager Gurs inhaftiert und entkam im Mai 1941 in die USA.

In der zweiten Phase der Emigration, die mit den Novemberpogromen von 1938, der Besetzung Österreichs und der Tschechoslowakei, dem Sieg der Franquisten im Spanischen Bürgerkrieg und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs einsetzte, verloren die politischen Flüchtlinge mit Prag und Wien ihre Hauptstützpunkte und mussten in unbesetzten Ländern Asyl suchen. Viele flohen jetzt, wenn möglich in die USA. Die sozialistisch oder kommunistisch orientierten Autoren, die dort nicht willkommen waren oder sich die Einreise nicht leisten konnten, wanderten weiter nach Lateinamerika oder gingen – sofern sie Kommunisten waren – in seltenen Fällen auch nach Moskau.

Jetzt überwog die ‚rassische‘ Emigration. Die Massnahmen des NS-Regimes zielten in den ersten Jahren nach der Machtergreifung darauf ab, die Juden durch wirtschaftlichen Druck, gesetzliche Diskriminierung und gesellschaftliche Ausgrenzung zur Emigration zu zwingen. Mit den 1935 in Kraft getretenen Nürnberger Gesetzen begann eine neue Phase der Entrechtung und Diskriminierung der deutschen Juden. Der Pogrom der sogenannten

‚Reichskristallnacht‘ vom November 1938 machte unmissverständlich klar, dass nun nicht mehr nur ihre materielle Existenz bedroht war. Jetzt setzte die völlige Entrechtung und physische Vernichtung der Juden ein. Ab 1941 begannen die Deportationen, zunächst in Gettos wie Theresienstadt, später auch direkt in die Vernichtungslager im Osten. Sie trafen nahezu alle Juden, die nicht rechtzeitig ausgewandert waren.

Diejenigen, die sich dazu noch vor 1935 entschlossen hatten, konnten einen Teil ihres Vermögens mitnehmen und erleichterten damit ihre Existenzgründung in den Exilländern. Wer das Deutsche Reich nach 1938 verliess, der wurde durch staatliche Massnahmen wie die ‚Schmuckabgabe‘, die ‚Arisierung‘ und die ‚Sühneleistung‘ ausgeplündert, wurde – da rechtlos – erpresst und bestohlen, auch von Nachbarn und Bekannten. Wer sich jetzt noch retten konnte, war meist völlig verarmt. Ab Oktober 1941 nahm die Auswanderungssperre den Juden jede weitere Fluchtmöglichkeit.

Dass nur vergleichsweise wenige Juden Deutschland schon vor 1938 verlassen hatten, lag nicht nur an ihrer Verbundenheit mit der Heimat, sondern auch an den immer restriktiver werdenden Einreisebestimmungen vieler Zufluchtsländer. Viele Juden tauchten ab in ein Leben im Untergrund, ca. 5'000 von ihnen allein in Berlin. Unter kläglichen Lebensbedingungen erwarteten sie hier das Ende der Nazi-Herrschaft, ohne Personalausweis, Lebensmittelkarten und andere Beweise bürgerlicher Existenz, angewiesen auf nichtjüdische Helfer, in ständiger Furcht vor Denunziation, Entdeckung, Deportation und Tod.

Erst in letzter Minute, kurz vor dem Novemberpogrom, entschied sich die in der Zeit vor 1933 einflussreiche Publizistin Bella Fromm für eine Emigration in die USA. Sie ist der Nachwelt vor allem durch ihre Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit des Dritten Reichs bekannt geworden. *Blood and Banquets. A Berlin Social Diary* (London/New York 1943) wurde in den USA ein

Bestseller. In Deutschland erschien das Buch erst fünfzig Jahre später bei Ullstein, dem Verlag, mit dessen Blättern Fromm als Gesellschaftskolumnistin berühmt geworden war. Es trägt den für eine emigrierte Jüdin provokanten, aber realistischen Titel *Als Hitler mir die Hand küsste*. Denn ‚Frau Bella‘, wie sie allgemein genannt wurde, gehörte zur besseren Gesellschaft des Dritten Reichs. Hitler hatte ihr, als er noch nicht wusste, wer sie war und für welches Blatt sie schrieb, auf einer Party im Berliner Palais Prinz Friedrich Karl an der Wilhelmstrasse tatsächlich die Hand geküsst.

Bella Fromms unkonventionelle Karriere als Autorin zwischen Schriftstellerei und Journalismus, als Frau zwischen politischer Anpassung und einer von Zivilcourage getragenen Form konservativen Inneren Widerstands ist ohne Beispiel. Die Ambivalenzen, die darin enthalten sind, liessen die erfolgsverwöhnte Publizistin, allen Warnungen zum Trotz, bis zum letztmöglichen Moment in Deutschland verharren. Und auch den hätte sie beinahe verpasst.

Bella Fromm wurde 1890 in Nürnberg in eine alteingesessene, vermögende jüdische Familie geboren und wuchs als deren einziges Kind im mainfränkischen Kitzingen auf einem Weingut wohlbehütet auf. Die Familie war bereits im 17. Jahrhundert aus Spanien eingewandert und lebte seit sieben Generationen in der Gegend, hoch angesehen und gut integriert. Mit antisemitischen Ressentiments war das Kind nie konfrontiert. Bella verlor ihre Eltern früh; sie starben während des Ersten Weltkriegs.

Nach der Scheidung von dem Berliner Kaufmann Max Israel, von dem sie eine Tochter hatte, studierte die junge Frau Musik und Geschichte in Frankfurt, Würzburg und Berlin und heiratete ein zweites Mal: den Unternehmer Karl Friedrich Steuermann. Während der Weltwirtschaftskrise brach das Unternehmen ihres Mannes zusammen und Bella Fromms eigenes Erbe zerrann. Sie verlor den Gutshof, die Weinberge und den international bekann-

ten Weinhandel der Familie und musste nun selbst für ihren und ihrer Tochter Unterhalt sorgen. Sie tat es – mit Erfolg.

Ab 1928 machte Fromm Karriere als Gesellschaftskolumnistin der Zeitungen und Zeitschriften des berühmten jüdischen Ullstein Verlags, wie der *BZ am Mittag* und der ‚*Vossischen Zeitung*‘, wo man ihr – damals eine grosse Ausnahme – eine eigene Kolumne mit dem Titel *Berliner Diplomaten* einräumte. Fromm schrieb als Insiderin über die bessere Gesellschaft der Weimarer Republik und später auch des Dritten Reichs.

Ihr journalistisches Talent entwickelte sie durch ‚learning by doing‘. Dabei galt es vor allem, sich den damals noch ungeschriebenen Regeln des Gesellschaftsjournalismus anzupassen, einschliesslich der dafür nötigen Kompromisse. Ihr Lehrmeister Dr. Carl Misch, Herausgeber bei Ullstein, formulierte die Gebrauchsanweisung so:

«Ein Gesellschaftsberichterstatte darf nicht immer ganz die Wahrheit schreiben. Merken Sie sich für immer: Jede Frau eines Botschafters ist eine Schönheit, jeder Gesandte ist ein ausgezeichneter Politiker – der beste in der Welt. Wer im diplomatischen Corps neu auftaucht, ist stets ein leuchtender Stern aus dem Auswärtigen Amt seines Landes. Wenn Sie sich diese Dinge merken, können Sie niemals Fehler machen.»¹²¹

Nach Hitlers Machtergreifung brauchte Fromm lange, bis sie – nach vielen, immer gravierender werdenden antisemitischen Erfahrungen – bereit war, zur Kenntnis zu nehmen, dass auch sie, trotz ihrer privilegierten, durch Beziehungen in die höchste politische Ebene abgesicherten Situation, mit Leib und Leben gefährdet war. Über diese fünf Jahre im Dritten Reich führte Fromm minutiös Tagebuch. Dies waren die Aufzeichnungen, die sie später unter dem Titel *Als Hitler mir die Hand küsste* so erfolgreich veröffentlichte.

Vorerst aber nutzte Fromm ihre Kontakte dazu, Verfolgten des NS-Regimes zu helfen – und ihren eigenen Platz in der Heimat zu sichern. Noch immer vertraute sie darauf, was ihr ihre Freunde, wie zum Beispiel der französische Botschafter André François-

Poncet, auf dem politischen und gesellschaftlichen Berliner Parkett, beim Neujahrsempfang, auf dem Presseball, beim Tee in ihrer Villa am Berliner Zoo, zuflüsternten: «Niemand wird unserer Bella etwas tun.»¹²² Besonders unterstützt wurde sie dabei von ihrem Geliebten Herbert Mumm von Schwarzenstein, Diplomat im Auswärtigen Amt, der sie stets frühzeitig über alle politischen Entwicklungen und Trends informierte.

Das funktionierte jahrelang, wenngleich es immer gefährlicher wurde. Fromm nahm in Kauf, dass ihre einzige Tochter Gonny sich 1934 entschloss, Deutschland ohne die Mutter zu verlassen. Sie nahm in Kauf, dass sie im selben Jahr, wie alle jüdischen Autorinnen und Autoren, Berufsverbot erhielt und dass die *Vossische Zeitung*, für die sie vor allem schrieb, ihr Erscheinen einstellen musste. Und sie nahm in Kauf, dass sie bis 1938 nur noch als Korrespondentin der Agentur Associated Press unter dem speziellen Schutz des amerikanischen Botschafters weiter veröffentlichen konnte.

Angebote befreundeter Diplomaten, ihr mit einem Visum und Arbeitsmöglichkeiten in den USA den Weg in die Emigration zu erleichtern, lehnte Fromm ab. Und sie kehrte auch nach einem Besuch bei der Tochter in Nordamerika wieder nach Deutschland zurück.

Erst im September 1938 – wenige Wochen vor der Reichspogromnacht, in Kenntnis des unmittelbar bevorstehenden Kriegsbeginns – verließ Bella Fromm ihre Heimat; nach monatelangem Papierkrieg und Zahlung horrender Abgaben und Bestechungsgelder. Mit allen Habseligkeiten eines gutbürgerlichen Haushalts in einem Schiffscontainer von viereinhalb Metern Länge und acht Koffern fuhr sie im Nachtexpress nach Paris, später auf einem Schiff, der Normandie, in die USA zu ihrer Tochter Gonny.

Der späte Entschluss zur Ausreise hatte alle Arbeitsangebote, die ihr früher zur Verfügung gestanden hätten, obsolet gemacht. Fromm musste sich zunächst mit den üblichen Emigrantinnen-

Jobs durchschlagen: als Kellnerin, Typistin und Hilfsagentin des FBI.¹²³

Schliesslich aber gelang es ihr, wieder als Journalistin zu arbeiten, unter anderem für verschiedene Exilzeitschriften. Ihr Tagebuch *Blood and Banquets* wurde, wie bereits erwähnt, zum Bestseller. Nach 1945 schrieb Fromm auch wieder für deutsche Zeitungen und tourte auf Vortragsreisen durch die USA, Lateinamerika und Nachkriegsdeutschland. 1961 erschien ihr Roman *Die Engel weinen*, in dem sie die schweren ersten Jahre des Exils verarbeitet.

Bella Fromm, der es so schwergefallen war, die Heimat zu verlassen, kehrte nicht zurück. Sie starb 1972 in New York.

Die Emigration war für die jüdischen Autorinnen, wie für alle anderen Betroffenen, angesichts dessen, was sie im NS-Staat erwartete, ein Schritt ohne Alternative. Er rettete denen, die sich rechtzeitig dazu entschlossen, zumindest die nackte Existenz und ermöglichte ihnen ein Leben in Freiheit. Das aber wurde von den Emigranten selbst selten so gesehen. Sie überblickten die existenzielle Gefahr, in der sie im NS-Staat lebten, meist nicht in vollem Ausmass und betrachteten die Emigration – im besten Fall – als die kleinere Katastrophe. Im Vordergrund standen für sie der Verlust von Heimat und Muttersprache und die Belastungen eines Lebens in Armut. Die Sprachbarriere erschwerte die Integration ins kulturelle Leben und bedeutete das Aus für die meisten literarischen Karrieren. Die Startbedingungen in der Fremde waren – gerade für Schriftstellerinnen – oft sehr schwierig. Viele der emigrierten Autorinnen und Autoren, vor allem die jungen, die noch am Anfang ihrer Karriere standen, waren im Ausland unbekannt und hatten deshalb auf dem internationalen Buchmarkt keine Chance. All das machte das Leben im Exil, jene spezifische Mischung aus Verlust, Kränkung, Heimweh und Zweifeln an der eigenen Identität, bitter. Viele zerbrachen daran.

Frauenwege in die Emigration?

Die Frage, ob es geschlechtsspezifische Gründe und Formen der Emigration gab, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Spezielle ‚Frauenwege‘ ins Exil scheint es nicht gegeben zu haben, aber, wie Erika Manns Thesen zeigen, sehr wohl unterschiedliche Einstellungen zur Frage der Emigration. Fest steht zunächst einmal, dass Männer in der Regel von nationalsozialistischer Verfolgung stärker betroffen waren, weil sie wichtigere Positionen in der politischen und literarischen Öffentlichkeit einnahmen. Die zunehmende Diskriminierung wirkte bei Männern und Frauen unterschiedlich. Besonders jungen Frauen wurde die Entscheidung, Deutschland zu verlassen, schwer gemacht. Sie waren stärker vom familiären Kontext abhängig und in den Familien für Versorgungs- und Betreuungsleistungen zuständig. Viele junge Frauen verzichteten auf die eigene Rettung, um bei den Eltern bleiben zu können, und wurden deshalb schliesslich deportiert und ermordet.¹²⁴

Zugleich schätzten Frauen – wie schon Erika Mann anmerkte – die politische Lage und das Ausmass der Diskriminierung meist realistischer ein als Männer. Denn Frauen waren, ihrer starken familiären Bindung wegen, mit den alltäglichen Formen der Diskriminierung unmittelbarer konfrontiert – ob im Schulleben der Kinder oder im eigenen Alltag. Sie erhofften sich von der Emigration die Befreiung von diesen Belastungen und trafen entsprechende Entschlüsse deshalb schneller als ihre Partner, Väter oder Brüder. Männer dagegen, die sich oft der deutschen Nation enger verbunden fühlten, manche auch durch den Dienst im Ersten Weltkrieg, fürchteten den Verlust ihrer beruflichen wie gesellschaftlichen Position und der darauf gründenden Identität und zögerten zunächst, zu emigrieren:

«Ein Mann, der – nehmen wir an – seit 30 Jahren an ein und derselben Universität tätig ist», bemerkt dazu Erika Mann, «kann sich nicht vorstellen, seinen Platz zu verlassen; er kann es sich auch dann häufig noch nicht vorstellen, wenn ein hoher ‚Führer‘

plötzlich von ihm, dem Mathematiker, verlangt, er solle vor aller Öffentlichkeit bekunden, dass 2 und 2 gleich 5 sei.»¹²⁵

Mit dem Novemberpogrom von 1938 veränderte sich die Situation schlagartig. «Rund 30'000 Männer wurden in Konzentrationslager gesperrt. Ihre Befreiung war von gültigen Ausreisepapieren abhängig, welche die Frauen auf ‚entwürdigenden Behördengängen‘ und in ‚demütigenden Auseinandersetzungen mit den Bürokraten der ‚Arisierung‘ oft mit dem ganzen Vermögen erkaufen mussten.»¹²⁶

Die Berliner Ärztin Hertha Nathorff berichtet darüber in ihrem Tagebuch:

«Unzählige Menschen standen mit mir an dem kalten, dunklen Novembertag in dem feuchten Vorgarten des amerikanischen Konsulats. Frauen, blass, vergrämt, Frauen aus Berlin, Leipzig, Breslau, alle tragen das gleiche Leid, und sie schweigen, handeln schweigend für ihre Männer und weinen im Herzen – Frauenkreuzzug.»¹²⁷

Heute ist bekannt, dass zu Beginn der zweiten Emigrationsphase in die USA mehr ledige als verheiratete Frauen einwanderten. Das änderte sich erst in der Zeit zwischen dem Kriegsbeginn und 1941, als die Letzten der Verfolgten aus dem Deutschen Reich entkommen konnten. Es war die Phase der Familienemigration, in der sich auch alte Menschen notgedrungen und in letzter Minute dazu entschlossen, Deutschland zu verlassen. Den jungen Frauen wurde in dieser neuen Situation wesentlich mehr Eigenständigkeit abverlangt und auch mehr Handlungsspielraum eingeräumt als in den tradierten heimischen Lebens- und Familienverhältnissen.¹²⁸ Das zeigt eindrucksvoll das Beispiel von Gina Kaus.

Wenig weiss man bisher darüber, wie die Erfahrung von Flucht und das Leben im Exil auf Intimität und Psyche von Frauen wirken. So ist noch zu klären, welche Folgen damals gängige Rettungsversuche wie die Passehe, die beispielsweise Erika Mann einging, oder die Scheintaufe von Juden für die betroffenen Frau-

en hatten. Wenig weiss man auch von der psychischen Reaktion der Frauen auf Flucht, Verfolgung und Internierung, Situationen, in denen sie häufig zum Opfer sexueller Gewalt wurden oder sich zum «Fluchthilfekapital»¹²⁹ degradiert sahen. Wie erlebten Frauen die schwierigen Situationen von Schwangerschaft und Geburt auf der Flucht und in Internierungslagern? Wie die Verletzung des Intimbereichs durch die Leibesvisitationen und die hygienischen Verhältnisse in den Lagern? Es ist bekannt, dass die Anzahl der alleinstehenden Frauen im Exil, gleich ob ledig, geschieden, verwitwet oder vorübergehend von ihren Männern getrennt, die der alleinstehenden Männer überwog. Wie belastend muss es für Emigrantinnen wie Anna Seghers oder Gina Kaus gewesen sein, lange Fluchtphasen allein mit ihren Kindern bewältigen zu müssen? Eines jedenfalls steht fest: Die Emigration griff in die biologisch terminierte Lebensplanung von Frauen zusätzlich massiv ein.

Anders als verklärte Erinnerungen es vorgeben, brachte die Emigration den Frauen durchweg den Bruch mit den tradierten Rollenbildern, gleich, ob sie dies positiv als Befreiung aus festgelegten gesellschaftlichen Mustern erlebten oder negativ als Zusammenbruch einer gesicherten Welt. Und es spricht vieles dafür, dass Frauen mit dieser Ausnahmesituation besser zurechtkamen als Männer. Denn jetzt war der Pragmatismus gefragt, auf den die Sozialisation von Mädchen traditionell angelegt war.

Ob Frauen im Exil tatsächlich weniger selbstmordgefährdet waren als Männer, ist umstritten. Tatsache jedoch ist, dass die Emigration viele Männer in den Selbstmord trieb, darunter nicht wenige prominente Autoren wie Walter Benjamin, Kurt Tucholsky, Ernst Toller, Ernst Weiss sowie Stefan Zweig.¹³⁰ Es sind hingegen nur wenige Autorinnen bekannt, die ihrem Leben im Exil ein Ende setzten wie Hildegard Johanna Kaeser, Maria Lazar, Alice Rühle-Gerstel und möglicherweise Veza Canetti.¹³¹ Und auch die von Autorinnen geschaffenen literarischen Heldin-

nen nehmen sich im Exil nicht das Leben. In von Männern geschriebenen Exilromanen dagegen erscheinen Frauen häufig selbstmordgefährdet: Die weibliche Protagonistin Anna in Lion Feuchtwangers Roman *Exil* verzweifelt, trotz aller vermeintlichen Lebenstüchtigkeit, am Emigrantendasein. Sie dreht den Gashebel auf. Joan Madou, die haltlose Heldin in Erich Maria Remarques *Arc de Triomphe*, lernt der Leser schon in der Eingangsszene als potenzielle Selbstmörderin kennen, beim knapp verhinderten Sprung in die Seine; sie endet als Opfer eines von ihr selbst provozierten Mordes aus Eifersucht. Die Schwester Tilly von Kammerers, eine der Hauptfiguren in Klaus Manns Roman *Der Vulkan*, nimmt sich das Leben wegen einer ungewollten Schwangerschaft.

Boulevards und Internierungslager – Exilland Frankreich

Das bevorzugte Exilland der Deutschen war – wie schon einmal, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – Frankreich.¹³² Hierher zog es schon Ende 1933 etwa die Hälfte der rund 65'000 Flüchtlinge; insgesamt nahm das Land rund 100'000 Verfolgte auf. Wieder wurde Paris zum Zentrum der deutschsprachigen Emigration, wegen seiner demografischen Struktur, seiner wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung und vor allem wegen der freiheitlichen Tradition des Landes, die verfolgte Autoren wie Heine, Börne und Büchner sowie den Gründungsvätern des Kommunismus, Marx und Engels, schon hundert Jahre zuvor Zuflucht geboten hatte. Viele vor der Nazidiktatur geflohene Emigranten setzten grosse politische Erwartungen in die dort seit 1936 regierende Volksfront.

Frauen, die ein selbstbestimmtes Leben ausserhalb der bürgerlichen Normen leben wollten, galt Paris schon in den Zwanzigerjahren als Ort individueller Freiheit, obwohl sie in Frankreich formal weniger Rechte hatten als in Deutschland. Schon vor 1933 lebten hier Künstlerinnen oder Publizistinnen aus Deutschland,

wie die Malerin und Rilke-Freundin Lou Albert-Lasard, die Dramatikerin Thea Sternheim und die Avantgardistin Helen Hessel. Und nach Frankreich zog es auch die meisten emigrierten Schriftstellerinnen: Annette Kolb und Adrienne Thomas, Anna Seghers und Gina Kaus, Hannah Arendt, Berta Zuckermandl und viele andere. Ob Geschäftsleute, Intellektuelle, Künstler oder politisch verfolgte Arbeiter; sie alle versuchten, hier Arbeit und Integrationsmöglichkeiten zu finden.

In Paris befanden sich wichtige kulturelle Institutionen des Exils, wie die Deutsche Freiheitsbibliothek und der Schutzverband Deutscher Schriftsteller im Exil, die Freie Deutsche Hochschule und der Freie Künstlerbund. Hier erschienen Exilzeitungen und -Zeitschriften wie das *Pariser Tageblatt*, das *Neue Tage-Buch*, *Die Zukunft*, hier arbeitete Willi Münzenbergs Exilverlag éditions du Carrefour. Ausserdem war Paris – neben Prag – das Zentrum der politischen Emigration mit Sitz der internationalen Hilfsorganisationen. Die in Paris gesetzten Hoffnungen erwiesen sich jedoch bald als unrealistisch. Die Stadt war schnell überfüllt, das Leben dort teuer.

Die französische Flüchtlingspolitik wurde infolge einer destabilisierten innenpolitischen Situation immer restriktiver. Frankreich erteilte den Emigranten zwar eine grosszügige Aufenthaltserlaubnis, aber keine Arbeitserlaubnis. Die Appeasement-Neigungen der offiziellen französischen Politik und auch der Bevölkerung waren stärker als das antifaschistische Engagement. Nur den wenigsten Emigranten gelang es, sich wirtschaftlich und gesellschaftlich zu integrieren. Rund 3'000 Hilfsbedürftige lebten 1935 allein in Paris. Und das Elend erfasste – nach den Angaben der verschiedenen Hilfsorganisationen – nahezu alle Schichten: Arbeiter und Akademiker, Vertreter und Hausierer, Handwerker und Künstler, Publizisten und Schriftsteller, bis hin zu den Obdachlosen des jüdischen Asyls in der Rue de Lamarck.

Zu einem weiteren Emigrantenzentrum entwickelte sich die

Mittelmeerküste, vor allem der Badeort Sanary-sur-Mer bei Toulon. Hier lebten zwischen 1933 und 1940 viele emigrierte Schriftsteller; neben Exilgrößen wie Heinrich und Thomas Mann, den Feuchtwangers, Franz Blei, den Werfels, Ludwig Marcuse, Joseph Roth, Arnold Zweig, Friedrich Wolf, dem Verleger Kurt Wolff und dem Kunsthistoriker Julius Meier-Graefe auch einige Schriftstellerinnen: z.B. Erika Mann, Thea Sternheim und Annette Kolb.

Sanary war schon seit den Zwanzigerjahren ein bei deutschen Schriftstellern und Künstlern beliebter Ferienort. «Diese Sanary-Sommer», schrieben Klaus und Erika Mann 1930 in ihrem alternativen Reiseführer *Buch von der Riviera*, noch ganz aus der Haltung der Jeunesse dorée, «werden in die Kunstgeschichte eingehen (und vielleicht auch in die Chronique scandaleuse der grossen europäischen Bohème)». ¹³³ Dass dieselbe Bohème sich hier schon wenige Jahre später auf der Flucht wiedertreffen würde, das lag damals wohl ausserhalb der Vorstellungskraft der beiden Vergnügungsreisenden. Und so wurde denn das Flüchtlingsleben an der Riviera von den Daheimgebliebenen, Regimetreuen, wie z.B. Gottfried Benn, auch als südlichdekadentes ‚dolce far niente‘ diskriminiert, wo die Emigranten es sich wohl sein liessen, während in Deutschland das Vaterland verteidigt wurde. Zu Unrecht, denn de facto lebten die Flüchtlinge in Sanary bescheiden, ja asketisch, und sie blieben vor allem deshalb, weil der Aufenthalt billig war. Jede bohemehafte Verklärung des Emigrantendaseins an der Cote d’Azur war durchaus unangemessen.

Frankreichs Kriegserklärung ans Deutsche Reich am 3. September 1939 wurde von umfangreichen Massnahmen gegen die nunmehr ‚feindlichen und unerwünschten Ausländern begleitet. ¹³⁴ Die Regierung erliess Internierungsbefehle gegen alle männlichen ‚feindlichen Ausländern im Alter von 17 bis 70, später bis 65 Jahren, die vor allem die Antifaschisten trafen. Eine zweite Internierungsaktion im Mai 1940 erfasste erstmals auch alle aus Deutschland stammenden Frauen, die jünger als 55 waren. Die «ressortis-

sants ennemis' wurden – nach Geschlecht getrennt – in 400 Lagern eingesperrt. Das Internierungslager Rieucros wurde zum einzigen Frauenstraflager Frankreichs; in Gurs in den Pyrenäen wurden ab 1940 neben wenigen verbliebenen politischen Häftlingen 12'000 Frauen festgehalten, darunter viele Schriftstellerinnen. Am 14. Juni 1940 wurde Paris von den deutschen Truppen besetzt. Nach dem Waffenstillstandsvertrag zwischen Deutschland und Frankreich vom 22. Juni hob Frankreich das Asylrecht auf; alle Personen deutscher Abstammung wurden, sobald die deutschen Behörden dies anordneten, an die Gestapo ausgeliefert. Die Emigranten mussten das Land sofort verlassen, wollten sie nicht ins KZ oder ins Internierungslager deportiert werden.

Die Okkupation löste eine Fluchtwelle nach Süden aus, in die unbesetzten Teile des Landes und die Hafenstädte am Mittelmeer, von wo aus die Flüchtlinge nach Übersee zu entkommen hofften. Ab März 1942 brachten Deportationszüge 76'000 Juden in die osteuropäischen Vernichtungslager. Das geliebte freiheitliche Frankreich war für viele Emigranten zur tödlichen Falle geworden.

Einer der letzten Auswege, die sich boten, war der Fussmarsch über die Pyrenäen nach Spanien und von dort weiter nach Lissabon, in der Hoffnung, hier, gleich, ob mit Schiff oder Flugzeug, einen Platz nach Übersee ergattern zu können. Doch dies war ohne fremde Hilfe nicht machbar. Die Flüchtlinge brauchten Unterstützung, um eines der so begehrten wie raren Visa für die USA zu bekommen und sie brauchten konkrete Fluchthilfe vor Ort, für den Weg über die Pyrenäen.

Zum ‚Schutzengel‘ für die Visabeschaffung wurde den Emigranten der amerikanische Journalist und Europa-Fan Varian Fry. Der Schriftsteller Hans Sahl, der Frys Mitarbeiter wurde, beschreibt ihre erste Begegnung:

«Sie müssen sich vorstellen, die Grenzen waren gesperrt, man sass in der Falle, jeden Augenblick konnte man von Neuem ver-

haftet werden, das Leben war zu Ende – und nun steht da plötzlich ein junger Amerikaner in Hemdsärmeln, stopft dir die Taschen voll Geld, legt den Arm um dich und zischelt mit schlecht gespielter Verschwöreremiene: ‚Oh, es gibt Wege, Sie herauszubringen während dir, verdammt noch mal, die Tränen über die Backen laufen, ja, scheussliche, richtige, dicke Tränen, und der Kerl, der gemeine, übrigens ein ehemaliger Harvard-Student, nimmt nun auch wirklich sein seidenes Taschentuch aus der Jacke, die über dem Stuhl hängt, und sagt: ‚Hier, nehmen Sie. Es ist nicht ganz sauber. Sie müssen schon entschuldigen.‘»¹³⁵

Fry agierte ab Herbst 1940 in Frankreich als Abgesandter des Emergency Rescue Committee (ERC), eines der internationalen Hilfskomitees. Es war im Juni 1940 in New York mit dem Ziel gegründet worden, speziell die Intellektuellen, Künstler, Schriftsteller, Wissenschaftler und Politiker unter den europäischen Emigranten bei der Flucht und der Einreise in die USA zu unterstützen. Anhand von Listen verfolgter Intellektueller wurden die amerikanischen Konsulate in Europa davon unterrichtet, wer für Sondervisa bevorzugt infrage käme. Deutsche Emigranten waren an der Zusammenstellung der Listen beteiligt. Erika Mann hatte sich dabei, zusammen mit ihrem Vater, besonders engagiert. Der Journalist Varian Fry, der 1935 bei einer Deutschlandreise selbst Zeuge antisemitischer Diskriminierung geworden war, wurde als Kontaktmann des ERC vor Ort nach Marseille geschickt. Vom Hotel Splendide aus ging er seiner konspirativen Tätigkeit nach.

Eine der Ersten, der er zur Flucht verhelfen konnte, war die Wiener Schriftstellerin Hertha Pauli. Auch sie suchte, wie Hunderte nach ihr, den Amerikaner mit den für Europäer gewöhnungsbedürftigen Manieren in seinem zum Büro umfunktionierten Hotelzimmer auf:

«(...) ein junger Mann in Hemdsärmeln, der vor einem leeren Tisch sass, studierte ein Blatt Papier in seiner Hand, statt mich zu beachten. Ich wartete verlegen und fragte mich, ob ich wohl am

rechten Ort sei. Da hob der junge Mann wie zerstreut den Kopf, warf mir durch seine Hornbrille einen flüchtigen Blick zu. ‚Miss Pauli‘, sagte er trocken, ‚well – Sie stehen auf meiner Liste.‘ (...) Mein Name stand ganz oben, gleich zwischen ‚Hans Natonek, a Czech humorist‘ und ‚Ernst Weiss, a Czech novelist. Natonek habe er schon gefunden, erklärte mir Fry. ‚Was ist mit Ernst Weiss?‘, wollte er wissen.

Ich gab Bescheid. Fry nahm einen Bleistift zur Hand und strich ihn von der Liste (...). Gleich unter dem Strich durch Ernst Weiss stand ‚Walter Mehring, a German poet‘.

‚Bar Mistrah notierte Fry an den Rand. Dann wandte sich das Buster-Keaton-Face abschliessend an mich: ‚Bringen Sie Mehring morgen mit. Au revoir.‘»¹³⁶

Für Anna Seghers wurde Weiss zum Vorbild für den verschollenen, untoten Schriftsteller Weidel in ihrem Roman *Transit*. Auch sie verdankte ihre Ausreise nach Mexiko der Hilfe Varian Frys. In den USA wurde sein Einsatz, der Hunderten das Leben rettete, wenig geschätzt; seine Erinnerungen *Auslieferung auf Verlangen* (1945) fanden dort kaum Anerkennung. Fry starb enttäuscht und vergessen 1967. Hertha Pauli hat seiner in ihrer Autobiografie, die drei Jahre nach seinem Tod erschien, nachdrücklich gedacht:

«Wir gedenken Deiner, Varian Fry. Wir gehören zusammen für immer. Denn Du hast uns über die Brücke geführt.»¹³⁷

Die konkrete Unterstützung beim Gang «über die Brücke», der Flucht übers Gebirge an der französisch-spanischen Grenze von Port Vendres aus, hatten sich die Antifaschisten Lisa und Hans Fittko, die seit fünfzehn Jahren im Widerstand lebten, zur Aufgabe gemacht. Sie hatten den nur unter Einheimischen bekannten Schmugglerpfad, den die Emigranten später zu Ehren der Fittkos F-Weg nannten, ursprünglich als letzte Rettung für sich selbst ausgekundschaftet und nutzten ihr Wissen, unterstützt von Einheimischen, nun für mehr als hundert Flüchtlinge. Ihre berühmtesten Schützlinge waren wohl Heinrich Mann und Walter Benjamin –

beide Schreibtisch- und Caféhaus-Existenzen in fortgeschrittenem Alter, denen der vielstündige, beschwerliche Weg übers Gebirge die letzten Kräfte abverlangte. Von den flüchtenden Schriftstellerinnen begleitete Lisa Fittko ausser Hertha Pauli auch Inge Walter, eine ehemalige Mitarbeiterin der *Weltbühne*, die Bestsellerautorin Adrienne Thomas und die Philosophin Hannah Arendt.

Lisa Fittko (1909-2005), die sich selbst vor allem als politische Emigrantin verstand, hat ihr aussergewöhnliches Fluchtunternehmen in dem 1985 veröffentlichten Erinnerungsbuch *Mein Weg über die Pyrenäen* ganz unsentimental, nüchtern und präzise beschrieben. Einschliesslich des tragischen Endes, das der Gang übers Gebirge für Walter Benjamin hatte. Er nahm sich das Leben, als er, nach zehnstündigen Strapazen und am Ende seiner Kräfte, von den spanischen Grenzern zurückgewiesen worden war. Lisa Fittkos Pyrenäenbuch traf mit dem Boom der Exilforschung zusammen und fand – sicher auch seines prominenten Personals wegen – breite Resonanz. Es wurde vielfach ausgezeichnet, die Autorin hochgehrt.

Als verschärfte politische Anweisungen die Rettungsaktionen der Fittkos vereitelten, gingen sie Ende 1941 selbst den F-Weg und fanden, auf Vermittlung Varian Frys, Zuflucht in Kuba.

Wartesäle der Poesie – Metaphorische Orte des Exils

In Frankreich entwickelte sich aus den realen Schauplätzen des Emigrantenalltags eine spezifische Metaphorik des Exils. Sie soll am Beispiel von zwei durchgängig verwendeten Metaphern, der Stadt Paris und der des Cafés, kurz angerissen werden.

Die Stadt Paris bildet, als beliebtester Ort der Exilliteratur, den metaphorischen Mittelpunkt auch im Werk der emigrierten Autorinnen.

Paris ist einer der Hauptschauplätze in Anna Seghers' Roman *Transit*; Anna Gmeyners *Café du Dôme* spielt dort ebenso wie

Zauberkreis Paris von Louise Straus-Ernst.¹³⁸ Dieser Fortsetzungsroman erschien 1934/35 in der Exilzeitung *Pariser Tageblatt*. Das Blatt hatte es sich zur Aufgabe gemacht, seinen Leserinnen und Lesern Überlebenshilfe im Pariser Alltag zu geben, etwa mit «konkreten Hinweisen auf Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten, der Schilderung des französischen Alltags und Erläuterungen zur Arbeitsweise französischer Behörden» sowie mit einem Veranstaltungskalender. Dazu passte der Roman, der – mit durchaus trivialen Versatzstücken – vom Leben der deutschen Emigranten in Paris handelt. Das weitverbreitete Phänomen des Heimat- und Identitätsverlusts wird zum «Ausgangspunkt der Sozio-Pathologie des deutschen Exils, die in ausführlichen und mehrschichtig angelegten Paris-Tableaus entwickelt wird».¹³⁹ Politische und kulturelle Aspekte des Emigrantenlebens bleiben weitgehend ausgeschlossen. Im Zentrum steht die realitätsnahe, allen Klischees abholde Darstellung des inoffiziellen, privaten Paris der deutschen Emigranten. Besonders dicht erscheint der Roman dort, wo er die Exilsituation der Frauen schildert.

Allgemein konzentriert sich das literarische Paris in drei Bildinhalten. Es erscheint als Mythos Heimat, der die Wirklichkeit des Exilalltags verdrängt, ist – als geistiges Zentrum – das Gegenbild zur Wirklichkeit des faschistischen Deutschland und schliesslich der zentrale Ort der Revolution, Traumbild einer aus dem kollektiven Unbewussten gespeisten utopischen Erwartung.

Als die deutschen Truppen auf Paris vorrückten, zeigte aber auch dieser mit Hoffnungen beladene metaphorische Ort ein anderes, weniger utopisch verklärtes Gesicht. Gina Kaus berichtete über ihre letzten Tage im Pariser Exil:

«Wir verbrachten den letzten Abend in Paris in dem völlig verdunkelten Café ‚Les deux Magots‘. Viele Emigranten waren hier, die uns um unsere Visa für Amerika und unsere Schiffspassage beneideten. Egon Erwin Kisch war hier, der Journalist Joe Lederer (sic!), Ferdinand Bruckner, den ich seit vielen Jahren nicht gese-

hen hatte, die Polgars. (...) Ich glaube mich zu erinnern, dass an diesem Abend, und wohl auch an den folgenden Abenden, selbst auf dem Montmartre, vor dem Moulin Rouge und den Folies Bergères, keine Lichter brannten. Paris hatte aufgehört, eine Touristenstadt zu sein. Paris war eine Stadt der Angst.»¹⁴⁰

In der Beschreibung dieses Abschieds tritt ein weiterer metaphorischer Ort des Exils in Erscheinung: das Café. Es steht zum einen für den Zustand der Unbehaustheit, des Transit, zum anderen für die «transnationale Heimat»¹⁴¹ aller Schriftsteller im Exil. Ein Pariser Emigrantencafé, geführt von den Brüdern Mann, frequentiert von der Creme der literarischen Moderne – von Alfred Döblin bis Ernst Toller –, hatte Erich Kästner schon 1932 zum Schauplatz eines fiktiven, auf 1935 vordatierten Briefs aus dem Exil gemacht. Der Brief, erschienen in der *Weltbühne*, nahm auf visionäre Weise vorweg, welche Bedeutung das Café für die Flüchtlinge schon kurz darauf haben sollte. Vorbild waren zweifellos die Cafés am Berliner Kurfürstendamm, allen voran das Romanische Café, und die Wiener Kaffeehäuser, wie das Café Herrenhof und das Café Central – Inbegriff jenes Lebensgefühls der Grossstadt der Zwanzigerjahre, dem die meisten der emigrierten Intellektuellen nachhingen. Else Lasker-Schüler, deren Lebensmittelpunkt über Jahrzehnte das Berliner Café des Westens war, lebte extensiv vor, was das Kaffeehaus im literarischen Leben der Moderne bedeutete: Es galt als zentraler Ort für die Produktion, Rezeption und Vermarktung von Literatur, war Büro, Kontaktbörse und Heimatersatz zugleich und wurde dies alles im Exil mehr denn je. «Im Kaffeehaus», schrieb Hertha Pauli, die zur Wiener Szene gehörte, in ihren Erinnerungen, «spiegelte sich wie auf einem kleinen Welttheater der Wandel der Zeiten.»¹⁴²

Die Nachfolger des Kaffeehauses, die Cafés im Pariser Quartier Latin und auf dem Montparnasse, das Café Central in Zürich und die Hafencafés in Marseille und Lissabon, entwickelten sich

zu Treffpunkten der literarischen Emigration. Als solche wurden sie auch zu zentralen Schauplätzen der Exilliteratur und – nach einer Formulierung Hermann Kestens – zum «Wartesaal der Poesie». Denn nur sie schienen noch jene vermeintliche Kontinuität zu garantieren, die in den unsicheren Verhältnissen des Exils allein das Schreiben ermöglichte. Wenn die deutsche Sprache den emigrierten Autorinnen und Autoren zur «portativen» Heimat wurde, so wurde das Café zum international verfügbaren Ort des Schreibens.¹⁴³

Zugleich aber ist es, ebenso wie das ‚kleine Hotel‘, die Eisenbahn, das Automatenrestaurant aus Brechts *Flüchtlingsgesprächen* und das Schiff, auch Sinnbild des Transit, wie in Anna Seghers‘ gleichnamigem Roman: Ort des Übergangs zwischen dem alten, gewohnten Leben und dem neuen, noch unbekanntem. Erika Mann beschreibt es am Beispiel eines Cafés in Lissabon:

«Kurz vor fünf betrat ich das kleine Café auf dem Hauptplatz. Ich musste auf den wichtigen und allmächtigen Konsul warten. Das Café war zum Bersten voll. Um genau zu sein, war hier alles überlaufen. Diejenigen, die hier sassen und den bitteren, scharf gerösteten Kaffee tranken, wie er nur in Südfrankreich, Spanien und in Portugal zubereitet wird, legten oftmals ihren letzten Escudo auf die verschmutzten Marmortische. Einen Besuch dieses Lokals konnten sie sich gar nicht leisten. Trotzdem kamen sie immer wieder; lieber würden sie sich ein warmes Abendessen oder eine Übernachtung im Hotel entgehen lassen, als ihre Schicksalsgenossen zu verpassen, die sie mit Sicherheit hier treffen würden. Menschen, die dieselbe Sprache sprachen, sassen zusammen, die Franzosen mit den Belgiern, die Deutschen mit den Österreichern und Tschechen; die Norweger und Holländer, von denen die meisten Französisch und Deutsch neben ihrer Muttersprache konnten, sprachen miteinander in einer anderen, nicht der eigenen Sprache. Die Luft war rauchverhangen und abgestanden vom Atem der vielen Menschen. Die meisten Flüchtlinge trugen dieselbe Kleidung,

in der sie ihr Land verlassen hatten oder das Land, das ihnen Aufnahme gewährt hatte: ihre Kleidung war abgetragen und schmutzig, oft zerrissen. Der Geruch schmutziger Lumpen hing in der Luft. Ich sass allein und hörte all den Unterhaltungen zu, die an den Tischen in jeder denkbaren Sprache geführt wurden. Bruchstücke dieser Unterhaltungen schwebten im Raum und machten die Luft noch schwerer; man konnte sie kaum atmen, diese Luft in dem kleinen, schrecklich ‚internationalen‘ Café in Lissabon.

‚Meine Aufenthaltsgenehmigung ist abgelaufen‘, sagte jemand am Nachbartisch auf Französisch, ‚sie läuft morgen ab, ich darf nicht länger als bis übermorgen bleiben. Aber wohin soll ich gehen? Werden sie mich nach Spanien deportieren? Dort werden sie mich einsperren, und wenn Hitler es verordnet, werden sie mich an ihn ausliefern. Wohin soll ich gehen?‘ wiederholte er, wohl wissend, dass es auf diese Frage keine Antwort gab. ‚Ich habe für kein Land ein Visum, und übermorgen muss ich Weggehen ...‘¹⁴⁴

Nah und fast vertraut – Exil in den Niederlanden

Zu den am meisten frequentierten Asylländern der ersten Emigrationsphase gehörten die Niederlande. Das kleine Land mit den grossen Welthäfen war geradezu sprichwörtlich für seine über Jahrhunderte gewachsene religiöse und ethnische Toleranz. Holland war schnell erreichbar, die Verständigungsprobleme waren gering und vor allem: Die Flüchtlingspolitik der niederländischen Regierung war liberal. Die unkomplizierten Einreise- und Aufenthaltsbedingungen lösten einen ständig steigenden Flüchtlingsstrom aus. Die Niederlande wurden zur beliebten Zwischenstation, zunächst für die Rückkehr nach Deutschland, später, als sich diese Rückkehr als unmöglich erwies, für die Weiterreise nach Übersee. Als die Einreisebedingungen nach Nordamerika sich mehr und mehr verschärften, wurde es auch in Holland und im benachbarten Belgien eng für die Emigranten. Schon ab 1934

wurden die Vorschriften strikter gehandhabt. Ab 1935 sollen die Flüchtlinge in den Massenunterkünften wie Kriminelle behandelt worden sein. Doch schon seit Anfang 1934 gab es in den Niederlanden vier Hilfsorganisationen, die sich der Flüchtlinge annahmten. Eine davon, das Neutral Vrouwecomite voor Vluchtelingen, kümmerte sich speziell um die Unterstützung von Frauen.

Generell wurde die Asylpraxis in den Niederlanden und in Belgien human gehandhabt. Und so siedelten sich denn auch viele Autoren um Amsterdam und das Seebad Ostende an; darunter neben Hermann Kesten, Egon Erwin Kisch, Joseph Roth und Stefan Zweig die Exilverleger Fritz Landshoff und Walter Landauer, die für die Häuser Querido und Allert de Lange tätig waren, und die Autorinnen Elisabeth Augustin, Irmgard Keun und Grete Weil. Liberal wurde auch mit der Arbeitserlaubnis für Emigranten umgegangen. Kulturschaffende aller Sparten behandelte man bevorzugt. Das ermöglichte es den Amsterdamer Verlagen Querido und Allert de Lange, ihren Unternehmen spezielle Imprint-Verlage für die deutschsprachige Literatur des Exils anzugliedern. Sie wurden für die geflohenen Autorinnen und Autoren zu wichtigen Publikationsorten. Bei Allert de Lange publizierten unter anderen Gina Kaus, Irmgard Keun und Adrienne Thomas; bei Querido Vicki Baum, Irmgard Keun, Else Lasker-Schüler und Erika Mann. Sie erlebte die Grosszügigkeit der niederländischen Behörden, als sie dort zwischen 1934 und 1936 um eine Genehmigung für die Gastspiele ihres Kabarett nachsuchte.

Ein Ende fand diese liberale Haltung 1938 im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs und – durch die weitere politische Entwicklung verschärft – mit der Kapitulation der Niederlande im Mai 1940. Ab 1941 begannen auch hier die Deportationen von Juden in die Vernichtungslager; unter ihnen der Verleger Emmanuel Querido, der sich um die deutschsprachige Literatur des Exils so verdient gemacht hatte. Deportiert wurde auch Anne Frank mit ihrer Familie. Durch das Tagebuch, das das 13-jährige Mädchen in

seinem Versteck in einem Amsterdamer Hinterhaus im Juni 1942 zu schreiben begann und bis zur Deportation nach Bergen-Belsen im August 1944 führte, wurde das Leid der Juden im Nationalsozialismus erstmals einer breiten internationalen Öffentlichkeit bewusst. *Das Tagebuch der Anne Frank*, ein erschütterndes Dokument vom Leiden und Sterben der Verfolgten des Hitler-Regimes, wurde schon 1945 in den Niederlanden, 1950 erstmals in Deutschland veröffentlicht und seither in mehr als fünfzig Sprachen übersetzt.

Sicher, aber abweisend – Exilland Grossbritannien

In der fast ausweglosen Situation am Ende der ersten Emigrationsphase galt vielen Flüchtlingen England als letzte Bastion Europas. Doch die englische Politik war traditionell isolationistisch. Die britischen Behörden misstrauten den deutschen Emigranten und liessen nur wenige Flüchtlinge ins Land, mit Ausnahme von Wissenschaftlern und Hausangestellten. Man fürchtete die Entstehung eines Spionagenetzes, einer ‚Fünften Kolonne‘. Die englischen Zeitungen verlangten vehement die Internierung aller deutschen Flüchtlinge. Diese strenge Asylpolitik wurde bis 1938 verfolgt. Erst nach dem Novemberpogrom öffnete sich das Land unter dem Druck der öffentlichen Meinung. In den zehn Monaten bis zum Kriegsbeginn nahm es 75‘000 Flüchtlinge auf, davon 10‘000 Kinder und Jugendliche, die mit den sogenannten ‚Kindertransporten‘ ins Land gekommen waren. Nach Kriegsbeginn wurden die Emigranten bis Juli 1940 als «feindliche Ausländer interniert. Gleichzeitig wurde ein zentraler Fonds gegründet, der Central British Fund. Er unterstützte vor allem «konstruktive» Lösungen im Ausland, die Flüchtlinge von England fernhielten. Es waren die Massnahmen, die für die Verselbstständigung des britischen Mandatsgebiets Palästina erarbeitet worden waren. Nennenswerte Hilfe für Emigranten im Land gab es erst nach dem

Münchener Abkommen. Erst jetzt lockerten die britischen Behörden die Einreisebestimmungen und holten in einer gezielten Aktion einen Teil der besonders Gefährdeten ins Land.

Dieser isolationistischen Politik wegen gelang es nur wenigen privilegierten Schriftstellerinnen, Asyl in England zu finden, unter ihnen Hilde Spiel (1911-1990).

Bereits 1936 ging die Schriftstellerin und Publizistin nach London. Der Frau des renommierten Publizisten Peter de Mendelssohn standen die britischen Grenzen auch in der Frühphase vor 1938 offen. Hilde Spiel stammte aus grossbürgerlichen jüdisch-katholischen Wiener Verhältnissen. Sie hatte Philosophie und Psychologie studiert, 1936 promoviert und ihre ersten literarischen Arbeiten, Erzählungen, Gedichte und zwei Romane, erfolgreich am Markt platziert. Schon ihr erster Roman, *Kati auf der Brücke*, die Entwicklungsgeschichte einer jungen Frau im Wiener Presse- und Literatenmilieu, gewann einen begehrten Nachwuchspreis.

Als Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei erlebte Spiel 1934 die Niederschlagung des Wiener Arbeiteraufstands durch die reaktionäre Dollfuss-Regierung. Sie nutzte ihre privilegierte Situation und ging mit ihrem Mann ausser Landes, nach London. Ab 1941 war sie britische Staatsbürgerin.

Trotz dieser für deutsch-österreichische Emigranten ungewöhnlich günstigen sozialen Ausgangssituation beendete das Exil auch Hilde Spiels literarische Karriere. Sie konnte sich in London zwar als Journalistin etablieren, erledigte nebenher Schreib- und Übersetzungsarbeiten und fand im PEN-Club literarische Heimat und ein Netzwerk, in dem sie sich aufgehoben fühlte. Doch an ihre frühen Erfolge konnte sie nicht mehr anknüpfen, obwohl sie die neue Landessprache so gut beherrschte, dass sie ab 1939 sogar in dieser publizieren konnte. Die Romane *Flute and Drums* (1939 bzw. 1947) und *Lisas Zimmer* (1961 bzw. 1965) erschienen zunächst auf Englisch und erst später auf Deutsch, blieben jedoch ohne grössere Resonanz.

Nach Kriegsende setzte Hilde Spiel ihre journalistische Karrie-

re fort. Sie ging zunächst für zwei Monate als Korrespondentin der Londoner Wochenzeitung *New Statesman* zurück nach Wien, dann mit Mann und den beiden Kindern nach Berlin, wo Peter de Mendelssohn Presseoffizier bei den US-Besatzern wurde. Hilde Spiel schrieb hier Theaterkritiken für die *Welt* und wurde 1948 Kulturkorrespondentin der *Neuen Zeitung* in London. Erst 1963, nach der Trennung von ihrem Mann, kehrte sie endgültig heim nach Wien und stieg zur «Grande Dame der deutschsprachigen Literatur» auf, so Marcel Reich-Ranicki. Sie war bekannt als Publizistin, die für renommierte Blätter wie die *Neue Zürcher Zeitung*, die *Welt* und die *Süddeutsche Zeitung* schrieb: stilbewusst, distanziert und scharfsinnig. Für diese politisch-publizistischen Verdienste wurde sie hochgeehrt.

In ihrem literarischen Werk setzt sich Hilde Spiel immer von Neuem mit der Erfahrung des Exils auseinander. Das Erinnerungsbuch *Rückkehr nach Wien* (1946) schildert die zwiespältigen Gefühle beim ersten Wiedersehen mit der Heimatstadt. Auch der Roman *Lisas Zimmer* greift den Zwiespalt zwischen Exil und Heimkehr auf, am Beispiel deutscher und österreichischer Flüchtlinge in New York, die nicht nach Europa heimkehren wollen oder können. Die Erinnerungsbücher *Die hellen und die finsternen Zeiten* (1989) und *Welche Welt ist meine Welt?* (1990) zeigen ein aufregendes, spannungsgeladenes, vor allem aber ein aufrechtes Leben. Und doch hat Hilde Spiel es – so der Herausgeber ihrer Korrespondenz – offenbar als enttäuschend erlebt, dass es ihr im Exil und nach dem Exil nicht gelungen war, an ihre frühen Erfolge als Schriftstellerin anzuknüpfen.¹⁴⁵

Heimstatt der Hoffnung? – Exilland Palästina

Palästina, als Erez Israel Zukunftshoffnung vieler gläubiger Juden auf einen eigenen Staat, war von 1917 bis 1948 britisches Mandatsgebiet, verwaltet im Auftrag des Völkerbunds. Zwischen

1933 und 1940 fanden hier etwa 60'000 deutsche Juden Zuflucht. Sie wurden nicht als Flüchtlinge betrachtet, sondern als zukünftige Bürger des neuen jüdischen Nationalstaats. Palästina war – nach den USA – das wichtigste Aufnahmeland für die emigrierten Juden. Ab Mai 1939, nachdem sich seit 1936 der Protest der arabischen Bevölkerung gegen die europäischen Einwanderer in bewaffneten Aufständen entladen hatte, beschränkte die englische Regierung den Zuzug; ab 1940 bestand de facto ein Aufnahmestopp.

Die deutschsprachigen Emigranten, die hier Zuflucht suchten, sahen sich mit gravierenden Umstellungs- und Integrationsproblemen konfrontiert. Sie betrafen zum einen die Erwartungen, die die jüdische Gemeinschaft in den harten Jahren des Aufbaus an den Arbeitswillen und die Einordnungsbereitschaft der deutschen Zuwanderer stellte; zum anderen betrafen sie die Kultur- und Sprachhürden, die in Palästina noch höher waren als anderswo.¹⁴⁶ Kaum einer der Einwanderer aus Zentral- und Westeuropa sprach oder verstand Hebräisch, die neue Landessprache, die zugleich die Sprache der jüdischen Religion ist – anders als die damaligen Einwanderer aus Osteuropa, denen sie aus ihrer traditionell religiösen Erziehung vertraut war. Die fremde Sprache wurde zum Zeichen dafür, wie viel die deutschen Emigranten von der Kultur und dem geistigen Leben der neuen Heimat trennte.

Hinzu kam ein mindestens ebenso gravierendes emotionales Handicap. Deutsch, die Muttersprache, in der die emigrierten Schriftsteller schrieben, war in Palästina sehr umstritten, ja halb-offiziell verboten. Denn es war zugleich die Sprache der Nationalsozialisten, die Sprache des Feindes – «Lingua Tertii Imperii», wie Victor Klemperer es später formulierte. Die deutschsprachigen Autoren schrieben hier – mehr als in jedem anderen Exilland – ins Leere, in der falschen Sprache, für ein nicht-existentes und kaum vorstellbares Publikum; eine höchst ambivalente Situation, die der literarischen Kreativität nicht zuträglich sein konnte.

Die deutschsprachigen Emigranten versuchten, Abhilfe zu schaffen, indem sie sich in Jerusalem ein eigenes kulturelles Milieu aufbauten. Sie gründeten deutschsprachige Zeitungen und Zeitschriften, von denen jedoch nur wenige überlebten. Sie erreichten zu wenige Leser, waren unterfinanziert und politisch inopportun. «Sprich hebräisch oder stirb!», schrieb Arnold Zweig polemisch in einer der letzten Ausgaben der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Orient*, die 1943 eingestellt werden musste.

Mit dieser eigenen Kultur versuchten die deutschen Juden, das Gebot der Einordnung, der Integration in den neuen Staat zu umgehen. Sie führten, sprachlich und kulturell, eine Art Doppelleben. Und so blieben denn auch viele von ihnen fremd in Erez Israel, ihrer biblischen Heimat; fremd wegen des schlechten Hebräisch, das sie nie ohne deutschen Akzent zu sprechen lernten, wegen ihrer Sehnsucht nach Deutschland, der kulturellen Heimat, und zurückgewiesen vom zionistischen Establishment. Die deutschen Intellektuellen fanden sich, hier wie in anderen Zentren der Emigration, in eigenen kulturellen Zirkeln und Gruppen zusammen, nach dem Vorbild der westeuropäischen Bohème- und Grossstadtkultur, aus der sie kamen. Berühmt wurde der gesellige Kreis, den Max Brod im Haus seiner Schwägerin Nadja Taussig schuf und der noch zwanzig Jahre nach Brods Tod fortbestand, und Else Lasker-Schülers ‚Kraal‘, eine Art literarischer Gesellschaft, in der Schriftsteller und Wissenschaftler mit Vorträgen und Lesungen auftraten.

Insgesamt war die Lebenssituation in Palästina für die schriftstellerische Arbeit nicht günstig. Die Anforderungen an den Arbeitseinsatz für den neuen Staat waren hoch und banden viele Kräfte. Nur wenigen Autoren gelang es, in Palästina zu publizieren. Auch Dokumente ihres Lebens und Schreibens sind kaum erhalten; die emigrierten Autoren waren auch hier Aussenseiter und blieben es für lange Zeit. Das änderte sich erst 1985, mit der Gründung des allgemeinen Schriftstellerverbands in Israel.

Nach Palästina emigrierten – soweit bekannt – etwa zwanzig Autorinnen, die meisten von ihnen aus dem Umkreis der zionistischen Bewegung. Verschiedene Facetten palästinensischer Emigrationschicksale zeigen die Biografien von Else Lasker-Schüler und Mascha Kaléko sowie von Gabriele Tergit und Lola Landau.

Gabriele Tergit (1894-1982) machte sich seit 1925 als Redakteurin des *Berliner Tageblatts*, für das auch Alfred Kerr, Walter Kiaulehn und Balder Olden schrieben, mit ihren Gerichtsreportagen und Feuilletons einen Namen. Ihre Reportagen aus dem Zentrum der sozialen Auseinandersetzungen, aus Moabit, kommentierten den Alltag der Weimarer Republik: die kleinen Katastrophen im Leben von Arbeitslosen, streitenden Mietern, verlassenen und entehrten Frauen, meineidigen Huren und ungeschickten Gaunern. Zum Bestseller wurde *Käsebier erobert den Kurfürstendamm* (1931), ein Zeitroman, der Tergit schlagartig berühmt machte. Er zeigt am Schicksal des unbekanntes Volkssängers Käsebier aus der Hasenheide, der von den Medien zum Publikumsliebling des Ku'damms hochgejubelt und dann wieder fallen gelassen wird, den Untergang der Weimarer Republik.

1933, nach einem Anschlag der SA auf ihren Mann und ihren Sohn, emigrierte Tergit über die Tschechoslowakei nach Palästina, kehrte jedoch schon 1938 nach Europa zurück und lebte danach in London.

Zu den wenigen Ausnahmen einer auch literarisch gelungenen Integration zählt die Schriftstellerin Lola Landau (1892-1990). Ihr zweiter Mann Armin T. Wegner wurde 1933 als Kriegsgegner und wegen seines öffentlichen Protests gegen die Judenverfolgung im KZ Oranienburg inhaftiert. Lola Landau, die Wegner schon 1933 mit ihren Kindern in Dänemark in Sicherheit gebracht hatte, entschloss sich, nach vorübergehender Rückkehr nach Berlin, 1936 nach Palästina auszuwandern, wo sie wieder mit ihrem Mann Zusammentreffen wollte. Sie hatte sich auf diesen als endgültig ver-

standenen Gang ins Exilgut vorbereitet, zum Beispiel indem sie Hebräisch gelernt hatte. In Palästina schlug sie sich zunächst mit verschiedenen Jobs durch, unter anderem als Kindermädchen, Krankenschwester und Lehrerin. Schliesslich gelang ihr die Integration auch als Publizistin. Sie schrieb für deutsche Zeitungen und Zeitschriften und später, nach der Staatsgründung im Jahr 1948, auch für den israelischen Rundfunk. Ihr Mann hingegen wurde in Palästina nicht heimisch. Er ging zurück nach Europa und lebte künftig in Italien. Lola Landau sah die Gründe für diese Trennung folgerichtig in den politischen Verhältnissen: «Ich konnte in Deutschland nicht bleiben, er nicht in Palästina. So sind wir auseinandergeschwommen. Im Sturm. Es war Sturmflut.»¹⁴⁷

Im Heimatland aller Werktätigen – Exilland Sowjetunion

Über die Emigration nach Sowjetrußland ist wenig Gesichertes bekannt. Die Archive sind nach wie vor nicht zugänglich, die Informationen der Betroffenen höchst subjektiv und widersprüchlich, je nachdem, welchem der untereinander oft zerstrittenen politischen Lager sie angehörten. Die Lebensbedingungen in der Sowjetunion lassen sich mit denen in anderen Exilländern wegen der unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen nur schwer vergleichen; der Lebensstandard lag weit unter dem der westlichen Länder. Sicher ist, dass die Sowjetunion eine sehr restriktive Asylpolitik betrieb und ihre Grenzen nur einer kleinen, politisch homogenen Gruppe von parteitreuen Kommunisten öffnete. Generell galt der Grundsatz, dass es für die Sowjetunion nicht primär darum gehe, Flüchtlingen selbst Asyl zu geben, sondern darum, ihnen dieses Recht in den kapitalistischen Ländern zu erkämpfen.

Rund 3'000 deutschsprachige Emigranten nahm die Sowjetunion selbst auf, darunter 130 ‚Kulturschaffende‘. Die Emigranten wurden sozial weitgehend integriert und je nach Bedarf im po-

litischen und kulturellen Apparat eingesetzt. Sie lebten meist besser als die einheimische Bevölkerung. Die Hoffnung, von der Partei im antifaschistischen Widerstand und in ihrer literarischen Arbeit unterstützt zu werden, erwies sich jedoch – vor allem nach dem Abschluss des Hitler-Stalin-Pakts im August 1939 – als trügerisch. Hunderte deutscher Antifaschisten fielen dem stalinistischen Terror zum Opfer. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, dass die bekannteste kommunistische Schriftstellerin, Anna Seghers, eine Übersiedlung in die Sowjetunion offenbar ebenso wenig in Erwägung zog wie Bert Brecht, als beide in der zweiten Emigrationsphase gezwungen waren, ihre Zufluchtsorte in Frankreich, Dänemark und Schweden zu verlassen.

Von den parteitreuen Genossinnen unter den Schriftstellerinnen gingen in der ersten Emigrationsphase unter anderem in die Sowjetunion: die Berliner Dramatikerin und Publizistin Berta Lask, die als Jüdin und Kommunistin doppelt gefährdet war, Waltraud Nicolas, die dem Brecht-Kreis nahestehende Fotografin, Publizistin und Frau des kommunistischen Schriftstellers Ernst Ottwalt und die ebenfalls dem Brecht-Kreis angehörende, für die Kommunistische Partei (KP) international operierende Journalistin Maria Osten. Sie lebte schon ab 1932 in Russland, wurde dort 1942 aus der Partei ausgeschlossen und erschossen. Des Weiteren die Literaturwissenschaftlerin Trude Richter und die Schauspielerin und Autorin Hedda Zinner. Beide sparten in ihren Erinnerungen die schwierige, ihr ganzes Leben überschattende Zeit in Russland weitgehend aus. In die Sowjetunion ging schliesslich auch Brechts Mitarbeiterin und Geliebte, die tuberkulosekranke Grete Steffin. Sie war, als der Brecht-Tross auf dem Weg ins amerikanische Exil im Mai 1941 in Moskau Station machte, bereits todkrank, blieb – in der Obhut Maria Ostens – zurück und starb wenige Tage später.¹⁴⁸

Nur wenige Emigrantinnen überlebten die Zeit des Krieges und des stalinistischen Terrors relativ unbeschadet. Viele wurden vom

sowjetischen Geheimdienst verhaftet, lebten jahrelang in Lagern, wie Trude Richter, oder in Verbannung, wie Hedda Zinner und ihr Mann Fritz Erpenbeck im Ural. Andere wurden ausgewiesen, nach Nazideutschland abgeschoben oder kehrten aufgrund von Repressionen nach Deutschland zurück, so etwa Waltraud Nicolas. Viele wurden ohne Gerichtsverfahren erschossen oder kamen in Lagern und Gefängnissen auf ungeklärte Weise ums Leben.

Die Kommunistin Hilde Rubinstein wurde während einer Reise in die Sowjetunion, die sie von ihrem Gastland Schweden aus unternahm, um ihren in Moskau lebenden Bruder zu besuchen, Ende 1936 verhaftet und zehn Monate gefangen gehalten. Man beschuldigte sie fälschlich, ‚trotzkistischer Kurien zu sein. Rubinstein war die einzige Autorin, die sich nach ihrem Aufenthalt in einem sowjetischen Gefängnis, der mit der Deportation an die deutsch-polnische Grenze endete, deutlich antistalinistisch äusserte.

Von den Überlebenden kehrten die meisten Anfang der Fünfzigerjahre zurück, und zwar in die DDR. Dort wurde die Problematik ihrer Rückkehr und Wiedereingliederung in den neuen Staat weitgehend ignoriert. Die Kommunisten forderten von ihren Parteigenossinnen und -genossen den obligatorischen Gehorsam. Und diese hielten sich daran, reagierten mit Schweigen, Verdrängung, Selbstzensur und trennten sich damit ab von einem wesentlichen Teil ihrer eigenen Lebensgeschichte und der Trauer über das, was daran verfehlt war.

Downtown und Californian Dream – Exilland USA

In der zweiten Fluchtwelle von 1938/39 wurden die USA zum bevorzugten Ziel der Emigranten. Einreisegenehmigungen waren allerdings immer schwieriger zu bekommen und nur mehr mit Unterstützung aus dem Gastland zu erhalten. Insgesamt emigrierten aus dem Dritten Reich und den besetzten Gebieten mehr als

mehr als 150'000 Menschen in die USA, 67 Prozent davon aus ‚rassischen‘ Gründen.

Die offizielle Einwanderungspolitik der USA suchte die Zahl der Immigranten zu begrenzen, auch wenn sie vor dem Faschismus geflohen waren. Formale Grundlage dafür war der von 1924 bis 1945 unverändert gültige Immigration Act, ein Limitierungssystem, das für die einzelnen Zonen und Länder unterschiedliche Einwandererquoten festlegte und auch bestimmte, welche amtlichen Dokumente für ein Einreisevisum vorzulegen waren. Die Quote sah jährlich insgesamt 27'230 Einwanderer aus Deutschland und Österreich vor. Voll ausgeschöpft wurde sie nur in den Jahren 1939 und 1940, den letzten, in denen eine Emigration in die Vereinigten Staaten überhaupt noch möglich war. Seit 1940 verschärfte sich deren Immigrationspolitik. Erst 1944 wurden die Einwanderungsbestimmungen gelockert, was vielen Verfolgten in buchstäblich letzter Minute das Leben rettete.

Dass die USA dennoch an der Spitze aller Einwanderungsländer standen, war dem Einsatz der eigens zu diesem Zweck gegründeten Organisationen und persönlichen Initiativen einflussreicher Persönlichkeiten zu danken. Einige dieser Hilfskomitees nahmen sich speziell der europäischen Intellektuellen an, verhalfen ihnen zur Ausreise, unterstützten sie bei der Integration im Gastland, bei der Arbeitssuche und der Suche nach Veröffentlichungsmöglichkeiten. So die American Guild for German Cultural Freedom, die League of American Writers, die eine eigene Sektion für emigrierte Schriftsteller gründete, das Exiled Writers Committee und der European Film Fund unter Leitung des Regisseurs William Dieterle, der in Hollywood gezielt Arbeitsmöglichkeiten für Schriftsteller, Schauspieler, Regisseure und Drehbuchautoren schuf. An erster Stelle unter den Hilfskomitees ist jedoch das bereits erwähnte Emergency Rescue Committee zu nennen, das unter Mithilfe europäischer Intellektueller in den Jahren 1940 bis 1942 von Frankreich aus mit Unterstützung seines Abgesandten

Varian Fry 2'000 bedrohten Künstlern und Intellektuellen die Einreise in die USA ermöglichte, darunter Anna Seghers, Annette Kolb, Hertha Pauli und Hannah Arendt.

Zu den einflussreichen Persönlichkeiten, die sich in den Vereinigten Staaten für die Emigranten einsetzten, gehörte auch die schon erwähnte Journalistin und Vorsitzende des amerikanischen PEN Dorothy Thompson. Sie hatte in der Endphase der Weimarer Republik von Wien, danach von Deutschland aus als Korrespondentin für grosse amerikanische Zeitungen über die heraufziehende nationalsozialistische Gefahr berichtet.

Ihr Buch *I saw Hitler* (1932) wurde in den USA zum Bestseller, was letztlich dazu führte, dass Thompson 1934 aus Deutschland ausgewiesen wurde. Danach, 1934 bis 1941, schrieb sie für die renommiertesten amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften über die politische Entwicklung in Europa und informierte die amerikanische Öffentlichkeit über das Schicksal der Emigranten. Nach der Besetzung Frankreichs durch die deutschen Truppen nutzte sie ihre Kontakte zu einflussreichen Persönlichkeiten, vor allem zur Präsidentengattin Eleanor Roosevelt, um den deutschen Schriftstellern, die in Südfrankreich in der Falle sassen, zur Ausreise zu verhelfen. Besonders setzte sie sich für Annette Kolb ein, der so die Emigration in die USA gelang.

Mit Amerika verbanden die europäischen Intellektuellen die Vorstellung von Freiheit, Demokratie und Zukunft in einem Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Und sie glaubten mit der Emigration dorthin nun ihrerseits in den Genuss dieser Möglichkeiten zu kommen: freundlich aufgenommen zu werden, materielle Sicherheit durch einen angemessenen ‚Job‘ zu erreichen und – sofern sie Schriftsteller waren – hier eine neue Öffentlichkeit für ihr literarisches Werk zu finden.

Diese Erwartungen erwiesen sich angesichts der Realität vor Ort sehr schnell als illusorisch. Die wirtschaftliche Depression, die die USA Ende der Zwanziger] ahre durchgemacht hatten, ver-

ringerte die Arbeitschancen der Flüchtlinge. Das Interesse an europäischer Kultur und ihren Vertretern war gering, ebenso die Kenntnis deutscher Literatur – wenige internationale literarische Grössen wie Feuchtwanger, Thomas Mann, Werfel und Vicki Baum ausgenommen. Der amerikanische Buchmarkt hatte an der Vermittlung von Minderheitenliteratur keinerlei Interesse; er war ganz auf die Verbreitung weniger Bestseller-Grossauflagen konzentriert. Nur wenigen, verschwindend kleinen Exilverlagen gelang es, auf diesem kommerzialisierten Markt deutschsprachige Gegenwartsliteratur präsent zu halten: so der L.B. Fischer Corporation, dem über Wien und Stockholm schliesslich in New York gelandeten Exil-Unternehmen des S. Fischer Verlags, und dem 1944 von zwölf Autoren gegründeten Aurora Verlag Wieland Herzfeldes, an dem auch Anna Seghers beteiligt war. Alle Versuche, im Exilzentrum New York ein repräsentatives Verlagsforum für die deutsche Literatur zu schaffen, scheiterten jedoch.

Unsanft mit den Realitäten des amerikanischen Exillebens konfrontiert sahen sich die meisten Emigranten schon bei ihrer Ankunft auf Ellis Island, dem Internierungslager der Einwanderungsbehörde, der berühmigten ‚Träneninsel‘. Fast alle Ankömmlinge aus Europa wurden hier tage-, manche wochenlang festgehalten. In einem dunklen, gefängnisartigen Gebäude gegenüber der Freiheitsstatue, einem hochsymbolischen Ort, unterzog man sie schier endlosen Prüfungen und Verhören mit einem Mix aus scheinbar banalen und hochbrisanten Fragen. Maximilian Scheer rekapitulierte sie in seinem Erinnerungsbuch *Paris-New York* (1966):

«Warum sind Sie in die Vereinigten Staaten gekommen? Wollen Sie den Präsidenten ermorden? Wo sind Sie geboren? Hat Ihr Sohn die Schule besucht? Sind Sie Anarchist? Was ist Ihr Beruf? Sind Sie Nationalsozialist? Was haben Sie geschrieben? Wie oft wurden Sie verhaftet? Was haben Sie während des Krieges gemacht? Warum sind Ihre Papiere nicht in Ordnung? Wovon wollen Sie hier leben? Wer hat Ihnen das Visum verschafft? Was sind

die Titel Ihrer Bücher? Wie viel Geld haben Sie? Zeigen Sie es! (...))»¹⁴⁹

Wer keine einflussreichen Freunde und Bekannte im Land hatte, der war gezwungen, oft jahrelang unbeachtet am Rande der amerikanischen Gesellschaft zu leben, abhängig von den Spenden der Hilfsorganisationen.

Positiv, als Möglichkeit eines neuen Anfangs, erlebte die Philosophin Hannah Arendt die Ankunft in New York. Sie landete hier, aus Lissabon kommend, gemeinsam mit ihrem zweiten Mann Heinrich Blücher, am 22. Mai 1941. Für sie wurden das Neue, Aufregende und Ungewohnte des amerikanischen Lebens, die neue Sprache, die hohen Häuser, der Lärm, die Autos, die Geschwindigkeit, die allumfassende Bewegung zur Energiequelle.¹⁵⁰ Arendt gelang es, New York, den Sammelpunkt der vertriebenen europäischen Intelligenz aus Philosophie, Soziologie, Naturwissenschaft, Technik, Musik – und nicht zuletzt der Literatur –, zu ihrem neuen Lebenszentrum zu machen. Sie eroberte die Stadt für ihren Alltag, den Alltag einer europäischen Intellektuellen. Auf den Erkundungsgängen zu Behörden und Hilfskomitees traf sie alte Bekannte wieder, in Bibliotheken, Debattierclubs und bei der Arbeit machte sie neue Bekanntschaften und gewann Freunde für den geistigen Austausch, der das Grundelement ihres Lebens war. Sie engagierte sich weiterhin für die zionistische Sache und plante neue Forschungs- und Schreibprojekte. Hier, in New York, entstanden Arendts Hauptwerke, die Studien zur Geschichte der Juden sowie des europäischen und deutschen Antisemitismus.

Die USA befanden sich in den Dreissigerjahren in einer schwierigen wirtschaftlichen Situation, die sich erst mit Kriegseintritt 1941 entspannte; die Arbeitslosenquote war hoch. Das verringerte die Chance auf Beschäftigung auch für die Emigranten. Frauen arbeiteten damals in den USA in der Regel nur, solange sie jung und unverheiratet waren – jedenfalls die weissen Frauen der Mittelschicht, die in sozialen Verhältnissen lebten, die

denen der neu ankommenden deutschsprachigen Autorinnen in etwa vergleichbar waren. Doch auch das hatte sich durch die Depression verändert. Nun verdrängten weisse Frauen die schwarzen in den wenig angesehenen und schlecht bezahlten Jobs. In diese angespannte Marktlage brachen nun als neue Konkurrentinnen die Emigrantinnen ein. Sie waren – anders als viele männliche Emigranten – aus der Notlage heraus bereit, fast jede Arbeit anzunehmen, auch wenn sie unter ihrem Bildungs- und Ausbildungsniveau lag. Sie übernahmen ‚häusliche Dienste‘ ebenso wie Fabrikarbeit am Fließband und an der Nähmaschine; noch lieber aber übernahmen sie Bürojobs, die meist an ausgebildete Fachkräfte und solche Frauen gingen, die sich vor der Emigration gezielt darauf vorbereitet und auch die englische Sprache gelernt hatten. Das waren immerhin 28 Prozent der ‚Refugee-Frauen‘.^{1p}

Diese wechselten ihren Arbeitsplatz häufig, um sich zu verbessern und in der sehr flachen Hierarchie von der Hausangestellten über die Fabrikarbeiterin zur Sekretärin aufzusteigen. 1945 waren immerhin 48 Prozent aller Emigrantinnen in den USA berufstätig, ein für damalige Verhältnisse gewaltiger Anstieg. In den höher-rangigen Jobs, den sogenannten ‚White Gollar‘-Berufen, arbeiteten prozentual mehr ‚Refugee-Frauen‘ als Einheimische. Akademikerinnen allerdings gelang es nur selten, weiter ihren erlernten Beruf auszuüben, sei es als Juristin, Lehrerin oder Ärztin.

Zwei Exilzentren bildeten sich in den USA heraus. Über die Hälfte der jüdischen Einwanderer und auch viele politische Emigranten blieben in New York City. Sie lebten hier vor allem zwischen der 70. und der 100. Strasse westlich des Central Park, zwischen der 60. und der 85. Strasse Eastside, im deutschen Traditionsviertel Yorkville und in Washington Heights im nördlichen Manhattan. Von den Künstlern und Literaten zogen viele weiter – nach Kalifornien, nach Hollywood, der ‚Endstation Sehnsucht nach all den demütigenden, zermürbenden Fluchterfahrungen. Hier versammelte sich eine einmalige, legendär gewordene Grup-

pe von emigrierten Schriftstellern, Musikern und Künstlern. Die meisten kannten sich schon aus Sanary-sur-Mer. Und wie dort, so lebten sie auch hier in geschlossener Gesellschaft, angesiedelt in den Hügeln vor den Santa Monica Mountains zwischen Hollywood und Pacific Palisades an der Pazifischen Küste. Wie wenig tragfähig der ‚Californian Dream‘, die auf dieses vermeintliche Paradies gerichteten Hoffnungen waren, soll später am Beispiel der Traumfabrik Hollywood gezeigt werden.

Surrealistisch, links, gastfreundlich – Exilland Mexiko

Als letztes Exilland sei Mexiko erwähnt, das zur Zuflucht speziell für die politisch links orientierten Emigranten wurde. Mexiko war damals einer der wenigen Staaten ausser der Sowjetunion, die überhaupt für kommunistische Emigranten offenstanden. Das Land verstand sich jedoch nicht generell als Einwanderungs- und Asylland. Man wählte sehr genau aus, wen man aufnahm. Jüdische Flüchtlinge wurden immer wieder abgewiesen, politische Emigranten bevorzugt. So versammelte sich hier eine brisante Mischung aus republikanischen Spaniern, aus Kommunisten, Sozialisten und Linken verschiedenster Schattierungen. Der berühmteste Emigrant im Lande, Leo Trotzki, fiel 1940 dem Mordanschlag seines Todfeindes Stalin zum Opfer. Die deutschsprachigen Flüchtlinge stellten eine kleine Minderheit von rund 3'000 Personen.

Denen, die es aufnahm, bot Mexiko gute Voraussetzungen zum Leben und zur Integration: mit Arbeitserlaubnis, freier Entfaltungsmöglichkeit im Beruf, bei exilpolitischen Aktivitäten und beim Publizieren – ja, die Regierung förderte sogar Exilorganisationen und -publikationen. So gelang es den Emigranten, in kurzer Zeit ein reges kulturelles Leben aufzubauen, mit Klubs, Zeitschriften und dem Verlag El libro libre, der sich zu einem der wichtigsten Exilverlage entwickelte. Unter diesen günstigen Vor-

aussetzungen entstand in der Ciudad de Mexico, damals einer Grossstadt von mehr als zwei Millionen Einwohnern, eines der wichtigsten Exilzentren. Hier versammelten sich diejenigen aus der linken Szene, die von den USA nicht aufgenommen worden waren: Anna Seghers mit ihrer Familie, Ludwig Renn, Egon Erwin Kisch mit Familie, Bodo Uhse, Otto Katz, Bruno Frei, Theo Balk, die Eislers, Hans Marchwitza, die Nordens, Gustav Regler, Babette Gross, die Partnerin des Verlegers Willi Münzenberg, die Familie Abusch, Walter Janka, Steffi Spira sowie Jeanne und Kurt Stern und der Deutsch-Spanier Max Aub.

André Breton, der mit der Capitain Paul-Lemerle, demselben Schiff wie Anna Seghers, in Mexiko ankam, nannte das Land «den surrealistischen Ort schlechthin»¹⁵², wegen seiner Weite und der exotischen, teilweise von den Maya und Azteken abstammenden Bevölkerung, wegen seiner überreichen, mythisch anmutenden Geschichte und des ländlichen, urtümlichen Lebens, das so sehr im Gegensatz zu den grossstädtischen Sozialisierungserfahrungen der intellektuellen Emigranten stand. Sie sahen sich in Mexiko mit einer völlig eigenständigen Kultur – archaisch, aber mit avantgardistischem Anspruch – konfrontiert, die in den Bildern Frida Kahlos und den revolutionären Wandmalereien der ‚muralistas‘ ihren expressiven Ausdruck fanden. Eines aber wurde Mexiko keinem der Emigranten: eine exotische Idylle.

Wie sich bald zeigen sollte, war es nicht so sehr das fremdartige mexikanische Milieu, das ihnen Probleme bereitete. Als konfliktträchtig erwies sich eher der ‚inner circle‘ der linken Emigrantenklave, die, wie Anna Seghers es formulierte, unvermeidliche «Enge zu Freund und Feind»¹⁵³. Die vielen, in der Regel fruchtlosen Auseinandersetzungen und Konflikte, vor denen auch dort – wie in einer Familie – offenbar kein Entrinnen möglich war, gaben einen Vorgeschmack auf die Enge und Bevormundung, die den Emigranten nach der Rückkehr aus dem Exil in der späteren

DDR bevorstanden. Dennoch wurde und blieb die kommunistische Emigranten-Familie – hier wie dort – ihnen allen Heimat. Denn die meisten Flüchtlinge waren, als sie nach den langen Monaten der Illegalität und der Flucht endlich in Mexiko landeten, physisch und psychisch erschöpft, viele krank und völlig verarmt – und in vielerlei Hinsicht aufeinander angewiesen.

Desillusioniert
im Hebräerland
Else Lasker-Schüler
(1869-1945)



Die berühmteste aller nach Palästina emigrierten Schriftstellerinnen, aber auch die wohl exzentrischste Figur der damaligen deutschen Literaturszene ist Else Lasker-Schüler. Sie wurde vor allem als Lyrikerin bekannt. Ihr Schicksal – so aussergewöhnlich es für eine Frau aus gutbürgerlichem Haus auch war – ist typisch für die Motivation zur und die Schwierigkeiten mit der Emigration ins Gelobte Heilige Land, sofern dahinter keine zionistische Überzeugung stand.

Lasker-Schüler kam aus einem wohlhabenden, assimilierten jüdischen Elternhaus. Von Jugend an kultivierte sie ein romantisch verklärtes, wenig realitätsorientiertes Verhältnis zum Judentum, als Sehnsuchtsziel und imaginäre Urheimat. Dennoch ging sie nach der Flucht vor den Nationalsozialisten nicht direkt und freiwillig nach Palästina, sondern landete dort nur notgedrungen, als die Eidgenössische Fremdenpolizei ihr den weiteren Aufenthalt in der Schweiz verwehrte.

Else Lasker-Schüler hatte seit 1886 in Berlin gelebt und war dort mit ihren frühen Gedichten, mit ihrer radikal antibourgeoisen Lebensform und ihren Selbstinszenierungen als orientalischer Prinz zur literarischen ‚Königin von Berlin‘ avanciert. Sie hielt Hof im Café des Westens als «der schwarze Schwan Israels, eine

Sappho, der die Welt entzwei gegangen ist», wie ihr Freund, Mentor und «Prophet» Peter Hille schrieb.¹⁵⁴

Ihre exzentrische Erscheinung erregte Aufsehen und spaltete die literarische Welt in Freund und Feind. Stilsichere und empfindsame Menschen wie Kafka, Rilke oder Graf Kessler suchten ein Zusammentreffen mit ihr tunlichst zu vermeiden; andere amüsierten sich in ihrer Gesellschaft, wie die allem Exzentrischen aufgeschlossene Vita Sackville-West. Sie schrieb 1929 aus Berlin an ihre Freundin Virginia Woolf:

«Ich habe eine neue Freundin hier, die es schon wegen ihrer gänzlich phantastischen Nationalität und ihrem Temperament durchaus wert wäre, eine Bewohnerin von Virginias Welt zu sein. (...) Sehr gross und dunkel mit einer Masse von unordentlichen schwarzen Locken, und sie putzt sich anscheinend immer mit jedem einzelnen Stück ihrer Garderobe heraus; grosse geblümete Schals, Bänder, Spitzen, Schärpen, Schleifen, Stolen, Handschuhe; und darüber hinaus baumeln von ihrem Handgelenk Fächer und Schlüsselbunde. Sie kann nicht durch den Raum gehen, ohne zwei oder drei dieser Dinge fallen zu lassen, worüber sie in seliger Ahnungslosigkeit verharrt. (...) Sie ist meine einzige Unterhaltung in dieser trübsinnigen Stadt.»¹⁵⁵

Vertreibung aus Europa

Lasker-Schüler war damals auf dem Höhepunkt ihrer literarischen Karriere. Ihre Gedichte enthielten bis dahin ungehörte Töne und Sprechweisen und brachten eine neue, als spezifisch weiblich beschriebene Emotionalität in die deutsche Literatur. Schon 1919/20 war die Gesamtausgabe ihrer Werke erschienen. 1932 erhielt sie den begehrten Kleistpreis.

Am 19. April 1933 verliess Lasker-Schüler Berlin, im Alter von 64 Jahren. Sie floh, weil sie sich von den Nazis verfolgt und attackiert fühlte und weil ihre Intervention an höchster Stelle, beim Vizekanzler Franz von Papen, ohne Resonanz geblieben

war. In der ihr eigenen Realitätsferne und politischen Naivität ahnte sie in den gegen ihre unbürgerliche Existenz gerichteten Terrorakten die faschistische Gefahr wohl eher, als dass sie sie bewusst wahrgenommen hätte. Anfang April verpackte und versorgte Lasker-Schüler ihre gesamte Habe und verliess Deutschland – auf immer. Über Basel fuhr sie nach Zürich und lebte dort zunächst im Emigrantenhospiz Augustinerhof. Bis zum 15. November hielt sie sich ohne polizeiliche Anmeldung in der Schweiz auf, abwechselnd in Zürich, Ascona und Bern. Ihre Existenzgrundlage, die Miete und eine minimale Rente, kamen zunächst für mehr als ein Jahr vom Jüdischen Kulturbund. Lasker-Schüler trug zu ihrem Lebensunterhalt mit gelegentlichen Lesungen, Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften und dem Verkauf ihrer Bilder bei – alles in allem kaum genug zum Überleben. Die Dichterin war dauerhaft auf die materielle und ideelle Unterstützung ihrer Fürsprecher und Gönner angewiesen. Zu ihnen gehörten unter anderem der Zürcher Verleger Emil Oprecht, der Berner Jurist Emil Raas und der Seidenfabrikant Sylvain Guggenheim.

Der Eidgenössischen Fremdenpolizei war eine Emigrantin wie sie in mehrfacher Hinsicht suspekt: weil sie sich ohne Genehmigung in der Schweiz aufhielt; weil sie völlig mittellos war und damit zum Sozialfall zu werden drohte; weil sie gegen die Bestimmung, keinem Erwerb nachzugehen, immer wieder versties und schliesslich wegen ihres unbürgerlichen Lebensstils. Denn Lasker-Schüler versuchte, ihr Berliner Boheme-Leben auch unter den neuen Gegebenheiten weiterzuführen. Ab 1938 verschärfte sich ihre Lage durch den politischen Druck aus dem Dritten Reich. Ihre sämtlichen Schriften wurden verboten. Sie verlor die deutsche Staatsbürgerschaft und war nun ‚schriftenlos‘, wie man den Zustand der Staatenlosigkeit in der Schweiz nannte. Die Schweizer Asylpolitik zwang Lasker-Schüler schon ab März 1934, das Land jeweils nach einigen Monaten zu verlassen, danach erneut einzureisen und auf diese Weise ihre Aufenthaltser-

laubnis zu verlängern. So kam sie 1934 und 1937 nach Palästina, 1939 blieb sie für immer.

Mit der ersten Reise, von März bis Juli 1934, erfüllte sich Else Lasker-Schüler einen Lebenswunsch, den sie mit vielen deutschen Juden teilte: die Heimkehr nach Israel, nach Jerusalem. ‚Nächstes Jahr in Jerusalem!‘, hiess ein Topos, der jahrhundertelang fester Bestandteil der jüdischen Tradition war. In Palästina aber lernte sie eine Lebensrealität kennen, die von ihren Vorstellungen stark abwich. Der Brief, in dem Gershom Scholem Walter Benjamin – analytisch kühl – von seinem Zusammentreffen mit der Emigrantin berichtet, vermittelt einen Eindruck von der ausgesetzten Situation der Dichterin: «Zur Zeit befindet sich hier, soweit ich verstehe, hart an der Grenze des Irrsinns, Else Lasker-Schüler, die in jedes andere Land wohl besser passt, als in den wirklichen Orient. Immerhin bleibt sie eine verblüffende Erscheinung.»¹⁵⁶

Nach der Rückkehr in die Schweiz entstand das von der Palästina-reise angeregte Buch *Das Hebräerland*, eine märchenhaft verklärende Hommage an die jüdische Heimat, die ihr keine werden sollte. Ein Verleger war dafür nur schwer zu finden. Schliesslich erschien das Buch 1937 im Zürcher Exilverlag von Emil Oprecht. Ende 1936 wurde Lasker-Schülers Stück *Arthur Aronymus und seine Väter*, das sich ebenfalls idealisierend und höchst weltfremd mit dem Judentum auseinandersetzt, im Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt. Doch es fiel durch und wurde nach nur zwei Vorstellungen abgesetzt.

Auch zu ihrer zweiten Palästina-reise, im Juni 1937, entschloss sich die Autorin unter dem Druck der Eidgenössischen Fremdenpolizei. In Palästina setzte man ihr einen Ehrensold auf Lebenszeit aus, dessen Höhe etwa dem Monatsgehalt eines mittleren Beamten entsprach. Erstmals seit Beginn ihrer Berliner Bohemezeit lebte Lasker-Schüler nun in einer gewissen materiellen Sicherheit. Dies dürfte sie in ihren Überlegungen bestärkt haben, ganz nach Jerusalem zu gehen. Doch die äusseren Ereignisse, die Ausbürgerung aus Deutschland und das Verbot ihrer Schriften, ka-

men ihrer Entscheidung zuvor. Ihre dritte Palästinafahrt, die sie am 24. März 1939 antrat, wurde zur Reise ohne Wiederkehr. Als Lasker-Schüler im August, kurz vor Kriegsbeginn, wieder in die Schweiz zurückkehren wollte, verweigerten ihr die Behörden das Einreisevisum. So wurde Jerusalem der inzwischen 70-jährigen Emigrantin notgedrungen zur letzten Zuflucht.

Sie lebte dort in verschiedenen Hotelzimmern und Provisorien, ab September 1943 dann bis zu ihrem Tod als Untermieterin in einer Seitenstrasse der King George Street – unfreiwillig und unglücklich. Die einstige ‚Königin von Berlin‘ litt unter der Vertreibung aus Europa. Spätestens jetzt verlor sie ihre psychische Stabilität. Am gravierendsten war wohl ihre Angst davor, nicht mehr kreativ sein, nicht mehr malen und vor allem nicht mehr schreiben zu können:

«Ich *kann* gar nicht schreiben und bitte Sie, nur einmal, mit mir zu überlegen – ich habe doch 21 Bücher gedichtet, unzählige Bilder gemalt den Ausstellungen etc. – wie ich weiter kann (...). So ist meine Lebensangst. Ich habe niemand mehr von den Lieben zu Haus, der mit mir überlegt», schrieb sie am 15. Juli 1939 an den ebenfalls nach Jerusalem emigrierten deutschen Verleger Salman Schocken. Und noch einmal, im Dezember 1939:

«Ich hab mir das Sein in Jerusalem anders vorgestellt (...) und ich werde hier vor Traurigkeit sterben (...). Man weiss ja nicht wie alles ist, weiss nur, das Leben geht Hand in Hand mit dem Tod. Und logisch denken wollen ist gerade so unlogisch (...). Wenn man sich auch manchmal unterhält mit einem Menschen, so bleibt kein Blutgewebe, das verbindet. Weg ist hier weg, und fort, fort. Es ist keine Wärme hier, die wandert von Haus zu Haus, kein Haus verwandt mit dem anderen Haus. Ich – namentlich bin fremd unter auswendig gelernter Schätzung und Kleinbürgerlichkeit. Ich glaube, Sie wissen, dass Paulus, der mir gar nicht so sehr gefällt, aber richtig sagt, ‚aber die Traurigkeit erwirbt den Tod‘. «¹⁵⁷

Mithilfe ihrer Freunde, Martin Buber, Werner Kraft, Andreas Meyer und Sam Wassermann, stabilisierte sich Lasker-Schüler langsam und versuchte, in Jerusalem Fuss zu fassen. Ende 1941 gründete sie den ‚Kraal‘, einen exklusiven Vortragskreis im Geist der Berliner Zeit. Am 10. Januar 1942 wurde die neue Gesellschaft von Martin Buber mit einem Vortrag eröffnet. Wichtiger als das sehr heterogene künstlerisch-wissenschaftliche Programm, das sie dort entwickelte, war, dass sich Lasker-Schüler hier ein Forum für eine Gemeinschaft gleichgesinnter Menschen bot, wie sie es aus der Zeit vor 1933 kannte.

Im Jahr darauf gelang ihr das für die emigrierten Autorinnen und Autoren Unwahrscheinlichste: eine deutschsprachige Buchpublikation in Jerusalem. Ihr letzter Gedichtband *Mein blaues Klavier. Neue Gedichte* erschien 1943 in 330 nummerierten Exemplaren bei Jerusalem Press, dem Verlag von Dr. Moritz Spitzer. Er war früher Assistent von Martin Buber und Herausgeber der *Bücherei des Schocken Verlags*, der bedeutendsten Sammlung deutschjüdischer Literatur, gewesen.

Die Gedichte allerdings sind, anders als der Untertitel es glauben machen will, durchaus nicht alle neu. Achtzehn davon waren schon vorher in renommierten Periodika veröffentlicht worden. Die Gedichte kreisen um zwei Themen: das Heimweh und die Liebe. Beide sind durch den Blick zurück miteinander verbunden. Die Liebesgedichte, gerichtet «An Ihn», sind erfüllt von schwärmerischen Gefühlen für Ernst Simon, den damals 42-jährigen Pädagogen und Kulturphilosophen, erfüllt auch von der Angst vor der sehr gegenwärtigen Einsamkeit. In den Heimweh-Gedichten wird die schwierige und ambivalente Situation des lyrischen Ich im Exil eindrucksvoll präsent: die Liebe zur verlorenen Heimat und die anhaltende Sehnsucht nach ihr, obwohl Deutschland durch die politische Entwicklung zugleich auch zum Hassobjekt geworden ist. Sigmund Freud beschrieb dieses schwierige Verhältnis 1939 in seinen ersten Briefen aus dem Londoner Exil: «(...) denn man hat das Gefängnis, aus dem man entlassen wurde, immer noch sehr geliebt.»¹⁵⁸

Zwar hatte Lasker-Schüler schon in ihrer Berliner Zeit in einer Art Innerer Emigration gelebt, unbehaust, wie eine Fremde, und dies auch in ihren Gedichten so artikuliert. So etwa in den berühmten Versen: «Ich kann die Sprache / Dieses kühlen Landes nicht, / Und seinen Schritt nicht gehn.»¹⁵⁹ Jedoch erst in Jerusalem erfährt ihr lyrisches Alter Ego das von aussen aufgezwungene Exilleben mit all seinen Konsequenzen.

Zum zentralen Motiv dafür wird die zerbrochene Klaviatur des blauen Klaviers. Es ist ein Puppenklavier, Spielzeug und Relikt aus der Kindheit, das sie gemeinsam mit ihrem gesamten Hausrat 1933 in Berlin verpackt haben soll und das sie nie mehr wieder sah:

Es spielen Sternenhände vier, –
 Die Mondfrau sang im Boote –
 Nun tanzen die Ratten im Geklirr.
 Zerbrochen ist die Klaviatur ...
 Ich beweine die blaue Tote.¹⁶⁰

Auch in diesen Gedichten geht es, wie schon in Lasker-Schülers früher Lyrik, um ein Zentralmotiv aller Exilliteratur: um die Sehnsucht nach der verlorenen Kindheit.¹⁶¹ Hier erscheint es gekoppelt an die Angst, mit der Verbindung zur Kindheit die eigene Kreativität zu verlieren. Das blaue Klavier wird zur Metapher für diese Gefährdung. Jerusalem, das nur in einem einzigen Gedicht vorkommt, erscheint nicht als neue Heimat, sondern als «Nekropolis»¹⁶² und Ort der Sehnsucht nach dem verlorenen Leben.

1945 starb Else Lasker-Schüler 75-jährig im Hadassa Hospital in Jerusalem und wurde auf dem Ölberg begraben.

Der Weg zur Grenze
Grete Weil
(1906-1999)



Rose Ausländers Diktum «Schreiben war Leben. Überleben»¹⁰³ gilt – im Wortsinn – auch für die literarische Biografie der Grete Weil. Das Schreiben half ihr beim Überleben im zweijährigen existenziellen Ausnahmezustand im Amsterdamer Untergrund – ähnlich wie dem Mädchen Anne Frank, jedoch mit glücklicherem Ausgang. Dass die Erfahrung der nationalsozialistischen Verfolgung das eigene Leben nachhaltig prägte, hat Grete Weil prägnant formuliert: «Meine Krankheit», schreibt sie, «heisst Auschwitz, und die ist unheilbar.»¹⁶⁴ Das Generalthema ihres Lebens wird so zum Leitmotiv ihres Schreibens.

Grete Weil stammte aus dem liberalen jüdischen Münchner Bürgertum. Schon als Studentin begann sie zu schreiben. Doch die Machtübernahme der Nationalsozialisten setzte auch in ihrem Leben eine irreversible Zäsur. 1935 folgte Weil ihrem Mann Edgar ins Amsterdamer Exil. Mit der Flucht konnte sich der Dramaturg an den Münchner Kammerspielen der Verhaftung durch die Nationalsozialisten gerade noch entziehen.

Unmittelbar nach dem deutschen Überfall auf die Niederlande im Mai 1940 versuchte das Ehepaar vergeblich, nach England zu entkommen. Im Juni 1941 wurde Edgar Weil mit 230 anderen Juden ins KZ Mauthausen deportiert und dort ermordet. Um sich zu

schützen, nahm Grete Weil im Sommer 1942 eine Anstellung beim Jüdischen Rat in Amsterdam an. Dessen Mitglieder mussten bei den nun einsetzenden Massendeportationen helfen und wurden daher zunächst verschont. Doch im September 1943 lösten die deutschen Besatzer den Jüdischen Rat auf. Nun drohte auch Weil die Deportation.

Sie tauchte bei holländischen Freunden unter, in einer Wohnung, die als Versteck präpariert war. Hier lebte sie mehr als ein Jahr, ohne ihr Schutzgefängnis je zu verlassen. Nachts und in akuten Gefahrensituationen versteckte sie sich in einem Hohlraum hinter einer Bücherwand. Und in dieser Zeit im Untergrund begann sie erneut zu schreiben. Mit der Intention, «Edgars und meine Geschichte» zu reflektieren und zu bewahren.¹⁶⁵ Das Ergebnis, der Roman *Der Weg zur Grenze*, blieb unvollendet; Thema und Personal gehen – in veränderter Perspektive – in *Tramhalte Beeth ovenstraat* ein. Im Zentrum der Handlung steht nun nicht mehr, wie im ersten Entwurf, die Jüdin Monika Merton auf der Flucht aus Nazi-Deutschland, sondern der Mann, der sie dabei begleitete und der ihr Gesprächspartner war: der junge deutsche Schriftsteller Andreas. Er ist angesichts der Vernichtungspolitik der Nazis literarisch verstummt. Mit diesem Perspektivwechsel bringt Weil ein bis dahin in der deutschen Nachkriegsliteratur nicht vorhandenes Thema ins Bewusstsein: «die Einsicht in die Verschiedenheit deutscher und jüdischer Erinnerung».¹⁶⁶

1947 kehrte Weil in ihre Heimat zurück und lebte dort, in Grünwald bei München, bis zu ihrem Tod 1999; ab den Achtzigerjahren wurde sie mit vielen Ehrungen bedacht.

Als Schriftstellerin und Zeitzeugin wurde sie zunächst in der DDR entdeckt. Hier erschien schon 1949 ihre Novelle *Ans Ende der Welt*. Von der literarischen Öffentlichkeit der Bundesrepublik wurde Weil erst viel später wahrgenommen; bekannt wurde sie mit *Tramhalte Beethovenstraat* (1963), vor allem aber mit dem Roman *Meine Schwester Antigone* (1980).

Auch darin verarbeitet sie das Thema jüdischer Existenz im Dritten Reich, den «Angelpunkt meines Lebens».¹⁶⁷ Sie geht dabei – in der Konfrontation mit der kompromisslosen Rebellion der Königstochter Antigone – auch der Frage nach der eigenen Schuld nicht aus dem Wege.



Veza Canetti gehört zu den Autorinnen, deren literarische Anfänge genau mit Hitlers Machtübernahme zusammenfielen. Ihre Karriere blieb unter den politischen Bedingungen von Austrofaschismus, Krieg und Emigration auf der Strecke. Die persönlichen Lebensumstände, vor allem die Beziehung zu ihrem Mann Elias Canetti, trugen das ihre dazu bei. Wie sehr Veza Canettis Schreiben von den literarischen Ambitionen ihres Partners überschattet war, wie sehr seine Deutungsmacht nicht nur ihre Biografie, sondern auch die Veröffentlichung und Rezeption ihres Werks dominierte, das ist erst in den letzten Jahren allmählich sichtbar geworden.¹⁶⁸

Veza Canetti stellte in der Ehe mit Elias Canetti ihre eigene literarische Produktivität stets zurück und ihre Fähigkeiten ganz in den Dienst seines Werks. Dies lassen die Pseudonyme, unter denen sie schrieb, erahnen. Aussagekräftig ist allein schon die Tatsache, dass sie den Autorennamen Canetti ganz dem Ehemann überliess und sich selbst hinter Pseudonymen verbarg; sprechend sind auch die Namen, die sie dafür wählte: etwa Veza Magd und Veza Knecht. Als Veza Canetti veröffentlichte sie zu Lebzeiten nichts. Ihre Zurückhaltung ging sogar so weit, dass ihre Autorschaft während der Zeit des Exils und des Nachexils selbst in ihrem Freundeskreis nicht mehr bekannt gewesen sein soll. Und ihr

Mann erwähnte die Tatsache, dass seine erste Frau Schriftstellerin war und ein umfassendes literarisches Werk vorzuweisen hatte, in seinen autobiografischen Schriften mit keinem Wort – angeblich, weil sie es so gewollt habe.¹⁶⁹

Veza Canetti kam, wie viele Autorinnen ihrer Generation, aus Wien. Hier wurde sie 1897 als Venetiana Taubner-Calderon, Jüdin spaniolisch-ungarischer Herkunft, geboren. 1904 starb der Vater; 1910/11 heiratete die Mutter wieder, wohl aus Versorgungsgründen. Die Familie wohnte jetzt im II. Bezirk, der Leopoldstadt, einem Zentrum multikulturellen, zugleich jüdisch und christlich geprägten Lebens. Hier lebte Veza vierundzwanzig Jahre lang, machte Abitur und versuchte, sich aus der belastenden familiären Atmosphäre mit einem reichen, aber geizigen Stiefvater, der seine Frau misshandelte und seiner Stieftochter nachstellte, zu lösen. Sie nahm Kontakt zu Verwandten in England auf und verkehrte in Wiens einschlägiger Künstler- und Intellektuellenszene. Hier lernte sie 1924 in Karl Kraus' Vorlesungen über Kultur und Politik, die sie von der ersten Reihe aus verfolgte, den acht Jahre jüngeren Elias Canetti kennen. Beide standen der bildungsbürgerlich inspirierten austro-marxistischen Bewegung nahe; beide hatten grosse literarische Ambitionen.

Auch Canetti hatte seinen Vater früh verloren und sich, nach Jahren eines unsteten, kosmopolitischen Lebens mit Mutter und Geschwistern, gerade erst in Wien sesshaft gemacht. Bald lebten Veza und Elias zusammen in ihrem Zimmer in der elterlichen Wohnung; geheiratet wurde erst zehn Jahre später, auf Wunsch der Brautmutter im türkisch-israelischen Tempel. 1935 zog das Paar in eine Wohnung in einer Grinzinger Villa. Zu dieser Zeit soll es um die Partnerschaft schon nicht mehr zum Besten gestanden haben. Elias Canetti ging immer wieder Beziehungen zu anderen Frauen ein; Frauen, die ihn nicht nur durch ihre körperliche Attraktivität anzogen, sondern auch durch ihren gesellschaftlichen Status, ihre Beziehungen und ihr Künstlertum. Seine Frau

versuchte, sich – unter grosser Selbstverleugnung – mit diesen Verhältnissen freundschaftlich zu arrangieren.

1932 erschien ihre erste Erzählung *Geduld bringt Rosen* in Wieland Herzfeldes Anthologie *Dreissig Erzähler des Neuen Deutschland* unter dem Pseudonym Veza Magd. Das Buch wurde im Deutschen Reich 1933 bei den Bücherverbrennungen ausgelöscht. Es gelang der Autorin, Erzählungen in verschiedenen österreichischen Zeitungen und Zeitschriften zu publizieren, vor allem in der *Arbeiter-Zeitung*, dem Zentralorgan der Österreichischen Sozialdemokratie. 1933 – gleichzeitig mit Hitlers Machtübernahme und dem Aufstieg des Austrofaschismus – belegte die junge Schriftstellerin mit der Erzählung *Ein Kind rollt Geld* den zweiten Platz in einem Preisausschreiben der *Arbeiter-Zeitung* und trat mit einer Lesung erstmals öffentlich auf.

Ab 1934 arbeitete sie an einem Romanprojekt, *Die Gelbe Strasse*, in dem sie verschiedene, auch bereits publizierte Erzählungen nach dem Montageprinzip verband. Vorbild für die *Gelbe Strasse* war die Wiener Ferdinandstrasse, in der die Autorin Jahre ihrer Jugend verbracht hatte. Es gelang ihr jedoch nicht, einen Verlag für das Manuskript zu finden; ebenso wenig wie später eine Bühne für das Theaterstück *Der Oger*, das sie aus dem Romanmaterial entwickelte.

Nach der Annexion Österreichs durchs Deutsche Reich flohen die Canettis im Oktober 1938 über Paris nach London, wo sie im Januar 1939 ankamen. Das Leben dort zwang sie in ärmliche und zugleich persönlich schwierige Verhältnisse. Die Ehe war – zusätzlich zur Exilsituation – weiterhin belastet durch Elias Canettis Liebesverhältnisse. Veza lebte in ständig wechselnden Unterkünften, meist von ihrem Mann getrennt, weil dieser es vorzog, auf dem Land in Amersham bei seiner Geliebten zu sein. Seine Frau nahm das hin, ja, sie sorgte sogar auch jetzt noch, wie schon in Wien, für die gemeinsame Existenzgrundlage, gab Englischunterricht, übernahm Lektorats-, Übersetzungs- und andere Brotarbei-

ten – und engagierte sich mehr und mehr als Managerin für ihren Mann. Sie tat alles das, was Elias Canetti (wie viele seiner männlichen Emigrantenkollegen) für sich als entwürdigend ablehnte. So weigert er sich, Schreibmaschine schreiben zu lernen, liess sich seine Manuskripte aber, da kein Geld für eine Schreibkraft da war, selbstverständlich von seiner Frau abtippen; und dies obwohl ihr von Geburt an der linke Unterarm fehlte und sie deshalb auch beim Maschineschreiben behindert war. Ja, mehr noch: Veza Canetti war – darin den Frauen um Brecht nicht unähnlich – aktiv in Canettis literarische Arbeit eingebunden. Er selbst bescheinigte ihr später, als sie schon tot war, einen grossen «geistigen Anteil» an seinem Werk.¹⁷⁰

Auch an der Entstehung des Romans *Die Blendung* war seine Frau intensiv beteiligt.¹⁷¹ Als Gegenentwurf dazu gilt ihr eigener Roman *Die Schildkröten*, der erkennbar autobiografisch konnotiert ist. Sein Schauplatz ist das im Wiener Vorort Döbling angesiedelte Wohnhaus der beiden Hauptfiguren Andreas und Eva Kain, das literarisch zum ‚paradiesischen Garten‘ stilisierte Wiener Domizil der Canettis. Das Werk handelt vom Leben der Wiener Juden zwischen der Annexion Österreichs und dem Novemberpogrom von 1938: vom Verlust der Arbeitsplätze und der Wohnung, von der entwürdigenden Lebenssituation im Getto, der Deportation in Konzentrationslager und dem schier endlosen Warten auf das rettende Visum – gängige Exilerfahrungen. In der Dreieckskonstellation zwischen Hilde, Eva Kain und Andreas Kain, einem jüdischem Gelehrten und Schriftsteller, spiegelt sich die durch Nebenbeziehungen und Eifersucht dauerhaft belastete Situation der Canettis. Die allegorischen, parabelhaften und szenischen Erzähltechniken, die mythischen und biblischen Erzählmuster sowie die grotesken Verkehrungen und listigen Sprachspiele der *Schildkröten* werden immer wieder als Beleg für die dauerhafte Modernität der Exilliteratur angeführt. Damit soll die These, dass die literarische Moderne mit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft radikal beendet gewesen sei, wider-

legt werden. Die titelgebende Schildkröte wird im Roman zum Sinnbild der Juden in der Diaspora: zum einen als Symbol der «Ortlosigkeit trotz gleichzeitigem Besitz der Heimat», denn die Schildkröte trägt ihr Haus zwar mit sich, muss aber eben deswegen verhungern, sobald sie auf den Rücken fällt: «ihr Haus ist zugleich ihr Tod». Zum anderen aber gehört sie – als «Kleingetier, das auf dem Boden kriecht» – nach den jüdischen Reinheitsgesetzen zu den unkoscheren Tieren und wird so zum Zeichen für die Selbstverachtung der Juden.¹⁷²

Einen Verlag für ihre Prosa und Aufführungsmöglichkeiten für ihre Stücke fand die Schriftstellerin unter den eingeschränkten Publikationsbedingungen des Exils nicht. Und so blieb es auch nach 1945. Veza Canetti sorgte weiterhin für die materielle Lebensgrundlage und das literarische Fortkommen ihres Mannes. Ihre eigene Autorschaft geriet in Vergessenheit; obwohl sie insgeheim immer wieder versucht haben soll, Publikationsmöglichkeiten zu finden. Erst als 1956 wieder einmal einer ihrer beiden Romane abgelehnt wurde, soll sie – so Elias Canetti – endgültig beschlossen haben, nicht mehr weiterzuschreiben.

In ihre Heimatstadt Wien, wo ihr Mann nun seine literarische Karriere startete, kehrte Veza Canetti nie zurück, auch nicht besuchsweise. Am 1. Mai 1963 starb sie in London, offiziell an einer Lungenembolie, vermutlich aber durch Suizid.¹⁷³ Ihr Werk erschien ab 1990 bei Carl Hanser, dem Verlag, der Elias Canetti ab 1963, Vegas Todesjahr, mit der Wiederentdeckung des Romans *Die Blendung* zu Weltruhm führte.



The Runaway
Countess
Hermynia ZurMühlen
(1883-1951)

Ihr Roman *Unsere Töchter, die Nazinen* hätte eigentlich ein Bestseller werden können. Denn mit seinem weiblichen Personal und seinem gesellschaftskritischen Sujet lag er im Trend der Kultur der ‚Neuen Frau‘. Doch vielleicht kam das Buch, das 1936 in Wien erschien, dafür einfach zu spät. Vielleicht war seine antifaschistische Botschaft aber auch zu politisch, vor allem für eine Autorin aus dem österreich-ungarischen Hochadel. Und so wurde die Schriftstellerin und Übersetzerin Hermynia Zur Mühlen – trotz ihres umfassenden Werks – nicht berühmt, sondern vergessen – und ist es bis heute.

Adelige Tochter auf Abwegen

Hermine Maria Isabella Folliot de Crenneville kam 1883 in Wien zur Welt, in einer Familie liberalen, international verflochtenen Hochadels, und lebte, wenn sie nicht mit dem Vater auf Reisen war, meist bei der Grossmutter mütterlicherseits in Gmunden. Die Mutter nämlich sah in der Tochter eine unliebsame Konkurrenz und eine Gefährdung ihrer gesellschaftlichen Attraktivität und distanzierte sich deshalb von ihr. Die Grossmutter dagegen unterstützte die literarischen, politischen und sozialen Interessen der

einzigem Enkelin, zumal sie ihren eigenen Neigungen entsprachen. Auf eigenen Wunsch hin wurde Hermynia Volksschullehrerin, durfte den Beruf jedoch aus Standesgründen nicht ausüben. Zum Ausgleich für dieses familiäre ‚Berufsverbot‘ schickte die Familie die junge Frau auf ausgedehnte Reisen.

1905 heiratete sie – gegen den Willen ihrer Familie – den rechtskonservativen baltischen Baron Victor Zur Mühlen. Die Ehe hielt nicht, was Hermynia sich davon versprochen hatte. Statt der erhofften Freiheit geriet sie in noch stärkere Abhängigkeiten. Das Leben auf dem einsamen livländischen Gut, weitab von jeder Kultur und Geselligkeit, wurde ihr zum Albtraum. Sie erlitt eine Fehlgeburt, erkrankte schliesslich an Tuberkulose und verbrachte die Jahre des Ersten Weltkriegs in Davos; die Krankheit heilte jedoch nie ganz aus. Die Ehe wurde 1918 geschieden. Hermynia Zur Mühlen brach mit der eigenen und der angeheirateten Familie und begann mit dem tschechischen Übersetzer Stefan I. Klein, den sie in Davos kennengelernt hatte, ein neues Leben in zwar armen und ungesicherten, aber selbstbestimmten Verhältnissen.

Das Paar lebte zunächst in Frankfurt, floh 1933 gemeinsam nach Wien und nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs ans Deutsche Reich nach Bratislava. Hier erwarb Zur Mühlen durch die Heirat mit Klein die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft. Im Juni 1939 ging das Paar ins Londoner Exil. Ihren Lebensunterhalt verdienten beide durch Übersetzungen. Hermynia Zur Mühlen übertrug Texte aus dem Russischen, Englischen und Französischen auf der Grundlage der Sprachkenntnisse, die sie dank ihrer polyglotten adligen Erziehung spielerisch erworben hatte. Und sie war als Übersetzerin – mit siebzig Büchern und fünfundfünfzig Zeitschriftenbeiträgen – höchst fleissig und produktiv. Am bekanntesten wurden ihre Übertragungen der Werke Upton Sinclairs.¹⁷⁴

Die rote Gräfin

Doch auch politisch war Hermynia Zur Mühlen aktiv. 1919, nach Scheidung und Bruch mit der Familie, war sie der Kommunistischen Partei beigetreten und vermutlich auch dem Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Und die ‚rote Gräfin‘ lebte ihre Überzeugungen, ohne Kompromisse zu machen. Das zeigt etwa ihre Haltung in dem seiner berühmten literarischen Protagonisten wegen bekannt gewordenen Eklat um die Exilzeitschrift *Die Sammlung* die Klaus Mann ab September 1933 im Amsterdamer Exilverlag Querido herausgab. Die Bitte ihres Verlags, die Mitarbeit an der Zeitschrift aus politischen Gründen einzustellen, so wie es Thomas Mann, Alfred Döblin, Stefan Zweig und René Schickele getan hatten, um den Absatz ihrer Bücher innerhalb des Deutschen Reichs zu sichern, lehnte Zur Mühlen mit einem Offenen Brief in der Wiener *Arbeiterzeitung* ab. Sie schrieb:

«Da ich Ihre Ansicht, das Dritte Reich sei mit Deutschland und die ‚Führer‘ des Dritten Reichs seien mit dem deutschen Volke identisch, nicht teile, kann ich es weder mit meiner Überzeugung noch mit meinem Reinlichkeitsgefühl vereinbaren, dem unwürdigen Beispiel der von Ihnen angeführten vier Herren zu folgen, denen scheinbar mehr daran liegt, in den Zeitungen des Dritten Reiches, in dem sie nicht leben wollen, gedruckt und von den Buchhändlern des Dritten Reiches verkauft zu werden, als treu zu ihrer Vergangenheit und ihren Überzeugungen zu stehen. Ich ziehe dieser ‚besten Gesellschaft‘ die Solidarität mit jenen vor, die im Dritten Reich um ihrer Überzeugungen willen verfolgt, in Konzentrationslager gesperrt oder ‚auf der Flucht erschossen‘ werden.»¹⁷⁵

Auch direkte finanzielle Nachteile hinderten die verarmte Adelige nicht, zu ihrer politischen Überzeugung zu stehen. So verzichtete sie 1938, nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs ans Deutsche Reich, auf das mütterliche Erbe, obwohl sie es für die Flucht nach England dringend hätte brauchen können. In einem Akt passiven

Widerstands weigerte sie sich, vor den NS-Behörden den Arier-Nachweis zu erbringen. Dieser wäre Bedingung dafür gewesen, das Erbe antreten zu können.

Später trat Zur Mühlen – ebenfalls aus Überzeugung – wieder aus der Kommunistischen Partei aus; wahrscheinlich anlässlich der Moskauer Prozesse von 1936 bis 1938, jedoch ohne sich offiziell von der Partei zu distanzieren.

Autorin mit politischer Botschaft

Literarisch war Hermynia Zur Mühlen nicht nur als Übersetzerin tätig. Seit 1921 schrieb sie auch selbst. Zunächst Kinderbücher mit deutlicher politischer Botschaft, getragen von der Überzeugung, dass die ‚richtige‘ – nach ihrem Verständnis die sozialistische – Erziehung unabdingbar sei für die notwendige gesellschaftliche Veränderung in den kommenden Generationen. Ihre kleinen, märchenhaften Geschichten mit Parabelcharakter erschienen in der linken Presse und machten die Autorin in der neuen, politisch engagierten Kinderliteratur der Weimarer Republik bekannt.

Ab 1925 schrieb sie – teils unter Pseudonym – auch Krimis, historische und zeitgeschichtliche Romane sowie Erzählungen mit sozialkritischer Tendenz. Und auch als Hörspielautorin war sie erfolgreich. Schon 1929 veröffentlichte sie ihre Autobiografie *Ende und Anfang. Ein Lebensbuch*, die schon im Jahr darauf in englischer Übersetzung erschien, unter dem so attraktiven wie treffenden Titel *The Runaway Countess*.¹⁷⁶

1933 wurde Zur Mührens gesamtes Werk von den NS-Behörden wegen seiner sozialistischen Tendenz verboten. Den Anlass lieferte der Eklat um die Zeitschrift *Die Sammlung*. Am bekanntesten wurde – trotz des Verbots – der oben bereits erwähnte antifaschistische Roman, den sie noch 1936 in Wien publizierte, *Unsere Töchter, die Nazinen*. Im Londoner Exil schrieb Zur Mühlen, nun auf Englisch, zwei Romane: *We Poor Shadows* (1943), der

bisher nicht ins Deutsche übersetzt wurde, und *Came the Stranger* (1946), deutsch unter dem Titel *Als der Fremde kam* (1947).

Danach fand sie auf dem deutschsprachigen Buchmarkt kaum mehr Publikationsmöglichkeiten. Ihre Nähe zur Kommunistischen Partei schadete ihr jetzt mehr, als ihre aufrechte politische Haltung ihr nützte. Vermutlich kehrte sie deshalb, trotz guter Kontakte in die politische Szene Wiens, auch nicht in ihre Heimat zurück. Zur Mühlen blieb, konsequent wie immer, im englischen Exil und starb dort in Armut an den Spätfolgen der Tuberkulose, die ihr Leben fast vierzig Jahre lang überschattet hatte.

VIERTES KAPITEL

Man hatte ja eine Frau

Alltag im Exil

«Nun, man hatte ja eine Frau», soll ein anonym gebliebener Schriftsteller geantwortet haben, als man ihn fragte, wovon er denn im Exil eigentlich gelebt habe. So berichtet Hans-Albert Walter in seiner Geschichte der deutschen Exilliteratur.¹⁷⁷ Diese so lapidare wie zynisch-resignative Antwort dürfte der Lebensrealität weithin entsprochen haben. Das belegen zum einen die Biografien von Schriftstellerinnen und Schriftsteller-Gefährtinnen, zum anderen die von den Exilzeitungen und -Zeitschriften gern veröffentlichten Gebrauchsanweisungen von Emigrantinnen für die Alltagsbewältigung in der Fremde.

Die nahezu unbekannt Lyrikerin Lessie Sachs, die es mit Mann und Kind nach St. Louis/Missouri verschlagen hatte, informierte in der New Yorker Exilzeitschrift *Aufbau* ihre potenziellen Leidensgenossinnen über alles, was ihnen den Start ins neue Leben jenseits des Atlantiks erleichtern könnte, von der Wohnungseinrichtung über Dresscode und Einkaufsmöglichkeiten bis zum gesellschaftlichen Leben in der amerikanischen Provinz:

«Ach, meine lieben Freundinnen in Deutschland, wenn Ihr auswandern wollt, lasst Euch nicht gar soviel beraten, denn: wie man es macht, ist es falsch. (...) jetzt möchte ich mit denen unter Euch, die schön, anziehend und charmant sind, die Kleiderfrage besprechen – also mit allen – gut, hört zu: (...) reizende und mutige Freundin, verausgabe Dich nicht. Achtung, rotes Warnsignal: Stopp! Die Amerikanerin ist so restlos, so völlig anders angezogen als Du, dass Du jedenfalls – was immer Du Dir ausgeklügelt hast

– (...) nun eben europäisch wirkst, d.h. aus dem Rahmen fallend.
 – Leider. (...) es sind auch die klimatischen Bedingungen zu berücksichtigen, man ist immer entweder zu dick oder zu dünn angezogen, überhaupt macht es ausserordentliche Schwierigkeiten, sich zu akklimatisieren, in jedem Sinne.

Seid einen Augenblick ernsthaft und denkt nicht mehr an Euer ‚make up‘ – sondern (...) hört auf mich und lernt die Landessprache. Lernt die Landessprache, und wenn Ihr glaubt, Ihr sprecht ‚perfekt‘ – so fangt sofort wieder von vorne an. (...) Wer in das Land kommt, der fühlt sich taubstumm. Hach, und telefoniert erst einmal (...). Und wirklich: die gesellschaftlichen Beziehungen sind in Amerika von der grössten Wichtigkeit. Und dazu gehört doch, dass man eine Unterhaltung führen kann. – Und kann man das? – Ich nicht. Ich stehe unglücklich umher und stottere. Ich mache schlechte Figur. Die Sprache muss man können, die Sprache! (...) Ich weiss nichts mehr, ich bin ein Neuankömmling, alles, was ich in Europa war, was ich galt oder gewusst habe, gilt hier nichts. Gilt nicht! – Gilt nicht!»¹⁷⁸

So locker und leichtfüssig im Kaleko-Ton Lessie Sachs' Bericht auch daherkommt, seine Botschaft ist bitter. Das neue, fremde Leben verlangte viel von der Emigrantenfrau und brachte nicht wenige von ihnen an den Rand dessen, was sie ertragen konnten.

Emigrantinnen-Alltag

«Nun, man hatte ja eine Frau.» Unter den erschwerten Lebensbedingungen des Exils übernahmen die Frauen häufig die Aufgabe, nicht nur ihre eigene Existenz zu sichern, sondern auch die ihrer Männer, ihrer Kinder sowie der weiteren Familienmitglieder. Die Frauen taten das mit grosser Selbstverständlichkeit. Und erlaubten sich nur ausnahmsweise und zur Rechtfertigung ihres Han-

delns einen Hinweis darauf, dass dies eine erhebliche zusätzliche Belastung war. So Anna Seghers aus Frankreich in einem Brief an den Genossen Willi Bredel in Moskau, als dieser stärkeres exilpolitisches Engagement von ihr einforderte: «Du bekommst, weil Du ein berühmter Mann bist, auch Deine Knöpfe von weiblichen Personen angenäht und Deine Kinder ernährt, gekleidet und erzogen und Deine Briefe getippt, all das machen für mich keine, das musst Du inoffiziell und freundschaftlich auch bedenken.»¹⁷⁹

Anna Seghers' Brief lässt etwas von dem anklingen, was den Alltag im Exil ausmachte und was tagtäglich zu bewältigen war. Es galt zuallererst und immer von Neuem, sich in den wechselnden fremden Landessprachen zu verständigen. Das Erlernen moderner Fremdsprachen aber gehörte – anders als heute – während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik nicht selbstverständlich zur Schulbildung. Diese war humanistisch ausgerichtet, auf Latein und Griechisch. Als Sprache der Wissenschaft galt das Französische; auch deswegen fiel den Emigranten der Weg nach Frankreich leichter als der in die englischsprachigen Länder. Englisch war die Sprache des ‚Business‘ – eine für die Intellektuellen und Schriftsteller damals fremde Welt. Die Muttersprache wurde deshalb vielen Exilautorinnen und -autoren zur inneren Heimat und zum letzten Hort, an dem sie sich ihrer schriftstellerischen Identität versicherten.

Frauen überwand die Sprachbarrieren leichter als die meist isolierter lebenden Männer; das ist vielfach dokumentiert. Die Jobs ausser Haus, die durch Haushalt und Kinder notwendigen alltäglichen Kontakte mit den Menschen des Gastlandes förderten auch den Spracherwerb. Hinzu kam, dass in den höheren Mädchenschulen der Weimarer Zeit der moderne Fremdsprachenunterricht einen grösseren Stellenwert hatte als in den fast ausschliesslich von Jungen besuchten Gymnasien.¹⁸⁰

Zu den organisatorischen Aufgaben, die meist von den Frauen übernommen wurden, gehörte es, den Alltag in der Fremde immer

wieder neu zu strukturieren: eine Wohnung zu finden und sich in diesem Provisorium zumindest so weit einzurichten, dass alle Familienmitglieder dort leben und arbeiten konnten. Es galt, den Haushalt zu etablieren; es musste eingekauft, gekocht, gewaschen, genäht und gebügelt werden; Vorräte waren anzulegen, Hilfen für Haushalt und Kinderbetreuung zu organisieren. Die Kinder mussten in verschiedenen Schulen oder Internaten angemeldet und in ihrem ausgesetzten Schul- und Sozialleben in der Fremde begleitet und unterstützt werden. «Das Wichtigste war nun, Peter in eine gute Schule zu bringen», schreibt Gina Kaus über ihr französisches Exil. «Es musste ein Internat sein, denn ich hatte zu arbeiten, wir hatten kein Zuhause, und er sprach kein Wort Französisch.»¹⁸¹

Der durch die Flucht immer wieder unterbrochene, fragile Kontakt zu fernen Familienangehörigen, zu Freunden, Kollegen und potenziellen Unterstützern war zu aktivieren oder immer wieder neu aufzubauen. Die nächste Fluchtstation musste ausgekundschaftet und in endlosen Behördengängen, wie sie Exilliteratur und Briefwechsel immer wieder eindrucksvoll beschreiben, vorbereitet werden – und all das in einer fremden Sprache. Zu besorgen waren nicht nur die raren Eisenbahn- und Schiffstickets, sondern, bis es so weit war, zunächst einmal die unterschiedlichsten amtlichen Papiere: Aufenthaltsgenehmigungen für das aktuelle Gastland, Einreisevisa für das künftige und Transitvisa für die Zwischenstationen, des Weiteren die heissbegehrten ‚Affidavits‘, Bürgschaften und Nachweise der finanziellen Bonität, ohne die ein Einreisevisum kaum zu bekommen war. Und es galt, all das zu finanzieren – von der Miete, dem täglichen Einkauf und dem in den USA fast überlebensnotwendigen Auto über die Haushaltshilfe, das Schulgeld für die Kinder und die Auslösegebühren für die beim Zoll festliegenden ‚Lifts‘, das Frachtgut mit den Fragmenten der früheren bürgerlichen Existenz, bis zu den Tickets für die Weiterreise zur nächsten Fluchtstation.

Die materielle Lage

Die materielle Lage der meisten Emigranten war – gemessen an ihrem früheren Lebensstandard – schlecht, trotz der Solidarität der Kollegen und ausländischen Helfer und der – wenn auch eingeschränkten – Erwerbsmöglichkeiten.¹⁸² In vielen Gastländern, wie in Frankreich und der Schweiz, erhielten Emigranten keine Arbeitserlaubnis. Die Einhaltung des Arbeitsverbots wurde bei Männern oft strenger überwacht als bei Frauen; wohl, weil diese mehr im privaten, halblegalen und minderbezahlten Dienstleistungsbe- reich aktiv waren.

Nur die wenigsten Autorinnen (und Autoren) hatten vor 1933 ihr Vermögen ins Ausland transferiert. Die einen, weil sie in den von der Wirtschaftskrise hart betroffenen Zwanzigerjahren auch in Deutschland und Österreich ohne Rücklagen gelebt und folglich keine bedeutenden Besitztümer zu retten hatten. Die anderen, weil sie die mit Hitlers Aufstieg heraufziehende Gefahr grob unterschätzt hatten. Zudem verhinderten Massnahmen wie die ‚Reichsfluchtsteuer‘, die ‚Zwangsarisierung‘ und die Beschlagnahme des Vermögens von Flüchtlingen einen legalen Vermögenstransfer. Ja, selbst die wichtigsten Arbeitsunterlagen, Manuskripte und Bücher mussten die meisten Schriftsteller zurücklassen.

Auf Einnahmen aus ihrer schriftstellerischen Arbeit konnten in der Emigration nur die wenigsten zurückgreifen. Die Honorare aus Veröffentlichungen in Deutschland waren vom Ausland aus nicht verfügbar; später wurden sie gänzlich einbehalten. Und zu Einnahmen aus dem Buchmarkt der Exilländer oder gar aus Verfilmungen – lukrativste und modernste Form der Zweitverwertung – brachten es nur wenige Schriftsteller. Die allermeisten waren gezwungen, am Existenzminimum zu leben. Nur eine kleine Gruppe brachte es zu einem bescheidenen Auskommen. Unter den zwölf Exilautoren, die als wohlhabend galten, war eine einzige Frau: die Unterhaltungsschriftstellerin Vicki Baum. Sie führte

– ähnlich wie Remarque – eine für Autoren gänzlich untypische, filmstarähnliche Glamourexistenz in Hollywood, am Rande der Literatur, und konnte es sich leisten, einen Jahresvertrag von Metro Goldwyn Mayer, Wunschtraum aller emigrierten Schriftsteller, abzulehnen – ihrer literarischen Freiheit wegen.

Wollte man sich nicht von der Unterstützung der zahlreichen Hilfsorganisationen oder auch wohlthätiger Reicher abhängig machen, so blieb nur die meist demütigende Arbeitssuche. Die Ärztin und Publizistin Hertha Nathorff ersparte sie sich nicht. Sie berichtet in ihrem Tagebuch von den schmerzlichen Erfahrungen und Entbehrungen:

«(...) das ist mir klar: von ‚Wohlthätigkeit‘ will ich nicht leben, nicht ich, nicht mein Mann, nicht einmal mein Kind. In langer Schlange stehen wir an, warten, bis wir endlich mit jemandem reden, unsere Lage klar machen können. Klar machen? Ja, wie? Ich selbst, Schülerin eines humanistischen Gymnasiums, habe nie englisch gelernt, und wieweit die Kenntnisse meines Mannes ausreichen? Es wird sich herausstellen. (...) völlig mittellos waren wir gekommen und die Hoffnung, zumindest noch unsere Lifts, die unser ganzes Inventar, Möbel, Hausrat, Geschirr, Wäsche, Kleidung, Bilder, Teppiche, kostbare Sammlungen von Porzellan, Glas und vieles mehr, nicht zuletzt eine zweifache komplette medizinische Einrichtung enthielten, zu erhalten, erscheint mir trügerisch zu sein, trotzdem ich mir alle Mühe gebe, das Lösegeld – 72 Dollar – hier geliehen zu bekommen. Als ich es endlich der Sozialarbeiterin (...) verständlich gemacht habe, sagt sie zu mir: ‚Möbel, Hausrat – wozu? Sie hängen nur an Ihrem guten Leben und an Ihrer eleganten Wohnung! Die brauchen Sie hier nicht mehr. Ärztin wollen Sie wieder werden? Schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Wir haben hier Ärzte genug, wollen keine mehr und Ärztinnen schon gar nicht. Gehen Sie mit Ihrem Mann in einen Haushalt als Dienerehepaar, da haben Sie ein Dach überm Kopf und Essen und ausserdem bekommen Sie Gehalt und können anfangen zu sparen.‘ (...)

Erschüttert schwieg ich über so viel Unverständnis und Kalt-herzigkeit. Dann sagte ich stotternd: ‚Gut, wir werden als Couple in einen Haushalt gehen, aber nur mit meinen zwei Händen. Ich kann arbeiten für zwei, denn mein Mann wird auf jeden Fall wieder studieren, wieder Arzt werden, und wer weiss, trotz Eurer vielen hier, seid Ihr auch an mir noch einmal froh.›¹⁸³

Das Leben der Hertha Nathorff, einer gut ausgebildeten, beruflich erfolgreichen Frau, kann als prototypisch für die Karrierebrüche und die spezifisch weiblichen Schwierigkeiten der Alltagsbewältigung in der Emigration gelten. Dazu gehört auch die generelle Bereitschaft der Frauen, die eigene Karriere der des Partners unterzuordnen. Dies zeigt – in extremer Form – die Haltung der Frauen um Bert Brecht. Von ihnen wird in einem eigenen Porträt die Rede sein.

Auch die Frau muss sich umstellen. Frauen-Jobs

Frauen waren im Exil auffallend häufig erwerbstätig und sicherten so, meist durch Jobs unter ihrem gesellschaftlichen Status und beruflichen Niveau, den Unterhalt ihrer Familien. Sie sicherten damit meist auch die Existenz ihrer Männer und schufen für sie erträgliche Produktionsbedingungen. Und dies, obwohl Frauen in den Gastländern grundsätzlich weniger verdienten als Männer und zudem, weil sie oft illegal arbeiteten, noch weitere Lohnabstriche von bis zu 50 Prozent hinnehmen mussten. Akademisch ausgebildete Frauen wurden auch in einfache Frauenjobs vermittelt; gleichqualifizierte Männer wiederum wurden bei der Vergabe von Stipendien für weiterqualifizierende Abschlüsse häufiger berücksichtigt.

Die Frauen fanden Gefallen an ihrer neuen Rolle als Erwerbstätige, auch wenn die Chancen, in ihrem angestammten Beruf unterzukommen, besonders für Akademikerinnen, gering waren. Dass sie mit ihren Jobs hinter den Männern zurückstanden, wenn

es um den beruflichen Neu- und Wiedereinstieg ging, wurde von allen Beteiligten, auch von ihnen selbst, zwar als selbstverständlich angesehen, aber, wie Hertha Nathorffs Beispiel zeigt, zugleich auch als Ablehnung erlebt.¹⁸⁴

Insgesamt darf festgestellt werden: Die Bereitschaft der Frauen, sich zu integrieren und das neue Leben zu meistern, war gross. Sie waren – stärker als die Männer – bereit zur Assimilation und zur Übernahme ökonomischer Verantwortung. Sie taten sich leichter, die Sprachbarrieren zu überwinden und profitierten von einer meist gut ausgebildeten sozialen Kompetenz. So, wie sie die politische Lage in den ersten Jahren des Dritten Reichs oft realistischer und unvoreingenommener gesehen hatten als ihre Männer und deshalb oft die treibende Kraft beim Entschluss zur Emigration waren, so schätzten sie auch die soziale und politische Lage in den verschiedenen Stationen des Exils häufig genauer ein.¹⁸⁵

Dass vor allem die Frauen es übernahmen, den schwierigen und hindernisreichen Alltag des Exils zu bewältigen, entsprach den tradierten Rollenvorstellungen. *Auch die Frau muss sich umstellen*, nannte das *Pariser Tageblatt* vom Dezember 1933 einen Beitrag, in dem sich Louise Straus-Ernst mit der prekären Exilsituation grundsätzlich und zugleich sehr praxisorientiert auseinandersetzt. Die Formulierung «Auch der Mann muss sich umstellen» hätte die Situation allerdings treffender beschrieben. Doch die Autorin verlangt die soziale Anpassungsleistung ausschliesslich von den Frauen und bestätigt so die herrschenden Verhältnisse:

«Die grössere Anpassungsfähigkeit der Frau gibt ihr immerhin dem Manne gegenüber, der auf seinen oft sehr spezialisierten Beruf festgelegt ist, manche Vorteile. Angeborene weibliche Fähigkeiten können vielfach ausgenutzt werden. Nähen, flicken, waschen, bügeln, zunächst vielleicht nur für einen Kreis von Schicksalsgenossen, ist möglich, führt vielleicht später zur Einrichtung eines kleinen Betriebs; Sprachstunden, Übersetzungen, Schreibmaschinenarbeiten sind oft gesucht und werden, wenn auch nicht

glänzend, so doch auskömmlich bezahlt. Und dann gibt es die vielen Angebote für Übernehmen von Hausarbeit und Kinderbetreuung (...). Es kommt eben darauf an, sehr viele Ambitionen, die selbstverständlich schienen, auf eine Zeit zurückzustellen, ohne dabei den Mut zu verlieren.»¹⁸⁶

Der Grund für die Fähigkeit und Bereitschaft der Frauen zur Anpassung liegt – allen, die sich damals dazu geäußert haben zufolge – dort, wo er im tradierten Kanon der Geschlechtertypologie seit eh und je gesucht wird: in der «Natur» der Frau.¹⁸⁷

Von Frauen und Mädchen wurde erwartet, dass sie die soziale Degradierung, der sie auf dem Arbeitsmarkt der Exilländer ausgesetzt waren, hinnahmen. Man ging davon aus, dass sie die damit in der Regel verbundene Demütigung leichter überwinden konnten als die Männer. Die Fallhöhe war ja schliesslich nicht so gross.

«Die damals so aktuelle Frage: ‚Weshalb soll ein Schauspieler nicht Taxi-Chauffeur werden?‘ beantwortete Marcuse für die meisten emigrierten Intellektuellen: (...) weil das nur Taxi-Chauffeure verwinden, die einmal Schauspieler waren.»¹⁸⁸

Und weil das von den meisten so gesehen wurde, arbeitete Friedel Kantorowicz, die Frau des Schriftstellers Alfred Kantorowicz, als Sekretärin an der Universität von New York und gründete Yvette Prost-Leonhard, die Frau des Schriftstellers Rudolf Leonhard, einen Mittagstisch für Badegäste an der italienischen Riviera. Die Sängerin Hilde Bondi lebte vom Verkauf selbstgenähter Handschuhe, die Frau des Schriftstellers Alfred Unger im englischen Exil vom Verkauf selbstentworfener gummierter Strand- und Toilettentaschen. Die Schriftstellerin und Lektorin Elisabeth Castonier, die 1933 von Berlin nach Wien emigriert war, schlug sich dort als Strassenverkäuferin von Zeitungen durch – ohne Gewerbeschein.¹⁸⁹ Die Journalistin und Sachbuchautorin Charlotte Beradt, Frau des Schriftstellers Martin Beradt, richtete in ihrem

New Yorker Wohnzimmer einen vor allem von Emigrantinnen frequentierten Frisier- und Haarfärbesalon ein, bevor sie später Übersetzungen für Hannah Arendt übernahm. Ihr eigenes Buch *Das Dritte Reich des Traums*, das sie selbst ins Englische übersetzt hatte, erregte zwar viel öffentliches Aufsehen, verkaufte sich aber schlecht.

«Für die Frauen war es leichter», schreibt die erfolgreiche Drehbuchautorin Salka Viertel über die Situation in Hollywood, «sie ernährten ihre Männer und Kinder, indem sie bei Parties als Aushilfsköchinnen arbeiteten und die Sachertorte und den Apfelstrudel einführten; sie wuschen, putzten und nähten. (...) Da die Rüstungsindustrie immer mehr Amerikaner schluckte und sich auch den Negern andere Arbeitsmöglichkeiten boten, war die Nachfrage nach ‚Hausangestellten‘ stark gestiegen.»¹⁹⁰

Die Biografien der Frauen, die solch wenig qualifizierte Jobs übernahmen, belegen, dass die oben zitierte Ärztin Hertha Nathorff unter vielen in Deutschland beruflich erfolgreichen Akademikerinnen und Künstlerinnen keine Ausnahme war. So etwa Brechts Ehefrau, die grosse Schauspielerin Helene Weigel (1900-1971), die in den langen Jahren in der Emigration kein Engagement fand:

«Im Exil hatte sie viel gelernt», schreibt Salka Viertel. «Sie nähte, kochte, wusch und versorgte den Garten; sogar die Überzüge für die bei Altwarenhändlern erstandenen Möbel fertigte sie selbst an. Oft blieb sie, nachdem sie den ganzen Tag schwer gearbeitet hatte, die halbe Nacht auf, um mit Besuchern, die sich oft einfanden, über den Krieg und die politische Lage zu diskutieren. Amerikanische Schauspielerinnen, die Helli kennengelernt hatte, waren höchst erstaunt, als ich ihnen erzählte, dass sie eine berühmte Kollegin von ihnen war.»¹⁹¹

Die Lehrerin der Naturwissenschaften und Philosophin Erna Blencke,¹⁹² die 1933 nach dem ‚Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums‘ entlassen worden war, bestritt ihre Existenz mit einem Brotgrosshandel, der zugleich als Tarnung für eine Wi-

derstandsgruppe diene. Im Pariser Exil arbeitete sie dann als Hausangestellte und Serviererin in einem Emigrantenlokal. In den USA fand sie schliesslich eine Anstellung in einem medizinischen Verlag.

Die Juristin Ruth Fabian, Mitglied der Sozialistischen Arbeiterpartei, gründete in Paris mit ihrem Mann, dem Journalisten Walter Fabian, ein Zeitungsausschnittsbüro. Da es nicht genug für den Lebensunterhalt der kleinen Familie abwarf, kellnerte Ruth zusätzlich in einem Emigrantenlokal. Die Architektin Karola Bloch, Frau des Philosophen Ernst Bloch, versuchte sich unter anderem als Vertreterin.

Die promovierte Wiener Germanistin Elisabeth Freundlich, die sehr gut Englisch konnte, holte in den USA den kürzestmöglichen Studienabschluss nach: Sie wurde Bibliothekarin und fand eine Anstellung im Metropolitan Museum of Arts. Später unterrichtete sie nebenher in Princeton und an anderen Universitäten und entwickelte das von ihr betreute Feuilleton der Exilzeitschrift *Austro-American Tribune* zum bestredigierten der gesamten Exilpresse. Diese publizistische Arbeit setzte sie auch nach ihrer Rückkehr nach Wien, 1950, fort, unter anderem als Berichterstatteerin für NS-Prozesse in Österreich und Deutschland. Ihre literarischen Arbeiten fanden dort wenig Anerkennung.

Bella Fromm berichtete in einem Interview von ihrem bescheidenen Aufstieg in der typischen flachen Hierarchie der Frauenjobs: «Eine Woche arbeitete ich in einer Fabrik, dann wurde ich Köchin auf der Ost-Seite, Uptown, wo eben eine Köchin erkrankt war. Eines Tages gab die ‚Herrschaft‘ eine Party, aber die Maid hatte Urlaub. Man fragte mich, ob ich den Tisch decken könnte? Ich antwortete: ‚Selbstverständlich! Ich habe seit 15 Jahre auf der ‚other side‘ nichts anderes getan, als Tische gedeckt Und alles verlief gut, viel besser als ich gehofft hatte. Als ich in meiner schwarzen Tracht dastand, musste ich ein wenig lächeln, wenn ich daran dachte, was wohl Johann und Lisbeth, die mein Haus in

Deutschland versorgt hatten, sagen würden, wenn sie mich jetzt sehen könnten. Später wurde ich stundenweise Kellnerin, dann machte ich wieder Hausarbeiten bei einer Frau, die mir immer den Stundenlohn um 11 auf den Küchentisch legte, während ich noch bis i Uhr nachts Geschirr spülen musste. Endlich erhielt ich eine Anstellung als Typistin.»¹⁹³

Den tiefsten sozialen Abstieg erlebte, glaubt man ihrem autobiografischen Roman *Eine Nacht – ein Leben*, Dr. phil. Doris Dauber, die es über Basel, Paris und England nach Argentinien verschlagen hatte:

«Dienstmädchen, Nachtwächterin im Irrenhaus, Paketpackerin in einem Versandgeschäft sind nicht gerade sozial hochstehende Berufe. Aber man kann die Treppe noch tiefer hinabsteigen. Und ich steige hinab bis zur untersten Stufe, ohne dass mir eine Perle aus der Krone fällt. Im Gegenteil: wie bei allen früheren Berufen erweitert sich mein Horizont. Ich werde in einem Nachtlokal Klosettfrau, die einzige Verdienstmöglichkeit, die sich mir bietet.»¹⁹⁴

Verglichen mit diesen Biografien, lebte Erika Mann höchst privilegiert. Sie hatte all das, was die meisten Schriftstellerinnen im Exil nicht hatten und worum sie sich verzweifelt und meist vergeblich bemühten. Das Klischee der «tapferen kleinen Frau» in der Fremde, von dem Erika Mann sich ironisch distanzierte, wurde den meisten Emigrantinnen zum Zeichen ihrer neuen Existenz. Es transportierte die Erwartungen, die an die Emigrantinnenfrau als solche allseits herangetragen wurden, von den Gastländern, von ihren Partnern und Familien und – nicht zuletzt – auch von ihr selbst.

Wie es hinter diesem Klischee wirklich aussah, vor allem dann, wenn das ‚gewöhnliche Leben‘ wegfiel, der Exilalltag sich immer mehr auflöste und es kein sicheres Refugium mehr gab, das zeigt der Abstieg, den die Übersetzerin und Publizistin Doris von Schönthan in Frankreich durchlebte. Ruth Landshoff-Yorck porträtierte sie in ihren Erinnerungen *Klatsch, Ruhm und kleine Feuer* (1965):

«Das Leben war fast so schwer wie damals im Untergrund. Und das Beschaffen des Essens schwer, nicht so sehr, weil es noch an Nahrung gebrach, sondern weil das Geld fehlte.

Die Landschaft war zauberhaft. Die Schönheit der alten Olivenhaine der Gegend ersetzte fast mit ihrer Mystik den Glauben an eine Zukunft.

Dann war auch das vorbei. Sie wurden vertrieben. Sie hatten seit langer Zeit die geringe Miete nicht bezahlt. Immerhin war der Gatte geheilt, und Dorinde konnte sich endlich von ihm trennen. Er brauchte sie nicht mehr. Und sie ging zurück nach Paris. Das Leben begann neu in winzigsten Zimmern in kleinsten Hotels. Aber das war nicht so schlimm. Wir alle hatten, schon früher, immer gerne in Paris in kleinen Hotels gewohnt. Das hatte also noch eine gewisse Ähnlichkeit mit der guten alten Zeit. Dorinde tat allerhand, sie tippte und übersetzte, sie leistete Gesellschaft, sie hütete Kinder. Freunde, die durch Paris kamen, verbrachten einen Abend mit ihr, liessen ihr die unbenutzten Franken. Sie hatte noch Charme, war noch amüsan, ironisch, sah hübsch aus in den von den Freunden abgelegten Kleidern. Aber bei den Mahlzeiten, zu denen man sie einlud, trank sie mehr als sie ass.

Es ging bergab. Wie in den neuen und alten Büchern der Weltliteratur, so als habe sie diese nicht gelesen, so als sei sie nicht gewarnt. ‚Sie trinkt zu viel‘ (...) Und die Freunde fuhren durch Paris, ohne sich zu melden. Und die Auftraggeber gaben ihr nichts mehr zum Tippen. Bergab.»¹⁹⁵

Doris von Schönthans Schicksal lässt auch etwas ahnen von der harten Belastungsprobe, der die Ehen der Emigranten ausgesetzt waren. Sie hielten den Zumutungen des Exillebens, auch durch den Rollenwechsel, nicht immer stand – oder nur, weil man jetzt mehr denn je aufeinander angewiesen war und die Mittel zur Scheidung fehlten.

«Ehen verwandeln sich in Kampf- und Trutzgemeinschaften», schrieb Hilde Domin, «oder sie werden geschieden. Die Versuchung, wegzuheiraten aus der Misere, einzuheiraten in ein Nor-

malleben, ist für beide Partner gegeben, wo das Zusammenleben nicht ausserordentlich eng ist. Praktisch dürfte die Opferbereitschaft und die Flucht in eine unbedingte gegenseitige Hilfsbereitschaft aber das Häufigere gewesen sein.»¹⁹⁶

Oft zerbrachen die Beziehungen auch erst nach Rückkehr in die Normalität des Lebens an den im Exil angehäuften Belastungen.

Mit Kindern im Exil

«Dadurch, dass ich – zum Glück auch – Kinder habe, ist alles doppelt schwer»⁹⁷ schrieb Anna Seghers auf dem Tiefpunkt ihrer Flucht durch Frankreich, im Herbst 1939, an den Freund Herzfelde nach New York. Seghers' Haltung zu ihrer Rolle als Familienmutter in der Emigration war ambivalent. Sie erlebte die Kinder als Glück, aber auch als Belastung. Als Glück, weil sich im Leben mit Kindern die Prioritäten selbstverständlich setzten. Der Alltag, das ‚gewöhnliche Lebern, das stabilisierend wirkte, gewann Vorrang. Eben deshalb aber wurden die Kinder auch zur Belastung. Flucht oder Ausreise wurden durch sie verständlicherweise schwieriger. Die Alltagsprobleme im Exil vervielfachten sich: von der Zahl der bei den Behörden zu beantragenden Papiere und der Zahl der Betten in Hotels, der Tickets für Züge und Schiffe, von der Grösse der Wohnung und der materiellen Versorgung für eine mehrköpfige Familie bis zu den Plätzen in Schulen und Internaten, von den Krankheitsfällen, Schul- und Sprachproblemen, mit denen es fertigzuwerden galt, bis zur Aufmerksamkeit und Energie, die Kinder beanspruchten. Hier ging es um Investitionen, die, will man sie nicht pauschal als Kraftquell weiblicher ‚Natur‘ gutschreiben, schriftstellerischer Arbeit im Einzelnen nicht unbedingt förderlich waren.

Und an den eigenen Kindern erlebten die Emigrantinnen ihr Schicksal noch einmal, emotional aufgeladen, in verschärfter

Form. Das begann schon mit dem Abschied aus der Heimat, so dringlich er auch herbeigesehnt wurde:

«Mein Junge hat zum Abschied noch einmal fünf Freunde eingeladen. Wie ernst die jungen Gesichter geworden sind, und was sie reden! Wo sie hingehen? Nach Amerika, nach Chile, nach Bolivien, nach Shanghai, jeder woanders hin. Aber alle haben ein Ziel: Vati und Mutti helfen so schnell wie möglich. 14- und 15-jährige Jungens, sie überlegen sich jetzt schon, wie sie am schnellsten ihre Eltern ernähren können», notierte Hertha Nathorff Anfang 1939 in ihrem Tagebuch, kurz bevor ihr Sohn mit einem Kindertransport nach England verschickt wurde: «Wie erschütternd das war! Schon der Beamte der Gestapo, der uns empfing und alle beaufsichtigte, hatte mir wieder alles Erlebte aufgewühlt. (...) Und wen ich alles traf an diesem Morgen! Eine Kollegin in tiefer Trauer – ihr Mann starb drei Tage nach der Entlassung aus dem Konzentrationslager. Sie schickt ihren Jungen weg. Eine Patientin von mir bringt ihr 4-jähriges Mädelchen. Ein anderer Patient sein Töchterchen, dessen arische Mutter bereits im Ausland lebt. Immer mehr Bekannte kommen!

Und die Kinder, sie stellen sich an mit ihren Kofferchen, die sie ja selber tragen müssen. Jedes Kind bekommt eine Nummer, und die Kinder, sie kommen sich so wichtig, so interessant dabei vor, während es uns das Herz zerreisst.»¹⁹⁸

Während die Eltern ihre Gefühle auf die Kinder projizierten und an ihnen stellvertretend auslebten, nahmen diese ihrerseits, wie aus Notzeiten bekannt, die Stelle der Erwachsenen ein. Sie wurden durch die schwierige emotionale Lage der Eltern bei Flucht, Vertreibung, Trennung und Tod vor der Zeit gezwungen, erwachsen zu werden. Die Emigration nahm den Kindern ihre Kindheit.

«Der Junge», notierte Nathorff denn auch 1940 im amerikanischen Exil, «geht in eine Schule weit von hier, Fahrgeld und was er sonst noch nötig hat, verdient er sich durch Austragen von Pa-

keten nach der Schule. Der arme Kerl, er ist jetzt oft so still und neulich kam er bei der Kälte ganz blau gefroren nach Hause.»¹⁹⁹

Andere Kinder übernahmen, so wie heute die Kinder von Immigranten in Deutschland, auch damals die Vermittlerfunktion zum Gastland, indem sie übersetzten und dolmetschten, bei den Behörden, im Alltag und – zumindest im Fall von Gina Kaus – auch beruflich. Ihr Sohn übersetzte ihre Erzählungen, Filmscripts und Drehbücher und unterstützte die Mutter damit bei der Integration und beim Geldverdienen. Waren die Kinder noch klein und banden ihre Mütter ans Haus, so erlebten diese in der ihnen aufgezwungenen Einsamkeit an und mit ihrem Kind auch die Isolation des Exils in ihrer ganzen Härte.

Und draussen weht ein fremder Wind...

Ich sitze hier und hüt' das Kind.
 Und draussen weht ein fremder Wind,
 Singt eine fremde Melodie,
 Ein fremdes Lied, ich hört' es nie, –
 Ein Lied.
 Das mich nicht einbezieht.

Ich sitze hier, weil sich's so traf,
 Und hüte meines Kindes Schlaf.
 Ach fremde Welt, ach fremdes Land,
 Kein Blick vertraut, kein Haus bekannt,
 Seht, seht,
 Es ist schon spät, sehr spät.

Es ist schon spät, sanft schläft das Kind.
 Indes man wachend sitzt und sinnt,
 Vergeht die Nacht, verweht die Zeit,
 Ein Tropfen fällt zur Ewigkeit.
 Gib acht!
 Bald schlägt es Mitternacht.²⁰⁰

Die Krise des Exils warf die politisch, beruflich und wirtschaftlich emanzipierten Frauen des 20. Jahrhunderts, zu denen die emigrierten Schriftstellerinnen gehörten, aus ihrer vermeintlichen gesellschaftlichen Selbstbestimmung zurück in die tradierten weiblichen Rollen. Der eigene Lebensentwurf wurde – aus der Notsituation heraus – ersetzt durch pragmatische Strategien des Überlebens.²⁰¹

Dieser Einbruch wurde von den Betroffenen kaum reflektiert. Selbst politisch und gesellschaftlich so progressiv denkende und handelnde Autorinnen wie Anna Seghers und Erika Mann folgten diesem konservativen Modell. Anna Seghers' dokumentarischer Bericht *Frauen und Kinder in der Emigration*, der wohl kurz nach 1933 entstand, zeichnet auf der Grundlage von Fragebogen, Interview und Augenzeugenbericht das Alltagsleben von Frauen im Exil nach. «Dabei dominiert das Bild der einfachen, gütigen, mütterlichen, starken Frau», ein Typus, der auch in Seghers' Romanen die weiblichen Rollen besetzt – im Gegensatz zu den gefährdeten, weil sich emotional und politisch entwickelnden männlichen Hauptfiguren. Dieses Frauenbild ist stark vereinfacht, unhistorisch und erscheint politisch instrumentalisiert. In ihm spiegelt sich die längst überwundene Theorie vom naturhaften Wesen der Frau. Und doch zeigt sich in ihm auch die reale Lage der Frauen in der Emigration. Denn der naturhaft definierte Begriff des Weiblichen enthält eben jene Überlebensstrategien, auf die Frauen in der Krise des Exils zurückgriffen, nun, da sich ihre individuellen Lebensentwürfe nicht mehr verwirklichen liessen.²⁰² Doch die ausserordentliche Situation eröffnete ihnen auch neue Möglichkeiten, die kleinbürgerliche Enge ihrer Existenz zu verlassen: «Endlich konnte der starre Rahmen der altertümlichen Eigenheimverhexten-Familie gesprengt werden. (...) Endlich richteten sich diese Augen nicht auf den Mittelpunkt der Familie, sondern auf einen Punkt ausserhalb.»²⁰³

Auch Erika Mann sprach den Rückschritt in Lebenssituation und Selbstverständnis der Frauen nicht direkt an. Doch sie nahm

immerhin die reale Situation der emanzipierten, berufstätigen Frau ihrer Zeit in den Blick, die als Emigrantin heimatlos ist, «nicht bleiben darf»: «Werden wir je auf dieser Welt wieder ‚zu Hause‘ sein? Sind wir nicht die Fremden in aller Herren Länder, gejagt, rund um den Erdball, der so dicht mit Kanonen, Tanks und Kriegsgerät bepflanzt ist, dass für die Menschen kaum mehr Raum zu sein scheint – und gewiss nicht für die ‚Fremden‘, die nirgends auf ihm ‚zu Hause‘ sind.»²⁰⁴

Erika Mann wies zumindest auf die ambivalente Situation hin, auf die Hindernisse, die den Frauen mit Einreise-, Aufenthalts- und Arbeitsbedingungen in den Exilländern in den Weg gestellt waren. Sie deutete ihre Fähigkeit zum Überleben, auch wenn sie auf tradierten Rollenbildern beruhte, als Chance, Fuss zu fassen und bleiben zu dürfen – als jene «tapfere kleine Frau», über die sie sich zugleich mokierte und erhob.



Das Leben der jüdischen Schriftstellerin Gina Kaus, geborene Wiener, adoptierte Kranz, verheiratete Zirner, Kaus und Frischauer, war bunt und vielseitig, auch im Exil. So jedenfalls hat sie es in ihrer Autobiografie unter dem Titel *Und was für ein Leben* dargestellt: schnörkellos, schonungslos und selbstkritisch, trotz allem Hang zur Selbstinszenierung.²⁰⁵ Der Weg der verwöhnten Erfolgsautorin aus der Nestwärme der Wiener Kaffeehauskultur in die Kälte des Hollywood-Business war hart. Und Kaus hatte ihn nicht allein zu bewältigen, sondern mit ihrer Familie, ihrem dritten Mann Eduard Frischauer, einem Rechtsanwalt und Spieler, und den beiden Söhnen aus der Ehe mit Otto Kaus. Die Sorge für den Lebensunterhalt der Familie lag bei ihr – eine Lebenssituation, in welcher der Alltag seinen Tribut forderte. Gina Kaus meisterte diesen Alltag, bezahlte dafür aber einen – ihrer Meinung nach – zu hohen Preis. Das Leben sei ihr, meinte sie, durch die Emigration «gestohlen» worden.²⁰⁶

Gina Kaus stammte aus ärmlichen Verhältnissen. Ihr Vater war, nach ihren eigenen Worten, ein «Geldvermittler kleinsten Kalibers».²⁰⁷ Sie wuchs in der Wiener Berggasse auf, die als Adresse Sigmund Freuds ein fester Bezugspunkt in der Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts ist. Mit Freuds Kindern ging Gina

Wiener zur Schule; auf seinen Erkenntnissen über die menschliche Psyche, durchgespielt an einem literarischen Personal aus dem Milieu des Wiener Bürgertums ihrer Zeit, basieren die Romane, Erzählungen und Theaterstücke, mit denen die Schriftstellerin im Wien der Zwanziger] ihre zur Erfolgsautorin aufstieg.

Gina Kaus heiratete früh, doch ihr erster Mann, Sohn der angesehenen jüdischen Juweliersfamilie Zirner, fiel im Ersten Weltkrieg. Die junge Witwe arbeitete im Juweliergeschäft der Schwiegereltern, von denen sie sich, ihrer Herkunft wegen, abgelehnt fühlte. Und lernte hier – als Kunden – einen Verwandten der Zirners kennen, den Bankdirektor, Kartellpräsidenten und Heereslieferanten Joseph Kranz, eine stadtbekannt Persönlichkeit des jüdischen Grossbürgertums. Gina Zirner wurde, formal kaschiert als seine Adoptivtochter, Kranz' Geliebte und lebte fortan mit ihm in luxuriösen, wenn auch gesellschaftlich prekären Verhältnissen.

Während der Zeit mit Kranz begann sie zu schreiben. Bald gehörte sie, als eine von wenigen Frauen, zur Künstlerrunde des Café Herrenhof, in der Karl Kraus, Hermann Broch, Robert Musil, Franz Blei, Egon Erwin Kisch und Franz Werfel den Ton angaben. Aus diesem Kreis kamen auch ihre Geliebten, darunter Franz Blei und der Schriftsteller und Psychologe Otto Kaus. Als sie von diesem ein Kind erwartete, trennte sie sich von Kranz und heiratete Kaus. Er war der Vater ihrer beiden Söhne Otto und Peter.

Gina Kaus gehörte zu den schillerndsten Figuren im literarischen Leben Wiens. Ihr Status ähnelte dem von Alma Mahler-Werfel und Milena Jesenská, die im selben Milieu verkehrten; als «Freundin bedeutender Männer»²⁰⁸ repräsentierte sie zugleich den Prototyp der ‚Neuen Frau‘ attraktiv und ihrer Reize bewusst, geistreich und kreativ, weltoffen, unabhängig und erfolgreich.

In ihrer Wiener Zeit veröffentlichte Kaus neben Erzählungen und Novellen sieben Romane, dazu mehrere Theaterstücke, vor

allem Komödien, die an so prominenten Bühnen wie dem Wiener Burgtheater und dem Zürcher Schauspielhaus aufgeführt wurden. Schon 1921 erhielt sie – angeblich auf Betreiben ihres Geliebten Franz Blei²⁰⁹ – den Fontane-Preis für die Novelle *Der Aufstieg*. Mit ihrem zweiten Mann ging Kaus nach Berlin und schrieb dort für alle renommierten Blätter, wie die *B. Z. am Mittag*, die *Vossische Zeitung*, *Uhu*, *Die Dame* und das *Berliner Tageblatt*. Ihre Romane erschienen – wie die Vicki Baums – beim Ullstein Verlag, damals der ersten Adresse für intelligente Unterhaltungsliteratur, und erreichten hohe Auflagen. Sie wurden in viele Sprachen übersetzt und fast alle verfilmt.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten veränderte Kaus' Leben langsam, aber nachhaltig. Ihre Bücher standen auf den amtlichen Verbotslisten und konnten in Deutschland nicht mehr erscheinen. Ob sie jedoch bei der Bücherverbrennung in Berlin in Flammen aufgingen, wie sie in ihrer Autobiografie angab, muss dahingestellt bleiben. Denn die Schriftstellerin war damals bereits nach Wien zurückgekehrt und konnte ihre literarische Karriere dort zunächst fast ungebrochen fortsetzen. Sie wechselte zum renommierten Exilverlag Allert de Lange. Schon 1933/34 erschien dort ihr Roman *Die Schwestern Kleh* in der für den Buchmarkt des Exils aussergewöhnlich hohen Auflage von 8'000 Exemplaren. 1935 folgte der historische Roman *Katharina die Grosse*, der in den USA zum Bestseller wurde. Er brachte Kaus – ähnlich wie vor ihr Vicki Baum – eine Einladung nach Amerika ein, der sie 1936 folgte. Im Jahr darauf erschien *Luxusdampfer. Roman einer Überfahrt* und im September 1939 der Roman *Der Teufel nebenan*, der im Pariser Exil entstanden war. Auch er wurde ein Erfolg, ihr letzter. Der Roman *Die Pest in Athen. Aus den Erinnerungen der Xanthippe*, den sie im amerikanischen Exil schrieb, blieb unveröffentlicht.

Flucht in die USA

Im März 1938, unmittelbar nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs, flüchtete Gina Kaus mit ihren Kindern, überstürzt und ohne alle literarischen Unterlagen und amtlichen Dokumente. Sie ging getrennt von ihrem Lebensgefährten Eduard Frischauer, der Wien schon vor ihr verlassen hatte. Kaus war als Jüdin und Autorin verbotener Bücher gefährdet, Frischauer, weil er eine Wiener Zeitung beim Prozess gegen die Nazis vertreten und den Prozess gewonnen hatte. Kaus nahm den üblichen Emigrationsweg, über Paris nach Marseille und von dort im September 1939 nach New York. Die Überfahrt finanzierte ihr Agent George Marton, der sie schon nach Paris geholt hatte. Die Ankunft als Flüchtling auf Ellis Island, wo sie zwei Jahre vorher als Erfolgsautorin auf einem Luxusdampfer eingereist und hofiert worden war, machte der Schriftstellerin die veränderten Verhältnisse schlagartig deutlich:

«Eines Abends, während die meisten von uns noch vor ihrem Konservenabendbrot sassen, gingen plötzlich die Lichter an. Alle stürzten an Deck. Wir waren im Hafen von New York – Lichter überall, in allen Gebäuden am Ufer. Den ersten Gruss bot uns die Reklame von Wrigley’s Chewing Gum. ‚Wrigley here, Wrigley there, Wrigley everywhere.‘»

Doch dann sah sich Kaus einem unangenehmen ‚hearing‘ ausgesetzt, an dessen Ende der Kommissionsvorsitzende eben dabei war, sie und ihre Kinder zurückzuweisen, als ein junger Mann von Viking Press, ihrem amerikanischen Verlag, erschien. Das änderte die Lage umgehend:

«Es war wie eine Zauberformel. Der Vorsitzende wurde sehr freundlich, er sagte ein paar anerkennende Worte über meine schriftstellerische Tätigkeit, und ‚natürlich‘ konnten wir Ellis Island mit der nächsten Fähre verlassen. (...) als wir an Land gingen, stieg hinter uns Herr König aus und reichte uns dreien die Hand. (...) ‚One day you will say the best way to come to America is over Ellis Islands Damit übergab er uns den Reportern.‘»²¹⁰

Weniger erfreulich gestaltete sich das Wiedersehen mit Frischauer:

«Eduard (...) hatte bereits seinen Weg in den besten, das heisst teuersten New Yorker Bridgeclub gefunden, und er hatte bereits genug gewonnen, um seine erste Hotelrechnung zu bezahlen. Ich versuchte vergeblich, ihm klar zu machen, dass er sich in dem fremden Land eine halbwegs sichere Existenz schaffen müsse – er blieb dabei, dass er nichts anderes als ein Advokat sein könne –, aber gerade das könne er ja nicht, weil er weder die englische Sprache noch das amerikanische Recht beherrsche. Ihm bliebe nur übrig, sein Geld durch Bridge zu verdienen. (...) Es wäre für ihn ein leichtes gewesen, sich und uns alle durch Bridge zu erhalten. Er hätte sich nämlich nur in dem feinen Club, in dem er spielte, als Bridgelehrer niederlassen müssen. (...) Er hätte, im wahrsten Sinne des Wortes, ‚spielend‘ dreissig Dollar für jede Stunde, mit drei Stunden am Tag neunzig Dollar verdienen, und wir alle hätten herrlich und ohne Sorgen leben können. Aber Eduard hatte seine eigenen, völlig unerschütterlichen Ansichten über ‚Ehre‘, mit denen es sich nicht vertrug, professioneller Spieler zu werden.»²¹¹

Trotz dieser Vorbehalte heiratete Kaus ihren Lebensgefährten – aus Vernunftgründen, weil Frischauer ihr zur amerikanischen Staatsbürgerschaft verhalf. Die Ehe wurde später wieder geschieden. Auch in dieser Partnerschaft sah sie sich – wie schon in ihrer Ehe mit Otto Kaus – genötigt, selbst für den Familienunterhalt zu sorgen. Damals hatte sie damit zugleich ihre literarische Karriere befördert; jetzt aber leitete es deren Ende ein, auch wenn das bei der Ankunft in New York noch nicht absehbar war. Denn Kaus' Chancen, ihre Erfolgsgeschichte auch in den USA fortsetzen zu können, standen besser als die der meisten anderen Autorinnen. Ihr Name war in Übersee – spätestens seit dem Erfolg des *Katharina-Romans* – nicht unbekannt, ein versierter Agent unterstützte sie, ihre Bücher lagen in englischer Übersetzung vor, viele waren sogar verfilmt worden. Sie war Autorin eines renommierten Ver-

lags, der – zumindest vorerst – bemüht war, ihr den Weg auf den amerikanischen Buchmarkt zu ebnen.

Doch schon als sie ihren Roman *Der Teufel nebenan* dort unterbringen wollte, stiess sie auf Schwierigkeiten:

«Ich hatte es für selbstverständlich gehalten, ich hatte keinen Augenblick daran gezweifelt, dass Viking Press nach dem grossartigen Erfolg der Katharina meinen neuen Roman *Der Teufel von nebenan* übernehmen werde, und war völlig zerschmettert, als Hübsch mir schrieb, sie müssten dieses Buch ablehnen, weil sie gerade ein Buch von Werfel gekauft hätten und im Augenblick kein zweites europäisches Buch bringen wollten. Ich hatte fest mit der Annahme dieses Buches gerechnet und war ausser mir, als ich mich plötzlich der Tatsache gegenüber sah, mit meiner Familie ohne einen Pfennig in New York dazustehen. Ich hielt dieses Buch für ausserordentlich gelungen, doch der Versuch, es bei einem anderen Verleger anzubringen, schlug ebenfalls fehl. Schliesslich gab ich es einem guten Agenten, aber auch er brachte es nicht an. Dieses Buch hatte überhaupt Pech. Es erschien in Holland und in England am ersten September – am Tag des Kriegsausbruchs. Ich brachte es in Amerika erst viel später bei einem kleinen Verlag unter, der gleich darauf bankrott ging.»²¹²

Durch ihre akute Geldnot bestens motiviert, versuchte Gina Kaus, sich der stark markt- und zielgruppenorientierten Schreibpraxis des Gastlandes anzupassen. Ihr erster Versuch galt der ihr fremden Gattung ‚Short Story‘ und ihrem trivialen pseudorealistischen Gegenstück, der ‚True Storyc

«(...) ich konnte keine Kurzgeschichte anbieten, die sich für ein amerikanisches Magazin geeignet hätte. Ich konnte auch keine schreiben. Ich konnte sie nicht einmal lesen, ich verstand nicht, worauf es ankam. Ausserdem spielten sie alle in Amerika oder in exotischen Gegenden mit amerikanischen Charakteren.

Schliesslich hatte mein Agent eine erstklassige Idee. Es gibt in New York eine Reihe von Magazinen, die sich ‚True Story‘ oder ‚True Confessions‘ nennen. Sie werden scheinbar von einfachen

Leuten geschrieben, die irgendeine bemerkenswerte, weil besonders traurige Begebenheit aus ihrem Leben erzählen, durchwegs anonym. Eine Zensur wird nicht ausgeübt, im Gegenteil, diese Geschichten behandeln immer heikle Probleme. Natürlich werden sie in Wirklichkeit von Schriftstellern geschrieben, die Geld brauchen. Die Bezahlung betrug 500 Dollar für jede Geschichte von fünfzehn Schreibmaschinenseiten, und fünfhundert Dollar waren alles, was ich brauchte. Ich ging mit meinem Agenten zu einem Redakteur und erzählte ihm eine Geschichte. Sie gefiel ihm so gut, dass er mit mir ausmachte, sie anstatt auf fünfzehn Seiten in vier Fortsetzungen von sechzig Seiten zu bringen, wofür er mir zweitausend Dollar bot.

Ich machte mich also an die Arbeit und Otto (Gina Kaus' Sohn) übersetzte jede Nacht, was ich tagsüber geschrieben hatte. Nach acht Tagen überbrachte ich dem Herausgeber die ersten dreissig Seiten und bekam tausend Dollar Vorschuss. Ich kaufte die Fahrkarten und bestimmte den Tag unserer Abreise.

Wir fuhren noch am selben Tag, an dem Otto das Ende meiner Geschichte übersetzt hatte.»²¹³

Schreiben für die Traumfabrik

Das Ziel hiess Hollywood. Wie viele Emigranten erhoffte sich auch Kaus dort einen Ausweg aus den erniedrigenden Lebensverhältnissen in New York. Vicki Baum, mit der sie seit ihrer Berliner Zeit befreundet war, hatte vorgelebt, dass sich in Hollywood auch die literarische Karriere einer Emigrantin erfolgreich fortführen liess. Und es deutete viel darauf hin, dass Gina Kaus das Zeug dazu hatte, es ihr gleichzutun. Auch ihre Romane waren unpolitisch und handelten vor allem von zwischenmenschlichen Beziehungen; auch sie waren als attraktive Filmvorlagen erprobt, und die Autorin verfügte über gute Kontakte in die Szene. Schon im Pariser Exil hatte sie mit dem deutschen Produzenten Arnold Pressburger und anderen Filmprofessionals zusammengearbeitet.

Pressburger hatte zwei Filme nach ihren Scripts und Theaterstücken gedreht.

Am 1. November 1939 erreichte Kaus mit ihren Kindern Hollywood und etablierte sich schnell. Wieder hatte George Marton ihr den Weg geebnet, diesmal den in die Studios. Den anstehenden Sprach- und Medienwechsel nahm die Schriftstellerin professionell in Angriff und schrieb nun hauptsächlich fürs Kino: Drehbücher und Theaterstücke als Filmvorlagen, Dialoge und einzelne Szenen, Filmideen und Plots. Ihre eigenen Romane, Erzählungen und Theaterstücke boten dafür einen reichen Fundus an Stoffen und Themen. Wie schwierig es war, sich den fremden Arbeitsbedingungen in der amerikanischen Filmindustrie anzupassen, wurde von den Emigranten vielfach beschrieben. Kaus erwies sich als ausreichend zäh und flexibel zugleich. Sie hatte schon in Wien und Berlin gelernt, sich pragmatisch zu verhalten und Rückschläge wegzustecken. Den Sprachwechsel ins Englische meisterte sie mithilfe ihrer heranwachsenden Söhne. Ihr gelang es, sich beruflich zu etablieren, auch wenn sie nie bis zur Spitzenklasse vordrang:

«Ich konnte mir nicht leisten, darüber nachzudenken, ob es ehrenvoll sei, für den Film zu arbeiten. Ich brauchte Geld, und zwar sofort. (...)

Ich nahm jeden Job an, den ich bekommen konnte, obwohl es mir nicht leichtfiel, in den Studios zu arbeiten. (...) Es war sicherlich nicht gut für meine Reputation, aber ich brauchte das Geld. (...) Ich schrieb zwei weitere Filme (...). Aber keiner erregte besonderes Aufsehen. Das war typisch für meine Karriere – ich hatte Erfolg, aber keinen durchschlagenden.»²¹⁴

Fast zeichenhaft für den Medienwechsel, den Gina Kaus zu verkraften hatte, steht die Rezeptionsgeschichte ihres letzten Romans *Der Teufel nebenan*. Geschrieben wurde er im Pariser Exil; 1940 erschien er in Amsterdam. Doch der Markt für Exilliteratur war durch den Kriegsbeginn weiter eingebrochen. Ihr Buch ging unter und besiegelte das Ende von Kaus' Karriere als Schriftstellerin. Zum Bestseller wurde der Roman erst im Nachhinein – 1955

durch die Verfilmung mit Lilli Palmer und Curd Jürgens unter dem Titel *Teufel in Seide* –, als sich die Autorin längst zur Drehbuchschreiberin gewandelt hatte.

Sie reflektierte den Karrierebruch, den sie als Schriftstellerin erlitten hatte, selbstkritisch. Befragt, warum sie im amerikanischen Exil nicht als Erzählerin weitergearbeitet habe, antwortete sie so lapidar wie treffend: «Ich habe die Leute nicht gekannt.»²¹⁵ Amerika blieb Gina Kaus, deren frühes Werk von der Nähe zur österreichischen und speziell zur Wiener Gesellschaft lebte, zeit- und lebensfremd, obwohl sie hier die Hälfte ihres Lebens verbrachte. Das, was sie einst, im Geist der Wiener Kaffeehauskultur, zur Schriftstellerin motiviert hatte, das Schreiben als sinnliches, aus dem Unbewussten gespeistes Erlebnis zur Entwicklung und Reflexion der eigenen Persönlichkeit, war unwiederbringlich verloren. In Hollywood wurde daraus ein Brotberuf. Gina Kaus meisterte ihn so professionell, dass sie – als eine von wenigen Emigrantinnen und Emigranten – in der Filmindustrie bestehen, sich und ihren Kindern das Leben im Exil sichern und zudem Freunde und Bekannte in Not unterstützen konnte.

Und doch lebte sie, die einst ein Star im Mittelpunkt der Wiener Boheme gewesen war, in Hollywood, in den Emigrantenkreisen um Brecht, Salka Viertel, Fritz Kortner, Hanns Eisler und Vicki Baum, nun am Rande der Gesellschaft. In ihren Erinnerungen zeigt sich Kaus als eine am Exil Gescheiterte; gescheitert als Schriftstellerin, an den von Grund auf veränderten Verhältnissen, wenn auch auf hohem Niveau; erfolgreich nur als professionelle Schreiberin im Dienst eines neuen Mediums – des Films.

Vom
Sonnenkind zur
Dirty Refugee
Hertha Nathorff
(1895-1993)



Hertha Nathorff, geborene Einstein, war in erster Linie Ärztin, und sie war Ärztin aus Leidenschaft. Der Beruf gab ihr Identität; sein Verlust gefährdete ihre ganze Existenz. Sie konnte ihn nie verwinden. Zu schreiben begann Hertha Nathorff erst in der existentiellen Krisensituation der rassistischen Diskriminierung und der Flucht aus Deutschland, zwischen 1933 und 1945. Sie dokumentierte diese Lebenszeit in einem Tagebuch; später folgten Kurzgeschichten und Gedichte, die im *Aufbau*, der Exilzeitschrift der Deutschen in New York, und in anderen Exilblättern veröffentlicht wurden. Den ersten Teil des Tagebuchs, das die Zeit von 1933 bis zur Emigration nach England 1938 umfasst, reichte Nathorff – in einer rekonstruierten Fassung, weil das Original bei der Flucht verloren gegangen war – 1940 bei einem Wettbewerb der Harvard University ein; sein Thema: *Mein Leben in Deutschland*. Ihr Tagebuch erhielt einen Preis und verschwand anschliessend – unveröffentlicht und wirkungslos – in den Archiven der berühmten Universität.

Fast fünfzig Jahre später, 1987, noch zu Lebzeiten der Autorin, veröffentlichte der Antisemitismusforscher Wolfgang Benz das Tagebuch.²¹⁶ Damit wurde sie schliesslich bekannt, literarisch, vor allem aber als Zeitzeugin für die Auseinandersetzung mit den

geschlechtsspezifischen Anforderungen und Zumutungen des Exilalltags und mit dem Karrierebruch, den sie dabei hinzunehmen und zu verkraften hatte. Nathorffs Tagebuch markiert auf singuläre Weise die Bruchstelle eines Lebens, das als prototypisch für die Situation der gut ausgebildeten, berufstätigen, schreibenden Emigrantinnen gelten kann. Denn es beschreibt das ganz gewöhnliche Leben vor und in der Emigration. Zum einen die verschiedenen Stufen und Phasen der Diskriminierung bis zur Entrechtung und zum Kampf ums nackte Überleben durch die Flucht aus der Heimat, zum anderen das Leben im Exil. Das Tagebuch zeigt den Zusammenhang von Ablösung und Neubeginn, den Zusammenbruch der Existenz in Deutschland, den Fortbestand der inneren Bindungen und die Versuche des beruflichen Neuanfangs. Und macht dabei sichtbar, wie sich dieser Umbruch für Frauen ihrer tradierten gesellschaftlichen Rolle wegen als noch schwieriger gestaltete als für Männer.

Hertha Nathorff verstand sich selbst als «eine von vielen», die, wie sie selbst es beschrieb, «nichts anderes verbochen, keine andere Schuld auf sich geladen hat, als dass sie lebt, geboren aus jüdischem Blute». Das macht ihr Tagebuch, wie der Herausgeber es formuliert, «über seinen literarischen Wert hinaus zu einer historischen Quelle ersten Ranges».²¹⁷

Frei und ungeziert. Erziehung in der Familie Einstein

Hertha Nathorff wurde am 5. Juni 1895 im oberschwäbischen Städtchen Laupheim in gutbürgerliche, behagliche Verhältnisse geboren.²¹⁸ Die Eltern, Arthur und Mathilde Einstein, waren Besitzer einer Zigarrenfabrik. Die Familie des Vaters gehörte zu den bekannten jüdischen Familien in Württemberg und auch die Vorfahren der Mutter lebten hier, als wohlhabende, den Künsten aufgeschlossene Bankiers. Der Star der Familie war Herthas Onkel, der Nobelpreisträger für Physik Albert Einstein; ein anderer On-

kel war der Musikwissenschaftler Alfred Einstein. Als erfolgreichstes Familienmitglied galt damals der schon 1884 in die USA ausgewanderte Carl Laemmle, der als Filmproduzent in Hollywood sein Glück gemacht hatte. Er leistete auch die Bürgschaft, die den Nathorffs schliesslich 1940 die Einreise in die USA ermöglichte. Sein Tod kurz vor ihrer Ankunft in New York erschwerte ihnen den Start erheblich, da sie nun völlig mittellos dastanden.

Hertha und ihre beiden Schwestern erhielten, neben dem für die höheren Töchter obligatorischen musischen Unterricht, eine gute Schulbildung. Hertha, die Älteste, die dem Vater als Sohn-Ersatz galt und deshalb die Normen geschlechtsspezifischer Erziehung übertreten durfte, besuchte – als erstes und einziges Mädchen – die Laupheimer Lateinschule und das Humanistische Gymnasium in Ulm.

Dass die hübsche blonde Herthel, vom Aussehen her ein typisch deutsches ‚Mädel‘, als Aussenseiterin stigmatisiert war, weil jüdischer Herkunft, das war – glaubt man Nathorffs Erinnerungen – in dieser ganz auf bürgerliche Werte wie Pflicht, Leistung und Anpassung ausgerichteten Kindheit und Schulzeit ohne Belang.

«Niemand hatte ich in all diesen Jahren zu spüren bekommen, dass ich etwa nicht dazu gehörte oder weniger galt als die anderen, weil ich Jüdin war – in meiner Klasse waren sonst keine jüdischen Schüler, am Gymnasium sind überhaupt nicht sehr viele (...). Ich gehörte zu allen in selbstverständlicher Kameradschaft, und mit Stolz denke ich daran, dass sie in der Kneipzeitung schrieben: ‚Anaxagoras sagte, die Sonne ist ein Stein, hätte er unsere Herthel gekannt, so hätte er gesagt, die Einstein ist die Sonne.‘»²¹⁹

Erstmals infrage gestellt wurde dieses Gefühl der Zugehörigkeit durch Herthels Jugendliebe, einen jungen Offizier. Die Beziehung zerbrach, weil die Ehe mit einer jüdischen Frau für einen deutschen Offizier zum massiven Karrierehindernis geworden wäre.

Ab Herbst 1914 studierte Hertha Einstein – unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs und seiner Opfer – Medizin in Heidelberg, München, Freiburg und Berlin. Sie war in ihrem Studium so erfolgreich, wie sie es als einziges Mädchen schon im Gymnasium gewesen war. Antisemitische Ressentiments, denen sie nun immer öfter begegnete, entkräftete die junge, zur Gynäkologin spezialisierte Ärztin durch Fachkompetenz und ausgeprägte Kollegialität – auch hier ganz der ‚Sonnenschein‘, der sie schon zu Schulzeiten gewesen war.

Im November 1920 ging sie nach Berlin, wo sie ihren späteren Mann Dr. Erich Nathorff, Oberarzt am selben Krankenhaus, kennenlernte und im Oktober 1923 heiratete. Zwei Jahre später wurde das einzige Kind, ein Sohn, geboren. Anfang 1923 war Hertha Nathorff als 28-Jährige zur leitenden Ärztin am Entbindungs- und Säuglingsheim des Deutschen Roten Kreuzes ernannt worden. Nebenher etablierte und leitete sie ab 1928 ehrenamtlich die erste Familien- und Eheberatungsstelle am Charlottenburger Krankenhaus. Auch standespolitisch war sie in verschiedenen Funktionen in ärztlichen Verbänden aktiv, oft als einzige Frau unter Männern.

Der zunehmenden rassistischen Diskriminierung wegen bemühten sich die Nathorffs schon früh um die Ausreise aus Deutschland, zunächst vergeblich. Bis ihnen durch die 4. Verordnung zum Reichsbürgergesetz, die am 30. September 1938 in Kraft trat, die Approbation entzogen wurde.

Hertha Nathorff erlebte den Verlust des Arztberufs als traumatisch. Im Oktober 1938, kurz nach Entzug der Approbation, als ihr Mann lediglich in seiner Privatpraxis noch jüdische Patienten behandeln durfte, notierte sie:⁴

«Ich gehe täglich in die Klinik und helfe den Schwestern. Nachmittags bin ich vorn in der Praxis bei meinem Mann, es ist aber eine furchtbare Seelenmarter für mich» – ein Zustand, der sich im Exil fortsetzen sollte: «Ich esse nicht, ich schlafe nicht, ich habe immer das Gefühl von Sterben und Untergang, mir fehlt mein Beruf, daran gehe ich zugrunde.»²²⁰

Lousy Nazisp. Geschlechterrollen im Exil

«Seit Anfang Mai sitzen wir so und warten, mein Mann und ich – stumm, zerquält und verzweifelnd. Dieses Wartenmüssen, es hat uns um alles gebracht, alles, was wir an irdischen Gütern noch besessen hatten. Unsere Schiffskarten sind verfallen, unser Geld in Deutschland ist nicht transferiert worden. Auf fremde Hilfe und Güte sind wir angewiesen für unser kärgliches Essen und Wohnen. Doch eines habe ich gerettet: lose, zerrissene Blätter aus meinem Tagebuch, das ich trotz Angst und Gefahr immer noch zu führen wagte. Halbe Blätter, die ich jetzt mühsam zusammensuche und die bekunden, in schlichter, ungefälschter Wahrheit, wie ich aus beglückendem Leben in Arbeit und Frieden gequält, verfolgt, bedroht und langsam zu Grunde gerichtet wurde mit Mann und Kind.»²²¹

Erst 1939, kurz vor Kriegsbeginn, gelang den Nathorffs die Flucht nach England. Von dort zogen sie im Februar 1940, nach schier endlos erscheinenden Monaten des Wartens, weiter in die USA. Auch Hertha Nathorffs beiden Schwestern gelang es, dem Holocaust durch die Emigration in die USA zu entkommen; die Eltern starben 1940 noch in der Heimat. Allein aus Laupheim kamen in den nationalsozialistischen Vernichtungslagern sieben Mitglieder der Familie Einstein um – in Riga, Theresienstadt und Izbica.

Völlig mittellos erreichten die Nathorffs New York. Nur Erich Nathorff konnte sich als Arzt qualifizieren. Er hatte Vorrang, denn Männer wurden bei der Stipendienvergabe bevorzugt. Auch der biografische Kontext macht verständlich, dass seine Frau in dieser Situation, wie schon daheim in Berlin, beruflich hinter ihm zurückstehen musste. Er war als Oberarzt samt eigener Praxis im grossbürgerlichen Westen Berlins beruflich der Arriviertere von beiden gewesen und daher von seinem Selbstverständnis wie vom tradierten Rollenverständnis her derjenige, dem es zukam, weiter Arzt zu bleiben oder es schnellstmöglich wieder zu werden.

Hertha Nathorff dagegen hatte sich letztlich – das zeigt ihr Bericht über die Schulzeit – nur als Stellvertreterin an Sohnes statt verstanden. Sie erlebte sich als Ärztin, trotz allen Erfolgs, in einer vor allem sozial legitimierten Sonderrolle. Auch das mag dazu beigetragen haben, dass sie meinte, zurückstehen zu müssen.

Und so verdiente die ehemalige Ärztin von 1940 bis 1942, während ihr Mann sich auf die notwendigen Sprach- und Fachprüfungen vorbereitete, in schnell wechselnden Jobs den Lebensunterhalt für die Familie: als Haushalts- und Küchenhilfe, später als Krankenschwester und Pflegerin – Arbeiten im gesellschaftlichen Status der Dienstboten, die sie daheim in Deutschland als Dame des Hauses beschäftigt und weitaus besser behandelt hatte, als es ihr nun selbst widerfuhr.

Die Hoffnung, selbst wieder als Ärztin arbeiten zu können, verdrängte sie. Das machte sich, trotz allen guten Willens, auch in der Ehe als Belastung bemerkbar: «Mein Mann ist noch schweigsamer als in früheren Zeiten. Ich spüre, wie es ihn demütigt, von meinem Verdienst leben zu müssen. Ich tröste ihn (...).»²²²

Die Verzweiflung über den Verlust des geliebten Berufs brachte Nathorff schliesslich an den Rand des Suizids:

«Die ganze Mutlosigkeit packt mich wieder. Ich versuche nun, heimlich auch aufs Staatsexamen zu arbeiten. Aber mein Mann sieht es wohl nicht gerne, es war ihm schon drüben in gewisser Weise ‚peinlich‘, dass seine Frau arbeitete, Geld verdiente, er kommt nicht los von dem Geheimratssohn, dem Geheimratsmilieu, sein Stolz, sein dummer Stolz, dass er der Ernährer der Familie sein müsste und künftig sein will, quält ihn, aber er quält auch mich. ‚So hilf mir doch‘, habe ich ein paar Mal gebeten, wenn ich irgendetwas nicht ganz verstanden hatte. ‚Das weiss man doch‘, war seine Antwort, und dann schämte ich mich meines Unwissens und so bin ich hinausgelaufen neulich spät am Abend, und da stand ich am Wasser, am Hudson und das Wasser lockte, lockte (...). Ich zog die Schuhe aus, den leichten Mantel und Hut,

legte alles samt meiner Handtasche auf eine nahe Bank, und ich lief weiter und weiter, immer näher am Wasser – und da packte mich eine Hand, brutal und fest. ‚Was machen Sie? Wohin laufen Sie?‘ brüllte mich einer an in deutscher Sprache. Wehrlos liess ich mich zurückführen, auf die einsame Bank legen, und ich wein-te fassungslos.

Ich weiss nicht, was der Mann alles sagte und schrie, bis er dann ganz still und sanft wurde, und er küsste mich auf beide Augen, ‚noch so jung und hübsch‘, sagte er, ‚und hier in Amerika, hier fängt man doch erst an zu leben, zum Sterben ist noch lange Zeit (...).«²²³

Endlich wieder Ärztin

Auf eine Affäre mit ihrem Retter liess sich Hertha Nathorff ebenso wenig ein wie auf die Avancen eines Arztkollegen aus der Zeit als Krankenschwester. Die Eifersucht auf die beruflichen Erfolge ihres Mannes aber überwältigte sie immer wieder. Besonders, als er sein Ziel erreicht hatte, sich 1942 als Arzt niederliess und sogar wieder Kontakt zu seinen alten Berliner Patienten hatte:

«Ich ging vorbei an den Sprechstundenräumen meines Mannes, las wieder und wieder das kleine Arztschild mit seinem Namen. Ob bald einmal, so wie einst drüben, auch das meine dort im Fenster sein wird?»²²⁴

Hertha Nathorff gehörte – zumindest vorerst – nicht zu dem Drittel der emigrierten Ärztinnen, denen es gelang, sich in der Emigration wieder in ihrem Beruf zu etablieren. Auch als die schlimmste Zeit der unqualifizierten Dienstleistungsjobs überstanden war, approbierte sie sich nicht wieder, sondern blieb un-lizenzierte Mitarbeiterin in der Praxis ihres Mannes. Und sie engagierte sich sozial, wie einst in Berlin, nur ohne offizielle Funktion: in der tradierten weiblichen Rolle der Sozialarbeiterin, wenn auch auf höchstem fachlichem Niveau. Im Rahmen des New

World Club organisierte sie Kurse für Kranken- und Säuglingspflege für Immigrantinnen, wie sie es in Berlin für sozial benachteiligte Frauen getan hatte. Ausserdem gründete sie eine Frauengruppe, eine Jugendgruppe und ein ‚Open House‘ für ältere Immigrantinnen.

Erst nach dem Tod ihres Mannes 1954, als 59-Jährige, nahm Nathorff den geliebten Arztberuf auf Umwegen wieder auf: Sie machte eine Zusatzausbildung zur Psychotherapeutin²²⁵ und arbeitete im Stab von Alfred Adler an der Mental Hygiene Clinic in New York. Die «Krankheit Exil», von der Hilde Spiel später in ihren Erinnerungen sprach, dürfte, in all ihren seelischen und körperlichen Formen, zu den Leiden gehört haben, deren Nathorff sich hier annahm.



Abhängigkeiten
Die literarische
Firma Brecht & Co

In meine leeren Schaukelstühle vormittags
Setze ich mir mitunter ein paar Frauen
Und ich betrachte sie sorglos und sage ihnen:
In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen.²²⁶

Zu berichten ist von einem Sonderfall: den Frauen im Umfeld des grossen Dramatikers und Theatermannes Bert Brecht, der Deutschland schon im Februar 1933, unmittelbar nach dem Reichstagsbrand, verliess. Mit ihm gingen nicht nur seine Frau Helene Weigel und die beiden gemeinsamen Kinder, sondern auch die Frauen, die er zur Unterstützung seiner Person und seines Werks um sich geschart hatte, sei es als Sekretärin, als Mitarbeiterin und/oder als Geliebte. Von diesen Frauen handelt dieses Porträt. Sie alle sind auch selbst literarisch produktiv gewesen, dies war jedoch zweitrangig, denn in erster Linie setzten sie ihre Talente und Kräfte für Brechts Werk ein, als Ideengeberinnen, Zuarbeiterinnen, Textlieferantinnen in der literarischen Firma Brecht & Co – durchweg auf Kosten ihrer eigenen Kreativität.²²⁷

Dieses Porträt konzentriert sich auf die Frauen aus Brechts Umkreis, die selbst schrieben und mit ihm ins Exil gingen:

die Schriftstellerin und Dramatikerin Elisabeth Hauptmann (1897-1973), genannt Bess, die seit 1924 seine Mitarbeiterin war, Margarete Steffin (1908-1941), Brechts Mitarbeiterin seit 1931, und Ruth Berlau (1906-1974), die erst 1935 im dänischen Exil zum Brecht-Tross stiess.

Die Beziehungen dieser Frauen zu dem berühmten Dramatiker folgten allesamt ein und demselben Muster. Die anfangs starke sexuelle Anziehungskraft verflüchtigte sich bei Brecht schnell. Die Frauen aber blieben ihm treu, auch nachdem er sich emotional von ihnen abgewandt hatte. An die Stelle der Liebes- trat eine Arbeitsbeziehung; die Geliebten wurden zu Mitarbeiterinnen, stellten sich und ihr Leben – in untergeordneter Randfunktion – ganz in den Dienst seines Werks.²²⁸ Als Musen, als Schutzschilde vor den Anforderungen und Widrigkeiten eines nicht immer einfachen Alltags, vor allem im Exil, und als ihm beinahe ebenbürtige Partnerinnen, auch wenn das nach aussen hin nicht sichtbar wurde. Ihre Kreativität inspirierte sein Werk und unterstützte es weitaus mehr mit eigenen Ideen und Textbeiträgen, als lange Zeit bekannt war. Diese Arbeits- und Lebensverhältnisse hatten für die beteiligten Frauen fatale Folgen, die sich durch die Isolation im Exil potenzierten.

Das von Brecht theoretisch propagierte und praktisch gelebte Beziehungsmodell konnte sich erst in der gesellschaftlichen und politischen Situation nach dem Ende des Ersten Weltkriegs entwickeln. Die tradierten Geschlechterrollen verloren nun ebenso ihre Verbindlichkeit wie andere ethische Massstäbe. Frauen lebten jetzt selbstständiger; sie besuchten weiterbildende Schulen und Universitäten und waren berufstätig. Mit den gesellschaftlichen Arbeitsprozessen, mit Fabrik- und Fliessbandarbeit, Teamwork und Arbeitsteilung hatten sich auch die Vorstellungen von literarischer Produktion grundlegend verändert. Der Kommunist Brecht jedenfalls, der an der Spitze der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung stand, sah die literarische Produktion den Gesetzen unterworfen, die für alle Werkstätigkeit galten. Für ihn

war der Begriff von Eigentum und Besitz nicht mehr gültig und damit auch nicht der des geistigen Eigentums.²²⁹

Diesen Vorstellungen folgte Brecht auch in seinen Frauenbeziehungen. Die Ideen des kollektiven Arbeitens, des ‚Teamwork‘ und der Beziehungen ohne Besitzanspruch erschienen ihm ideologisch korrekt und modern. De facto aber war seine Haltung besitzdominiert und ausbeuterisch. Für ihn standen auch in Frauenbeziehungen «Nützlichkeitsabwägungen» an erster Stelle. Sexuelle Lust galt ihm als «erfreuliche Zugabe», deren Objekte jedoch leicht auswechselbar waren. Die «Liebes- und Arbeitsteam(s)»²³⁰, die er sich schuf, bestanden scheinbar freiwillig, in gegenseitiger Übereinkunft. Bei Lichte besehen aber waren es «Abhängigkeitsverhältnisse»²³¹, emotional wie ökonomisch.

Brechts Frauen hatten, vor allem unter den Existenzbedingungen des Exils, Schwierigkeiten, sich aus diesen Verhältnissen zu befreien. Sie nahmen die schmerzlichen Erfahrungen lebenslang hin: Kränkungen, Konkurrenz, Untreue, Abtreibungen und ungewollte Kinder, Besitzanspruch und Einsamkeit – und das bei unermüdlicher, kräftezehrender Arbeit für Brecht und sein Werk. Diese Form der Zusammenarbeit ging zu Lasten ihrer eigenen literarischen Produktivität und erschöpfte die beteiligten Frauen bis an die Grenzen von Wahnsinn und Tod.²³²

Im Brecht-Tross unterwegs. Verhältnisse und Stationen des Exils

Um den Jahreswechsel 1932/1933 befanden sich Brecht und seine Frau Helene Weigel (1900-1971) in einer akuten Beziehungskrise. Die Ursache: sein Liebesverhältnis zu Grete Steffin. Die privaten Verhältnisse wurden von den politischen, von Hitlers Machtergreifung und dem Reichstagsbrand, überrollt. Die Brechts entschlossen sich schon Ende Februar 1933 zur Emigra-

tion: aus politischen und ‚rassischen‘ Gründen. Beide waren aktive Kommunisten, Helene Weigel zudem Jüdin. Am Tag nach dem Reichstagsbrand flohen sie und mit ihnen die Freunde und Bekannten aus dem literarisch-künstlerischen Umkreis in Berlin: Ernst Josef Aufricht, Walter Benjamin, die Brentanos, die Döblins, Paul Dessau, Hanns Eisler, die Feuchtwangers, die Kerrs, Lotte Lenya, Alfred Polgar, Anna Seghers und Kurt Weill.²³³

Brecht und Weigel, seine zweite Frau, kannten sich seit 1923. Helene Weigel stand damals am Anfang einer grossen Schauspielkarriere und war ihm, der als Dramatiker auf gute Darsteller angewiesen war, in ihrer Kunst ebenbürtig. Brecht war zu diesem Zeitpunkt in mehrere Beziehungen verstrickt: in die zu seiner ersten Geliebten Paula Banholzer (genannt Bi), in die Ehe mit Marianne Zoff und in die schwärmerische Verehrung von Marieluise Fleisser. Er hatte einen Sohn mit seiner Geliebten und eine Tochter mit seiner Ehefrau. Dazu kam ab 1924 die Beziehung zu Elisabeth Hauptmann und die zur Schauspielerin Carola Neher.

Mit Helene Weigel lebte Brecht seit 1924 zusammen. Die beiden wurden füreinander unentbehrlich, bis zu Weigels Tod 1971. Seit 1929, als sie das zweite Kind von Brecht, die Tochter Barbara, erwartete, war das Paar verheiratet. Weigel hatte zu Lebzeiten Brechts die Beziehung nie öffentlich infrage gestellt. Erst nach seinem Tod liess sie im Interview mit ihrem Vertrauten Werner Hecht (1969) erkennen, wie gross die Belastung für sie gewesen war: «(...) da sind auch diese – wirklich also für mich manchmal untragbaren Weibergeschichten da, mit diesen blöden Frauenzimmern, wo ich nie verstanden habe, was er von denen hatte. Also für mich waren einige von diesen Damen unverständlich. (...) Das war zwischen uns eine grosse Liebesbeziehung. Und das hat alles sehr, sehr weh getan!»²³⁴

Und weil das im Prinzip bereits 1933 so war, ging das Paar zunächst auf getrennten Wegen in die Emigration. Weigel floh mit den Kindern nach Wien, in ihre Geburtsstadt, und schmiedete dort

mit ihren Freundinnen, darunter die Schriftstellerin Maria Lazard, weitere Emigrationspläne. Die dänische Schriftstellerin Karin Michaelis bot ihnen bei sich, auf der Insel Thuro südlich von Fünen, Asyl an.

Brecht reiste im März 1933 auf der Suche nach neuen beruflichen Möglichkeiten zunächst nach Zürich und dann weiter nach Carona am Luganer See, wo er bei den Schriftstellerkollegen und Genossen Kurt Kläber und Lisa Tetzner wohnte – nicht zufällig. Denn gleich nebenan, im Lungensanatorium Agra bei Lugano, hielt sich zur selben Zeit seine kranke Geliebte Grete Steffin auf. Im April 1933 folgte ihm seine Familie nach Carona. Die Situation wurde unerträglich. Weigel distanzierte sich und ging Ende April mit den Kindern und ohne ihren Mann nach Dänemark. Im Juni folgte er ihr.

So wurde Dänemark zur ersten Station der Brechts im Exil. Doch die Familie erweiterte sich bald – um Grete Steffin, Elisabeth Hauptmann und Ruth Berlau. Johanna Mockrauer, eine deutsche Mitemigrantin, beschrieb die fragile Idylle des dänischen Sommerlebens in einem Brief: «Da ist noch ein Steinhaus unten dicht am Strand. (...) Hier wohnt Bert Brecht mit seiner Familie, sie ist Schauspielerin, zwei Kinder: ein schwächlicher Junge, der Steffi(.) wirkt wie ein kleiner Gassenjunge(.) und ein dreijähriges schon sehr intelligentes, sehr niedliches Mädchen Barbara ist der Verzug der Sommerhüttenkolonie. Brecht läuft immer in einer Art blauen Schlosseanzug herum mit Reisemütze und ganz kurzgeschorenem Kopf, sieht sehr proletarisch aus(.) ist aber ein feiner lebenswürdiger Mann aus guter Familie. Sie (...) ist kess und schnuppig, aber intelligent und sympathisch, ein richtiger Asphaltmensch, wie überhaupt die ganze Familie, läuft natürlich im Hosenanzug herum, oder in einem neuen rotweissgewürfelten, langen Kleid mit schräggesetztem Volant, ausgeschnitten mit Flügelärmeln an den Schultern, sehr billig und ordinär, aber mit einem gewissen Chick, sie sieht wie ein personifizierter Gassenhauer darin aus und könnte sofort so in der Dreigroschenoper auftreten.»²³⁵

Das Leben in Dänemark war billig, die Arbeitsatmosphäre für Brecht gut und ebenso die Lebensbedingungen für die Kinder, zumindest ausserhalb der komplizierten Familienverhältnisse. Im Dezember 1933 kauften die Brechts ein Fischerhaus in Svendborg, in der Nähe von Thuro, und bauten es für die Bedürfnisse der Grossfamilie um. Hier lebten sie von Weihnachten 1933 bis Mitte 1939 unter einem Dach mit Brechts Mitarbeiterinnen und Geliebten.

Als die Aufenthaltsgenehmigung für Dänemark im April 1939 endete, floh der Tross weiter ins schwedische Lidingö und von dort ein Jahr später nach Finnland. Mitte Mai 1941 zog die Brechtfamilie dann über Moskau, den «allerletzte(n) offene(n) Transitweg, in Richtung USA».²³⁶ In Moskau liess Brecht die im Sterben liegende Grete Steffin zurück. Im Juni 1941 übersiedelte er mit den Seinen nach Kalifornien. Santa Monica wurde zur «Ersatzheimat», in der sich «viele alte Freunde, die Feuchtwangers, Heinrich Mann und seine Frau, Fritz Lang, Peter Lorre, Hanns Eisler, Salka und selten auch Berthold Viertel, Ludwig Marcuse, Alexander Granach (und) die Kortners» wiederfanden.²³⁷

Trotzdem war das Leben im Hollywood-Exil frustrierend, isoliert und einsam für Brecht, mehr noch für seine Frau und für die weibliche Entourage. Das Ehepaar konnte nicht an seine europäischen Erfolge anknüpfen; die Mitarbeiterinnen gerieten in immer grössere Abhängigkeit. Seit 1943 standen Brecht und Weigel wegen ‚unamerikanischer Umtriebe‘ unter Beobachtung des FBI. Die Bespitzelung verschärfte sich nach Kriegsende unter der Regierung McCarthy. Ende 1947 kehrte die Familie nach Europa zurück, zunächst ging sie nach Zürich, später nach Ostberlin und startete hier gemeinsam eine zweite grosse Karriere: Brecht als Dramatiker und Theatermacher, Weigel als Schauspielerin, Gründerin und Hüterin des Berliner Ensembles. Die internen Verhältnisse blieben unverändert. Die noch lebenden Mitarbeiterinnen, Elisabeth Hauptmann und Ruth Berlau, stiessen bald wieder zur

Familie; und sie wurde ergänzt und ersetzt durch neue, jüngere Kräfte aus dem Theaterumfeld des Berliner Ensembles, das die Brecht-Familie selbst aufbaute und zum Erfolg führte.

Das Chiefgirl Elisabeth Hauptmann (1897-1973)

Elisabeth Hauptmann war ganz der Typ der ‚Neuen Frau‘, der sich seit Mitte der Zwanziger]ahre entwickelt hatte. Es waren die jungen «Frauen der männerarmen Kriegsgeneration, (die) höheren Töchter, die sich nach der Inflation ein paar Stufen tiefer auf der sozialen Leiter wieder finden; sachlich, unabhängig, auch aus Not, neue Lebensformen erprobend, ehrgeizig, schnell (...)»²³⁸, doch nicht immer freiwillig, oft hatten sie keine andere Wahl. Als Angestellte in Verlagen und Redaktionen hatten sie trotz ihrer hohen beruflichen Kompetenz damit zu kämpfen, dass ihre Stellen schlecht abgesichert und noch schlechter bezahlt waren. Und so beschrieb Brechts Freund, der Regisseur Bernhard Reich, in seinem Bericht über die Dichterwerkstatt in der Atelierwohnung von Helene Weigel in der Berliner Spichernstrasse auch das dort agierende «Chiefgirl»²³⁹:

«An der Schreibmaschine sass ein blondes, braunäugiges, pausbäckiges Geschöpf. Er stellte vor: Elisabeth Hauptmann. Sie sprach vorzüglich englisch und versorgte ihn mit Materialien: mit Ausschnitten aus englischen und amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften. Sie hatte da alle Hände voll zu tun; denn Brechts Appetit nach dem Amerikanischen war ungeheuer.»²⁴⁰

Elisabeth Hauptmann hatte den berühmten Dramatiker 1924 in Berlin durch eine gemeinsame Bekannte, Dora Mannheim, kennengelernt. Ihre exzellenten Englischkenntnisse und ihr Know-how des amerikanischen Boulevards samt seiner Schlager-Hits erwiesen sich für Brechts Theaterpläne als besonders nützlich. Also übersetzte sie für ihn aus dem Englischen (ihre Kipling-Übertragungen erschienen unter seinem Namen), fungierte als

Managerin für sein chaotisches, bruchstückhaftes Schreiben, arbeitete als Agentin und PR-Frau, was ihm unter anderem einen Freiflug und eine neue Schreibmaschine einbrachte. Hauptmann war als Ideengeberin und Co-Autorin an allen Werken Brechts aus dieser Zeit beteiligt, kein Wunder also, dass die Grenzen des geistigen Eigentums schwer zu definieren waren.

Zum grössten gemeinsamen Erfolg wurde die *Dreigroschenoper*. Die Entdeckung des englischen Originals in London ist Hauptmanns Verdienst. Sie übersetzte es, schlug es als Eröffnungsstück für das neue Theater am Schiffbauerdamm vor – und zwang Brecht geradezu zur Arbeit daran. Der durchschlagende Erfolg brachte für die Beteiligten immerhin das Ende aller Geldsorgen.²⁴¹

Hauptmann allerdings musste um ihren Tantiemenanteil, nicht mehr als 12,5 Prozent, später mit den Erben streiten. Dass sie darum kämpfte und sich nicht mehr länger mit dem ideologischen Argument der Kollektivarbeit abspeisen lassen wollte, brachte sie unter den Kollegen in Verruf, obwohl auch sie vom Ertrag ihrer Arbeit leben musste.²⁴²

Neben der Tätigkeit für Brecht schrieb sie auch eigene Geschichten für Zeitschriften und Magazine, teils unter den Pseudonymen Catherine Ux und Dorothy Lane. Es sind Geschichten im neusachlichen Genre, in Stil und Thema denen Brechts eng verwandt, mit frechen, emanzipierten Frauen als Heldinnen, einem neuen Blick auf die Geschlechterverhältnisse und entsprechend flapsigem Ton. Darunter sind auch Texte, die Hauptmann gemeinsam mit Brecht oder unter seinem Namen veröffentlichte.

Vom privaten Verhältnis zwischen Chef und «Chiefigirl» ist, da sie stets äusserste Diskretion wahrte, wenig bekannt. Es ist davon auszugehen, dass auch sie sich Hoffnungen auf eine Lebensgemeinschaft mit dem berühmten Mann machte. Nach seiner Heirat mit Helene Weigel unternahm sie vermutlich einen Selbstmordversuch. Danach wurde Hauptmanns Ton geschäftlich; sie bestand

auf angemessener Honorierung und arbeitete verstärkt an anderen Projekten. Der nächste Konflikt wurde im Winter 1931/32 von Grete Steffin, Brechts neuer Geliebter, ausgelöst. Zur grossen Krise kam es im Sommer 1933, nach der schnellen Flucht der Brechts, bei der Elisabeth Hauptmann zurückblieb.²⁴³ Sie musste, mehr als jede andere, die Erfahrung machen, dass er einer war, «auf den könnt ihr nicht bauen».

Im November 1933 geriet Elisabeth Hauptmann aufgrund von Denunziation in Gestapohaft. Sie kam nach einigen Tagen frei und floh sofort nach Paris. Im Januar 1934 reiste sie weiter in die USA, zur Schwester in St. Louis, wo sie als Lehrerin an einem College arbeitete. Gegen Ende des Krieges zog sie nach New York, wo sie mit ihrem neuen Lebenspartner, dem Sozialdemokraten Horst Baerensprung, eine gemeinsame Wohnung hatte.²⁴⁴

Hauptmanns Leben im Exil war geprägt von der tiefen Enttäuschung über Brechts Desinteresse und der Kränkung darüber, nicht mehr gebraucht zu werden. Als eigenständige Autorin aber hatte sie ausserhalb Deutschlands keine Chance, denn sie war völlig unbekannt. Auch ihre bisherige Arbeit für den berühmten Dramatiker erschien jetzt wertlos, denn auch er hatte in Übersee keinen Namen. Die traurige Erkenntnis, zehn Jahre ihres Lebens an die falsche Person und das falsche Projekt verschwendet zu haben, stürzte die Schriftstellerin in tiefe Depression.²⁴⁵ Konsequenzen allerdings zog sie daraus dennoch nicht.

In New York traf sie Brecht wieder und hätte liebend gern mit ihm zusammengearbeitet, noch während ihrer Beziehung zu Baerensprung. 1946 zog Elisabeth Hauptmann – nun wieder alleinstehend – zurück an die Westküste, in die Nähe des Dichters. Dessen Schauspielerfreund und Bewunderer Peter Lorre finanzierte den Umzug.

Im Winter 1948/49 – ein Jahr nach Brechts Ausreise aus den USA – trat auch Hauptmann den Rückweg nach Deutschland an. Ab Februar 1949 lebte sie in Ostberlin und kehrte, depressiv und

selbstmordgefährdet, schliesslich zurück ins Brecht-Team. Ab 1954 war sie Dramaturgin im von ihm geführten Berliner Ensemble. Der Hausherr agierte dort als Star auf dem Höhepunkt seines Ruhmes, umschwärmt von jungen Schauspielerinnen; Hauptmann hingegen war degradiert zur Fachfrau für alles. Jetzt, am Ende ihres Lebens, musste sie sich damit abfinden, dass sie letztlich nicht mehr als Brechts «Chiefigirl» gewesen war.

Schwind-süchtig. Margarete Steffin (1908-1941)

Grete Steffins kurzes Leben war geprägt von drei sehr unterschiedlichen Erfahrungen: der Krankheit, Tuberkulose oder auch Schwindsucht, an der sie seit ihrer Jugend litt, dem politischen Erfolg der Nationalsozialisten, der die überzeugte Kommunistin in ihrer ganzen Existenz traf und beschädigte, und der unglücklichen Liebe zu Brecht.²⁴⁶

Sechs Krankenhausaufenthalte hatte Grete Steffin im Exil zwischen 1934 und 1939 durchzustehen, meist in Dänemark, und drei grosse Operationen, teils unter schwierigsten Bedingungen. Chronische Schmerzen, Herzkrämpfe und Schwächezustände begleiteten, wohl als Folgen der Tuberkulose, ihr Leben. Drei Sanatoriumsaufenthalte in Moskau und im Kaukasus kamen hinzu, finanziert durch Brecht und den russischen Freundeskreis. Steffin lebte dort völlig isoliert, litt unter Armut, Hunger, Kälte, schlechter Ernährung, fehlender Wärme und Zuneigung. Die Angst der Freunde und vor allem der Brecht-Familie vor der Ansteckung belastete sie zusätzlich – Bedingungen, unter denen Tuberkulose seinerzeit kaum ausheilen konnte und fast immer tödlich verlief.²⁴⁷

Die politische Situation verstärkte Steffins finanzielle und emotionale, ja existenzielle Abhängigkeit – durch die Trennung von den Freunden, die Flucht und die Emigration. Das Schlimmste,

sagte sie, sei, «dass ich kein ‚zu hause‘ habe, nirgends. ich muss immer für mich und meine Koffer um einen Platz bitten.»²⁴⁸

Schliesslich belastete sie die Liebe zu Brecht: Sie machte Grete Steffin vollends abhängig, besonders in der Exilsituation. Es war eine Liebe auf den Tod: «Ich liebe ihn so sehr, dass ich daran sterben werde».²⁴⁹ Und so kam es. Auf der Flucht des Brecht-Trosses starb sie im Alter von 33 Jahren in Moskau an Tuberkulose; verlassen vom Geliebten, der schon weitergezogen war ins rettende Amerika.

Grete Steffin entstammte einer Berliner Proletarierfamilie. Sie hatte die Schule früh verlassen, bildete sich in der Arbeiterkultur-bewegung fort, wurde Mitglied der KPD und agierte im Klassenkampf. Sie war «Mitglied des Grossberliner Sprechchors, eines proletarischen Propagandachors, der in revueartigen Inszenierungen mit plakativen Mitteln das Leben der Fabrikarbeiter, Strassendemonstrationen, den Kampf der Arbeiterklasse mit Sprechchören, auch mit Geräuschchören in Szene setzt(e)».²⁵⁰ Grete war begabt; sie trat in der ‚Roten Revue‘ der Jungen Volksbühne auf und stand mit der grossen Helene Weigel im Komödienhaus am Schiffbauerdamm auf der Bühne. Dabei lernte sie im November 1931 Brecht kennen. Bald lebte sie mit dem Dichter zusammen, übernahm – als gelernte Kontoristin – die Aufgaben einer Sekretärin²⁵¹ und entwickelte sich zu Brechts «kleiner Lehrerin» in Sachen Sozialismus. «Steffin vermittelte», schrieb dazu Hanns Eisler, «gewissermassen durch ihre Mitarbeit dem Brecht die Kenntnisse von der Berliner Arbeiterschaft, in der Wohnküche. Das brauchte Brecht dringend.»²⁵²

Mitte Mai 1932, vor Beginn einer Kur in der Sowjetunion, reiste Steffin mit Brecht nach Moskau. Gemeinsam erlebten sie dort die Uraufführung des Films *Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt*. Es war der erste Aufenthalt des Dichters in der Sowjetunion. Und Grete Steffin, das Sprachtalent, das Russisch, Englisch, Dänisch und Schwedisch beherrschte und ein wenig Norwegisch und Finnisch sprach,²⁵³ machte ihm – in der Rolle, die an anderen Orten andere Frauen übernahmen – die Fremde heimelig, mit ihren

Sprachkenntnissen, ihrer gut ausgebildeten Kommunikationsfähigkeit, ihrem Organisationsgeschick – und natürlich als Geliebte.

Im Lauf des Jahres 1932 avancierte die junge Frau zum Brechtschen Familienmitglied – zumindest in den Transitphasen zwischen ihren Sanatoriums- und Klinikaufenthalten. Im Sommer 1932 verbrachte sie mit der Familie den Urlaub am Ammersee, ab Mitte August hielt sie sich mit dem Geliebten allein im neu erworbenen Haus in Utting auf. Ab Herbst 1932 wohnte sie ganz bei den Brechts – eine doppelte Zumutung für Helene Weigel und die Familie, zum einen aus Beziehungsgründen, zum anderen wegen der Ansteckungsgefahr. Zu Beginn seiner Emigration, im Februar 1933, besuchte Brecht Steffin, wie bereits erwähnt, im Lungensanatorium Agra. Weitere Besuche und gemeinsame Urlaube schlossen sich an, auch als sie bereits in Paris lebte.

Schliesslich folgte sie ihm ins dänische Exil. Hier wechselten sich Sanatoriums- mit Krankenhausaufenthalten ab. Dort und nur dort, weil von Brecht getrennt, arbeitete Steffin intensiv an eigenen literarischen Projekten. Das selbstständige Schreiben fiel ihr schwer: «Immer, wenn ich etwas beginne», liess sie den dänischen Freund Knud Rasmussen wissen, «habe ich Angst, dass die Leute sagen werden, ich hätte es nicht selbst gemacht. Und deshalb höre ich wieder auf. Oder ich glaube, dass es nichts taugt.»²⁵⁴ Die junge Schriftstellerin war literarisch auf die eigene Minderwertigkeit und die ästhetische Abhängigkeit von Brecht fixiert.

Eine Auswahl aus ihren eigenen Arbeiten wurde 1991 unter dem Titel *Konfutse versteht nichts von Frauen* veröffentlicht. Sie enthält Kindergeschichten und Kinderstücke sowie Gedichte; vieles blieb fragmentarisch, wie die Milieugeschichten aus dem Berlin von Steffins proletarischer Kindheit, die autobiografischen Erinnerungen, die Geschichten aus dem Paris der Emigranten und natürlich die Prosatexte zur grossen Liebe ihres Lebens, darunter die titelgebende Erzählung. Diese richtet sich offensichtlich an den grossen ‚Frauerversteher‘, als den Brecht sich selbst sah. Die

im Exil entstandenen Gedichte zeigen, welch grosses literarisches Potenzial in Steffin steckte. Sie konnte es, ihrer Lebenssituation und vor allem ihrer literarischen und emotionalen Abhängigkeit vom grossen Lehrer Bert Brecht wegen, nicht verwirklichen.

Ihre ausgeprägte Sprachkompetenz machte Grete Steffin zur begnadeten Übersetzerin. Doch auch hier stellte sie ihr Licht unter den Scheffel. Ihr Hauptwerk, eine vierbändige Übersetzung der Erinnerungen des dänischen Schriftstellers Martin Andersen Nexö, firmierte unter «Deutsch von Margarete Steffin und Bertolt Brecht», obwohl sie die alleinige Übersetzerin war. Denn Brecht konnte gar nicht Dänisch.²⁵⁵

Der grösste Teil ihres kreativen Potenzials floss in sein Werk. Wie gross ihr Anteil daran wirklich war, blieb viele Jahre lang unbekannt, wurde vergessen oder bewusst übergangen. Gesichert ist ihre Mitarbeit an mindestens fünfzehn Werken, von *Herr Puntila und sein Knecht Matti* bis zu den *Svendthorger Gedichten*, die Brecht ihr zu Ehren die *Steffinische Sammlung* nannte. Die Schriftstellerin fungierte als Koautorin und «Hauslektorin» des Werkes, was Brecht dazu brachte, den Text noch einmal gründlich zu überarbeiten.²⁵⁶

Steffin gegenüber sparte Brecht nicht mit Anerkennung für diese selbstlose Arbeit. Doch dafür, dass diese auch nach aussen hin sichtbar würde und damit etwas vom Glanz seines Ruhmes auf seine Mitarbeiterinnen hätte fallen können, tat Brecht nur wenig. Für ihn war ihr grenzenloser Einsatz «ganz einfach eine Selbstverständlichkeit».²⁵⁷

Brennend, aber nicht verzehrt. Brechts Lai-Tu, Ruth Berlau (1906-1974)

Die Dänin Ruth Berlau war schön, kapriziös, exzentrisch, hysterisch. Unter den Mitarbeiterinnen der literarischen Firma Brecht & Co war sie die Einzige, die sich nicht selbstlos in den Dienst

der Sache stellte, sondern als Person im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen wollte. Als literarische Figur hat Brecht sie im *Buch der Wendungen* verewigt, als Lai-tu, Schülerin des Lehrers Meti.²⁵⁸ Dieser gibt ihr Unterricht, im Leben wie im Lieben. Und er bemüht sich, sie zu mässigen, in ihrem Anspruch auf Liebe ebenso wie deren Ausdruck. Liest man die wirkliche Geschichte Ruth Berlaus, so muss man feststellen, dass diese Lehre auf seine Schülerin weder literarisch noch existenziell befruchtend wirkte, sondern vielmehr zerstörerisch.

Berlaus eigene Version vom Anfang ihrer Bekanntschaft mit dem Dichter und Dramatiker erscheint als Musterbeispiel ihrer Form der Selbstdarstellung. Im August 1933 – Brecht lebte seit zwei Monaten in Dänemark – will sie, die junge Schauspielerin und Reporterin, ihn, zusammen mit zwei Kollegen, mit einem Überraschungsbesuch überfallen haben. Der Umweg, den sie dafür auf einer Autofahrt zur dänischen Schriftstellerin Karin Michaelis auf sich nahm, betrug mehrere Stunden. Und Berlau nahm sich – wenn wir ihrer Schilderung trauen wollen – schon damals viel heraus: Sie duzte den ihr gänzlich unbekanntem, in der Regel auch in Freundschaften eher distanzierten Schriftsteller, entwendete – trotz seines Protests – das *Versuche*-Heft mit dem Abdruck des Dramas *Mutter* von seinem Schreibtisch und machte es zum Unterpfang für die Fortsetzung dieser ungewöhnlichen Bekanntschaft.²⁵⁹

Ruth Berlau war zu diesem Zeitpunkt 27 Jahre alt, seit fünf Jahren mit einem wohlhabenden Arzt verheiratet, der vier Kinder mit in die Ehe gebracht hatte, und sie war fest entschlossen, sich alle die Freiheiten zu nehmen, die ihre gesellschaftliche Position, ihre Intelligenz und Schönheit, ihr Kommunikations- und Schreibtalent ihr eröffneten. Sie hatte spektakuläre Reisen unternommen und sie in der Presse noch spektakulärer vermarktet, hatte im Sommer 1930 die Moskauer Theaterolympiade besucht und sich danach beim Aufbau eines Arbeitertheaters in Kopenhagen engagiert. Nun also hatte sie – auf welche Art und Weise auch immer – den linken deutschen Theatermacher im Emigrantenabseits ken-

nengelernt – und machte sich nützlich. Zunächst als Gastgeberin für seine lungenkranke Geliebte, dann mit Inszenierungen seiner Stücke in Dänemark, bei der gemeinsamen Übersetzungsarbeit an der *Mutter* und als Zuarbeiterin für seine neuen Theaterprojekte. Verdient machte sie sich vor allem als Vermittlerin seines Werks und später durch die Dokumentation seiner Theaterarbeit.

Angeregt von der gemeinsamen Arbeit, wurden Brecht und Berlau bald auch ein Liebespaar. 1939 begleitete die neue Geliebte die Brechts auf ihren weiteren Emigrationsstationen. Ob sie selbst «als Kommunistin im besetzten Dänemark ernstlich gefährdet» war oder ob sie – des Geliebten wegen – freiwillig ins Exil ging, ist unklar.²⁶⁰ Von ihrem Mann war sie längst getrennt. Sie hatte ihr Leben ganz auf Brecht ausgerichtet. Das wurde ihr zum Verhängnis.

In Santa Monica quartierte sie sich in unmittelbare Nachbarschaft zu Brechts Familie in einer eigenen Wohnung ein. Die Spannungen in und wegen dieser *Ménage-à-trois* stiegen. Berlaus kommunikative und vermittelnde Fähigkeiten, das Theaterspielen, Inszenieren und Organisieren, waren in den amerikanischen Verhältnissen zunächst einmal nutzlos. Im Mai 1943 reiste sie zu einem Frauenkongress nach Washington und kehrte nicht nach Santa Monica zurück. Sie nahm eine Stelle im Office of War Information in New York an und teilte sich dort mit einer Kollegin eine Wohnung in der 57. Strasse. Als sie Brecht im Herbst nach New York einlud, zog die Kollegin für einige Zeit zu einer Freundin.²⁶¹ Der Winter 1943/44 wurde für sie eine glückliche Zeit gemeinsamer Arbeit. Nun, da Grete Steffin tot und Elisabeth Hauptmann lästig geworden war, weil sie die ihr zugedachte Nebenrolle nicht mehr fraglos akzeptierte, stieg Berlau zu Brechts erster Leserin, Beraterin, Kritikerin und Mitdenkerin auf.

Sie selbst wollte in den Gemeinschaftsarbeiten mit dem Dichter nicht als Mitarbeiterin verstanden werden, sondern immer nur als

«Aufschreiberin» seiner Ideen und Formulierungen. Dies lag wohl weniger an ihrer Bescheidenheit, eine Eigenschaft, die ihr eher fernlag, als vielmehr in ihrem Wunsch nach immerwährender «symbiotische(r)» Vereinigung mit dem Geliebten, auch im literarischen Produkt.²⁶¹

So schrieb sie auch einige ihrer eigenen literarischen Arbeiten Brecht zu, wie die Erzählungen aus dem Band *Jedes Tier kann es* (1940), die von der körperlichen Liebe handeln, und die Komödie *Alle wissen alles*, die etwa gleichzeitig entstand und nie aufgeführt wurde. Sie gilt der Forschung heute als Stück des Meisters, ist aber bestenfalls als Werkstattstück anzusehen.²⁶³ In den USA arbeitete Berlau dann vor allem als Publizistin, Autorin und Sprecherin von Radiosendungen für dänische Hörer.

1944 wurde das labile Gleichgewicht, in dem sich die Beziehung eingependelt zu haben schien, abrupt gestört. Berlau war im siebten Monat schwanger, als sie im September, nach einer Operation wegen einer lebensbedrohlichen Erkrankung, eine Frühgeburt erlitt. Das Kind, Brechts Kind, der kleine Michel, starb nach wenigen Tagen.

Gleichzeitig verlor sie aufgrund von Denunziation und Bespitzelung durch das FBI ihre Stelle im Office of War Information und wurde damit auch finanziell von ihrem Geliebten abhängig. Ihre Versuche, in Santa Monica bei den Brechts als Nebenfrau zu überdauern, schlugen, wie kaum anders zu erwarten, fehl. Er trennte sich von ihr, sie kehrte zurück nach New York. Im Dezember 1945 erlitt sie dort einen schweren Nervenzusammenbruch; zunehmende Aggressivität, Alkoholmissbrauch, Wahnvorstellungen und Anfälle geistiger Verwirrung erforderten längere Aufenthalte in der Psychiatrie. Brecht reagierte betroffen. An seiner Taktik der leeren Versprechungen und der Perpetuierung von Abhängigkeiten aber änderte sich nichts.

Und so folgte auch Berlau der Familie im Januar 1948 heim nach Europa, zuerst nach Zürich und schliesslich im Oktober nach Ostberlin. Bis 1958 baute sie auf der Basis ihrer Fotodokumenta-

tionen beim Berliner Ensemble ein Brecht-Archiv auf. Beispielhaft dafür ist das *Antigone-Modell 1948*. Es entstand aus der Zusammenarbeit von Brecht, Caspar Neher und Ruth Berlau am Stadttheater Chur und umfasste zum einen die Dokumentation einer historischen Aufführung, zum anderen die programmatische Formulierung seiner dramaturgischen Theorie.

Das private Verhältnis zwischen Brecht und Berlau wurde immer schwieriger; er zog sich zurück, sie wurde sozial auffällig, reagierte mit Anfällen von Aggression, sprengte durch ihr Verhalten die Proben am Berliner Ensemble, was zur Einweisung in die Psychiatrie führte. Nachdem Brecht gestorben war, wurde Berlau aus dem Berliner Ensemble entlassen und erhielt sogar Hausverbot. Sie geriet zunehmend ins soziale Abseits. Ihr Einfluss auf das Brecht'sehe Werk und ihre Bedeutung für das Berliner Ensemble wurden mehr und mehr totgeschwiegen.²⁶⁴

1974 starb Ruth Berlau in der Berliner Charite. Sie erstickte an einem von einer Zigarette verursachten Schwelbrand. Brennend vor Verlangen hatte sie sich selbst immer wieder beschrieben. Brennend, verzehrt und schliesslich zerstört von einer für sie destruktiven Beziehung, aus der sie sich nicht zu lösen vermochte – so endete ihr Leben.

FÜNFTES KAPITEL

Mutterland Wort

Schreiben im Exil und vom Exil

«Wie ich, Hilde Domin, die Augen öffnete, die verweinten, in jenem Hause am Rande der Welt, wo der Pfeffer wächst und der Zucker und die Mangobäume, aber die Rose nur schwer, und Apfel, Weizen, Birken gar nicht, ich verwaist und vertrieben, da stand ich auf und ging heim, in das Wort.»²⁶⁵

Hilde Domin wurde die Muttersprache, die sie ‚im Fluchtgepäck‘ mitgebracht hatte, wie allen Autorinnen und Autoren im Exil, zur inneren Heimat.²⁶⁶ Rose Ausländer, die mehrfach Emigrierte, schreibt:

Mein Vaterland ist tot
sie haben es begraben
im Feuer

Ich lebe
in meinem Mutterland
Wort.²⁶⁷

Doch auch diese innere Heimat war durch das Exil gefährdet; die Sprache drohte verloren zu gehen und die Autorinnen stumm zu machen. Denn sie waren abgeschnitten vom «lebendigen Strom der Muttersprache», wie Lion Feuchtwanger es formulierte. Sprachlosigkeit gehört zu den zentralen Erfahrungen des Exils. Und zusätzlich mussten die Autoren nur allzu oft erfahren, dass sie ins Leere schrieben. Es fehlten die Veröffentlichungsmöglichkeiten und die Resonanz des Publikums.

Emigranto und Karrierebruch. Schreiben und Publizieren im Exil

Nur wenigen Schriftstellern gelang es, sich die Sprache des jeweiligen Exillandes so weit anzueignen, dass sie ihnen zum neuen literarischen Medium werden konnte. Schriftstellerinnen überwand die Sprachbarrieren leichter, nicht nur im Alltag, sondern auch literarisch. Sie, die es gewohnt waren, sich den Gegebenheiten und Anforderungen des Buchmarkts anzupassen, erwiesen sich auch sprachlich als flexibler. Erika Mann etwa gelang es schnell, ihre Texte auf Englisch zu veröffentlichen und Vorträge zu halten. Ganz im Gegensatz zu ihrem Bruder Klaus – vom Vater Thomas Mann ganz zu schweigen. Erika war es, die ihn vor seinen Vortragsreisen in den USA sprachlich vorbereitete, wenn auch mit wenig Erfolg. Thomas Mann lernte nie ein verständliches Englisch und hatte das, dank seines Status als Repräsentant des ‚anderen Deutschland‘ wohl auch nicht nötig.

Die Schriftstellerinnen Hertha Pauli, Elisabeth Freundlich und Victoria Wolff stellten sich im Exil in kürzester Zeit auf die neue Sprache ein.²⁶⁸ Sie wechselten ins Englische als ihrer neuen Literatursprache und kamen den Erwartungen des neuen angloamerikanischen Publikums auch inhaltlich und in der Wahl des Genres entgegen, ebenso die erfolgreichen Romanautorinnen Vicki Baum und Gina Kaus. Elisabeth Augustin (1903-2001) war schon zur Zeit ihrer literarischen Anfänge in Deutschland mit einer zweiten Sprache vertraut. Ihr Mann, der Germanist Paul Felix Augustin, war in Holland aufgewachsen und übersetzte aus dem Niederländischen. Er hatte ihr die Sprache so gut vermitteln können, dass sie ab 1930 selbst zu übersetzen begann. 1933 emigrierte die Familie Augustin nach Amsterdam: Paul Felix Augustin vor allem aus politischen Gründen, seine Frau wegen ihrer jüdischen Herkunft.

Sie hatte damals eben ihre ersten literarischen Texte in den

Zeitungen ihrer Heimatstadt Leipzig publiziert. Ihr Erstlingsroman *Der Ausgestossene* sollte beim Gustav Kiepenheuer Verlag in Leipzig erscheinen, was nun durch die Zensurmassnahmen der Nazis verhindert wurde. Augustin publizierte das Buch zwei Jahre später in Amsterdam, in eigener Übersetzung, unter dem Titel *De Uitgestootene*. Durch positive Resonanz ermutigt, schrieb sie weiter; drei Romane entstanden nun direkt in der fremden Sprache. Sie gewann damit nicht nur einen neuen literarischen Markt, sondern auch eine neue Sprachheimat. Doch diese Phase gelungener Integration währte nur kurz.

Als die deutschen Truppen 1940 Holland besetzten, stand ihr Werk auch dort unter Publikationsverbot. Sie verstummte vollends, als 1943 ihre Mutter, die sich bei der Tochter hatte in Sicherheit bringen wollen, aus Amsterdam deportiert und umgebracht wurde. Erst in den Fünfziger] ahren begann Augustin, den Mord an der Mutter und ihre eigene Trauer literarisch zu verarbeiten, nun in zwei Sprachen. Neben ihrer neuen niederländischen griff sie zurück auf die alte Muttersprache.

Auch Elisabeth Augustin, eine der wenigen Autorinnen, denen der Wechsel in eine neue Literatursprache gelungen war, verstand sich also als eine, die zwischen den Sprachen stand und schrieb. Das zeigt – nicht zuletzt – ein zweisprachig verfasstes Gedicht aus ihren letzten Lebensjahren:

ausgewandert

bin ausgewandert aus
mein land aus mein
sprachland dachte
überall land überall
sprache irrtum nur
ein land mein
sprachland

geemigreerd

ben geemingreerd
uit mijn land uit
mijn taalland
dacht overal land
overal taal vergis-
sing maar een land
mijn taalland.²⁶⁹

Die Philosophin Hannah Arendt machte Englisch zur originären Sprache ihrer Hauptwerke. Die amerikanischen Freunde allerdings berichten übereinstimmend, dass sie zeit ihres Lebens Schwierigkeiten hatte, «ihr Denken mit der englisch-amerikanischen Sprach- und Denkkultur in Einklang zu bringen».²⁷⁰ Ilse Losa, die schon in Deutschland zu schreiben begonnen hatte, publizierte recht zügig auf Portugiesisch, nachdem sie in ihrem Exilland angekommen war, und schuf durch ihre Sprachexperimente neue Ausdrucksformen – mit ungewöhnlichem Erfolg. Und doch ging es ihr wie allen anderen Sprachwechslerinnen: «Es ist wie bei einem Linkshänder, der gezwungen ist, mit rechts zu schreiben.»²⁷¹

Der Wechsel in eine neue Literatursprache blieb die Ausnahme. Für andere Autorinnen bedeutete der Verlust der Muttersprache das literarische Aus, wie zum Beispiel für Mascha Kaléko.

Als sprachliche Grunderfahrung kann wohl die von Mopsa Sternheim, der Tochter Thea Sternheims, gelten. Sie schrieb im siebten Jahr ihres französischen Exils in ihr Tagebuch: «Ich kann nicht mehr deutsch schreiben – französisch erst recht nicht. In welcher Sprache denke ich jetzt? Denke ich überhaupt noch?»²⁷² ‚Emigranto‘ nannten die Schriftsteller die verunsicherte und reduzierte sprachliche Ausdrucksfähigkeit, in der sich viele von ihnen nun wiederfanden.²⁷³

Fürs Publizieren im Exil entwickelten Autoren und Verleger überraschend schnell neue Lösungen, unterstützt von ausländischen Kollegen, Hilfsorganisationen und linken Parteien. In den wichtigsten Exilzentren, in Österreich, der Schweiz und der Tschechoslowakei, in Frankreich, Holland und Schweden, in den USA, Mittelamerika und der Sowjetunion wurden schon bald nach Hitlers Machtübernahme Exilverlage sowie Exilzeitungen und -Zeitschriften gegründet. Manchen Autoren gelang es, zu schon bestehenden ausländischen Verlagen zu wechseln. Ermöglicht wurde das durch das solidarische Verhalten verschiedener

kultureller und politischer Gruppen in den Gastländern und durch die Verbundenheit vor allem der jüdischen Emigranten untereinander. Nicht wenige der im Ausland lebenden Deutschen, die das neue Lesepublikum bildeten, reagierten auf den politischen Sieg des Nationalsozialismus negativ. Sie wollten weiter die Autoren lesen, die sie bisher gelesen hatten; es waren meist die, die nun in Deutschland nicht mehr verlegt wurden.

Die im Exil gegründeten Verlage einte, so unterschiedlich ihre weltanschaulichen Richtungen auch sein mochten, eine gemeinsame Grundhaltung: die Gegnerschaft zum deutschen Faschismus. Als Neugründungen entstanden, um nur die wichtigsten zu nennen, der Malik Verlag in Prag, éditions du Carrefour in Paris, der Bermann Fischer Verlag, als Nachfolger des S. Fischer Verlags in Wien, Stockholm und später in New York, El libro libre in Mexiko und der Aurora Verlag in New York. Die niederländischen Verlage Querido und Allert de Lange in Amsterdam nahmen die Programme emigrierter Verlage, teils samt Verlegern und Lektoren, grosszügig als Imprints in ihre Häuser auf. Emil Oprecht in Zürich öffnete, wie auch Julius Knittl in Mährisch-Ostrau, seine Verlage den Exilautoren, obwohl mit Exilliteratur keine lukrativen Geschäfte zu machen waren. Oprechts Haus entwickelte sich zu einem Zentrum des literarischen Exils. Die meisten Exilverlage aber waren und blieben Kleinverlage mit nur wenigen Autoren und Titeln.

Die neuen Unternehmen hatten sich auf einem schwierigen, schon seit der Wirtschaftskrise der Zwanziger] ihre verunsicherten Markt zu behaupten. Mit der Expansionspolitik des nationalsozialistischen Regimes schrumpfte der originäre deutschsprachige Buchmarkt immer mehr. Die Verlage verloren ihre tradierte Käufer- und Leserschicht; zunächst innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs, dann auch in der Tschechoslowakei, in Österreich und den Niederlanden. Und auch der neue Exilbuchmarkt wurde immer enger, je stärker der nationalsozialistische Staat die

umliegenden Länder unter Druck setzte. Zudem wurden die Exilautoren und ihre Verleger von den nationalsozialistischen Behörden und Verlagen mit einem «Gaunertrick»²⁷⁴, wie der Prager Schriftsteller E. C. Weiskopf es nannte, um ihre Rechte gebracht: dem Bücher-Dumping. In Deutschland verbotene Bücher wurden von den NS-Behörden zu Schleuderpreisen ins Ausland verkauft. Das brachte zusätzliche Devisen und verstopfte den ohnehin kleinen und überlasteten Markt des Exils noch mehr.

So in Bedrängnis gebracht, neigten die Exilverlage zu einer restriktiven Programmpolitik. Das schränkte die Veröffentlichungsmöglichkeiten der Autoren und – erwiesenermassen – stärker noch der Autorinnen, die auf dem Buchmarkt mehrheitlich weniger gut etabliert waren als die männlichen Kollegen, radikal ein – und das in einer Lebenssituation, in der sie mehr denn je auf die Honorare angewiesen waren. Betroffen waren – von wenigen Ausnahmen abgesehen – vor allem junge, noch wenig bekannte Autorinnen, sowohl freiwillig emigrierte als auch explizit verfolgte.

Zu den auch unter diesen schwierigen Umständen erfolgreichen Schriftstellerinnen gehörten Vicki Baum, Gina Kaus, Irmgard Keun, Erika Mann und Adrienne Thomas. Ein Ausnahmefall war, wie schon erwähnt, Annette Kolb. Ihr gelang es, trotz ihrer freiwilligen Emigration Autorin ihres Stammverlags S. Fischer zu bleiben, solange der sich – bis 1936 – in Deutschland halten konnte; allerdings unter Verzicht auf jede direkte politische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus.

Die Bücher der meisten Exilautorinnen und -autoren waren für die Verlage kein Geschäft, sondern ein beträchtliches Risiko.²⁷⁵ Die Durchschnittsauflage lag bei 2'000 Exemplaren, was zwar mehr war, als man anfangs erwartet hatte, aber zu wenig, um davon leben zu können. Zu Spitzenaufgaben brachten es die allerwenigsten Titel, meist von Autoren der Unterhaltungsliteratur. Vicki

Baum erreichte pro Titel einen Absatz von 15'000 bis 20'000 Exemplaren, Adrienne Thomas mit dem Roman *Katrin, die Welt brennt!* einen Absatz von mindestens 8'000 Exemplaren. Ebenso hoch lag Gina Kaus' Roman *Die Schwestern Kleh*.

Die Honorare, die Exilverlage den Schriftstellern zahlten, lagen insgesamt niedriger, als sie es in Deutschland gewesen waren. Um ihren Unterhalt wenigstens notdürftig zu sichern, stützten die Verlage ihre Autoren meist mit einem System aus Vorschüssen, Ratenzahlungen und Renten. Bestenfalls ein Zubrot brachten die Honorare für Artikel in der breit gestreuten und wild wuchernden Exilpresse. Es gab insgesamt rund 400 Blätter jeder politischen und kulturellen Richtung, von der Tageszeitung über die Wochen- bis zur Monats- und Zweimonatszeitschrift. Die Höchstaufgabe lag bei 15'000 Exemplaren. Die Vielzahl und die breite Streuung der Beiträge erklären sich aus der politischen Vielfalt und der geografischen Zersplitterung der Emigration. Es herrschte ein ständiger Überschuss an Artikeln und die Herausgeber waren in permanenter Finanznot. Von den gezahlten Honoraren konnte keiner der Autoren leben.

Einträglicher waren die Einkünfte aus Übersetzungen. Der Anteil übersetzter Titel der Exilliteratur war unverhältnismässig hoch. Mit den eigenen Büchern auf dem internationalen Markt präsent zu sein, wurde zur Voraussetzung für ein erfolgreiches Publizieren im Exil. Auf mehr als zehn Übersetzungen brachten es Vicki Baum, Erika Mann, Gina Kaus, Anna Seghers und Adrienne Thomas, auf fünf Übersetzungen Annette Kolb. Von Irmgard Keun wurden drei, von Hermynia Zur Mühlen zwei Titel übertragen. Selbst als Übersetzerin tätig wurden unter den namhaften Autorinnen nur Hermynia Zur Mühlen und Annette Kolb.

Eine weitere, ungewöhnlich ertragreiche Finanzquelle waren, vor allem in den USA, die Auftritte mit Lesungen, Vorträgen, wie sie am Beispiel Erika Manns, der erfolgreichsten Vortragsreisen-

den, bereits beschrieben wurden. Die wirtschaftliche Bedeutung, die diese ‚Lectures‘ für die emigrierten Autoren hatten, ging über die des Marketing für die eigenen Bücher und bei vielen auch über die Einkünfte aus Buchhonoraren weit hinaus. Voraussetzung für den Erfolg einer solchen Karriere war Prominenz. Das amerikanische Publikum interessierte sich nur für bekannte Namen, wovon Erika Mann profitieren konnte. Die jüdische Wiener Schriftstellerin Hilde Marx baute ihre Karriere als Vortragsreisende in jüdischen Vereinen und Logen in den USA zu ‚one-woman-shows‘ aus, die sie bis zur Präsidentengattin Eleanor Roosevelt ins Weisse Haus führten. Sie verstand es, in ihren Shows auf unterhaltsame, humorvoll-groteske Art über die Probleme und Eigenheiten des Emigrantenalltags zu informieren. Die Vorträge und Funklesungen, die Else Lasker-Schüler in Zürich und später in Palästina hielt und die ihre einzige selbstständige Einnahmequelle waren, zeigen eine weitere Facette dieser Aktivitäten.

Doch die Einkünfte aus schriftstellerischer Arbeit im weitesten Sinne vermochten das Existenzminimum vieler Autorinnen und Autoren kaum zu decken, zumal Arbeitsverbote die Integration und Selbsthilfe erschwerten. So waren viele auf Unterstützung, entweder durch Hilfsorganisationen oder durch die wenigen ökonomisch erfolgreichen Kolleginnen und Kollegen, angewiesen. Ausser den allgemeinen, von den jüdischen und den politischen Parteien getragenen Komitees gab es nur wenige Hilfseinrichtungen speziell für Schriftsteller. Die wichtigste war die 1935 auf Initiative von Hubertus Prinz zu Löwenstein gegründete American Guild for German Cultural Freedom (AmGuild). Sie hatte sich den Schutz bedrohten Geistesguts ins Programm geschrieben, förderte aber nur bürgerliche Schriftsteller, kaum Linke und Marxisten. Die AmGuild vergab vor allem Arbeitsstipendien zur Fertigstellung begonnener oder geplanter Werke.

Eine beachtliche Solidarität bestand unter den Autorinnen und

Autoren selbst. Man half einander, sei es durch Empfehlungen an Verlage, Zeitungen und Zeitschriften, durch die Fürsprache bei Stiftungen und Hilfskomitees oder durch direkte materielle Unterstützung. Die Einreise Nelly Sachs' in Schweden wäre ohne die Fürsprache der Nobelpreisträgerin Selma Lagerlöf nicht zustande gekommen. Die greise Schriftstellerin rettete so der noch völlig unbekanntem Kollegin das Leben. Besonders stark engagierte sich Vicki Baum. Sie soll ihre gesamten Honorare aus dem Verkauf der deutschsprachigen Ausgaben ihrer Bücher an hilfsbedürftige Emigranten verteilt haben.²⁷⁶

Mit den Publikationsmöglichkeiten schrumpften im Exil auch die literarischen Sujets, die noch auf Publikumsinteresse stießen. Ab 1938 waren, wie Irmgard Keun ihrem Freund Arnold Strauss schrieb, nur noch «optimistischere Sachen» gefragt.²⁷⁷ Der tristen Wirklichkeit entsprechende oder ironisch verfremdete Darstellungen der aktuellen Zeitsituation fanden keine Abnehmer mehr.

Wie reagierten nun die Autoren auf das Dilemma des Schreibens unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen, erhöhtem Verwertungsdruck und neuen thematischen Prioritäten? Irmgard Keun hat die Lage 1947 rückblickend in ihrem autobiografischen Bericht *Bilder und Gedichte aus der Emigration* beschrieben; sicher nicht ohne persönliche Rechtfertigungsabsicht. Denn sie selbst hatte sich zur Emigration ja erst entschlossen, als ihr ab 1936 durch das Verbot ihrer Bücher jede Veröffentlichungsmöglichkeit in Deutschland genommen war und sich 1940 sogar für die Rückkehr nach Nazideutschland entschieden:

«Als Emigrant», schreibt Keun, «hatte man dankbar zu sein und nicht zu kritisieren, auch nicht soziale Zustände, die schon gar nicht (...). Und konnte man etwa schildern, wie man sich falsche Pässe und Visa verschaffte, um sich in ein Land hineinzuschwindeln? Wie und wo man bestechen konnte? Wie man heimlich und verboten arbeitet, als sei es ein Diebstahl? Es gab da so vieles, das

man nicht hätte schildern können, da man es nicht verraten durfte. Andererseits hätte man auch in einem Roman über die deutsche Emigration beim besten Willen nicht rührend gute und edle, sondern auch recht zweifelhafte Emigranten schildern müssen. Und damit hätte man vielleicht wiederum manchen geschadet, deren Leben und Existenz sowieso nur noch an einem hauchdünnen Seidenfaden hingen. All diese Erwägungen wurden so beklemmend, dass ich fürchtete, nie in meinem Leben mehr ein Buch schreiben zu können.»²⁷⁸

Ein Ausweg, den viele Autoren wählten, war die Flucht in die Geschichte:

«Was schreiben andere emigrierte Schriftsteller?», fragt Keun und listet – als Antwort – die neuen Bücher der literarisch renommierten Autoren aus ihrem eigenen Umkreis auf: «Kesten schrieb einen Roman über Philipp II., Roth einen Roman über das alte Österreich, Zweig einen Roman über Erasmus von Rotterdam, Thomas Mann über ‚Lotte in Weimar‘, Heinrich Mann über Henri IV., Feuchtwanger über Nero. Alle diese Schriftsteller hatten früher einmal die gegenwärtige Wirklichkeit in ihre Sprache übersetzt und ihr die Kritik geschrieben, die ihnen ihr Temperament und ihre Persönlichkeit diktieren. (...) Warum schrieben sie nun auf einmal fast alle nur historische Romane?»²⁷⁹

Diese Versuche, die erzwungene Distanz zum gegenwärtigen Deutschland durch Historisierung zu kaschieren, waren Irmgard Keun fremd. Ihr Markenzeichen war und blieb der Zeitroman. Seine kritisch-distanzierte Grundhaltung aber war, wie sie selbst feststellen musste, jetzt wenig gefragt. Besonders Autorinnen wurden – mehr als die männlichen Kollegen – von ihren Verlegern auch in der Emigration gern auf leicht lesbare und verkäufliche Ware festgelegt, aufs Genre der Unterhaltungsliteratur; und die verlangte, wie gesagt, «optimistischere Sachen».²⁸⁰

Der Prototyp, an dem sich die Erwartungen der Verleger orientierten, war Vicki Baums Erfolgsroman *Menschen im Hotel*. An

ihm musste sich, über die Exilzeit hinaus bis in die Fünfzigerjahre, selbst ein Thema wie das Leben im französischen Internierungslager Gurs messen lassen. Gertrud Isolani's Roman *Stadt ohne Männer* entsprach diesen Erwartungen. Denn die Autorin schreckte nicht davor zurück, die «Pyrenäenhölle»²⁸¹ Gurs in Plot und Stillage ganz nach dem Muster der mondänen Baum'schen Hotelwelt zu zeichnen. Das Kapitel «Ich leer' mein schweres Herz euch aus» geht ausführlich auf dieses Buch ein.

Dass der Markt eng geworden war, musste auch eine so erfolgsverwöhnte, mit den Anforderungen der Unterhaltungsliteratur so souverän spielende Erzählerin wie Gina Kaus erfahren. Sie konnte ihren Roman *Der Teufel nebenan*, der 1939 bei Allert de Lange in Amsterdam erschienen war, auf dem amerikanischen Buchmarkt kaum unterbringen, wechselte deshalb das Medium und wurde zur erfolgreichen Filmautorin.

Gina Kaus' literarische Biografie lässt sich als Erfolgsgeschichte erzählen oder als Geschichte eines Karrierebruchs – ähnlich wie die vieler Exilschriftstellerinnen. Sei es die der Irmgard Keun, die als Erfolgsautorin mit Verlagsvertrag bei Allert de Lange ins Exil ging, mit ihren Exilromanen an die frühen Erfolge anknüpfen konnte, nach der freiwilligen Rückkehr nach Nazi-Deutschland aber verstummte. Sei es Erika Mann, die als Kabarettistin bei der *Pfeffermühle* begonnen hatte, in den USA eine grosse Karriere als ‚Lecturer‘ und Publizistin machte, nach der Rückkehr nach Europa aber ihre literarische Selbstständigkeit ganz aufgab. Sei es Hermynia Zur Mühlen, die ihre literarische Laufbahn 1921 mit Kinderbüchern, Romanen und Erzählungen mit sozialkritischer Tendenz begonnen hatte und dann im britischen Exil zum historischen Roman in englischer Sprache wechselte, ohne ihre frühen Erfolge fortschreiben zu können. Sei es schliesslich Anna Gmeyner, die in den Zwanziger Jahren als Dramatikerin erfolgreich war und sich in der Emigration mit *Manja* und *Café du Dôme* zur Romanautorin wandelte.

Häufiger aber war der Bruch der literarischen Karrieren durch die Emigration. Etwa bei der in Moskau geborenen Wiener Jüdin Lili Körber (1897-1982). Sie war dreisprachig aufgewachsen, publizierte auf Russisch, Französisch, Deutsch – eine für die im Exil geforderte Internationalität aussergewöhnlich günstige Ausgangssituation. Und doch konnte Lili Körber sie für eine zweite literarische Karriere nicht nutzen. Bekannt geworden war sie durch ihre sozialkritischen und antifaschistischen Romane *Eine Frau erlebt den roten Alltag* (1932) und *Eine Frau erlebt das neue Deutschland* (1934). Nach der Annexion Österreichs emigrierte sie nach Frankreich, schlug sich als Erntehelferin und mit Nachhilfeunterricht durch und konnte noch 1941 in die USA fliehen. Hier arbeitete sie als Näherin in einer Fabrik und machte eine Ausbildung als Krankenschwester, was ihr zum neuen Beruf und Lebensinhalt wurde. Nebenher schrieb sie weiter, nach dem bewährten Muster ihrer früheren Romane; *Ein Amerikaner entdeckt Russland* erschien 1942 in der Exilzeitung *Deutsche Volkszeitung*. Doch ihr Versuch, sich danach auch literarisch auf eine neue, vierte Sprache umzustellen, scheiterte. Körbers auf Englisch geschriebenes Romanmanuskript *Farewell to yesterday* wurde abgelehnt.

Bereits erwähnt wurden die verhinderten oder frühzeitig abgebrochenen Karrieren von Mascha Kaléko, Veza Canetti oder Else Lasker-Schüler. Besonders tragisch verlief die Lebensgeschichte der jüdischen Lyrikerin Gertrud Kolmar. Ihr literarischer Ruhm setzte erst nach ihrer Ermordung in Auschwitz, mit Neu- und Erstausgaben ihrer Gedichte und Prosa, ab 1955 ein.

Die einzige Autorin, der es gelang, sich mit ihren im Exil entstandenen, von Exil und politischem Widerstand handelnden Werken im literarischen Kanon zu etablieren, war Anna Seghers.

Das Exil als literarisches Thema

«Ich war ein Sterbender, der gegen das Sterben anscrieb. Solange ich schrieb, lebte ich.»²⁸¹ Was Hilde Domin in ihren Erinnerungen im Extrem formulierte, kann wohl als existenzielle Erfahrung vieler emigrierter Autorinnen und Autoren verstanden werden. Das Schreiben wurde ihnen zur Überlebensstrategie.²⁸³ «Schreiben war Leben. Überleben»²⁸⁴, konstatierte Rose Ausländer. Und auch Anna Seghers stabilisierte sich, laut ihrer Briefe an den Freund Wieland Herzfelde, in der existenzgefährdenden Situation auf der Flucht vor den Nazis in Frankreich mithilfe ihrer literarischen Pläne, vor allem durch die Arbeit an *Transit*, ihrem grossen Exilroman.

Ganz besonders gilt das für die Lebens- und Schreibsituation der jüdischen Lyrikerin Nelly Sachs. Sie führte während des Dritten Reichs und danach, im Berliner Getto wie im schwedischen Exil, ein Leben in ständiger Unsicherheit und dauerhafter Hospitalisierung. Für Nelly Sachs, die unter Paranoia litt, wurde das Schreiben zur Überlebenshilfe in einer Zeit, die nur aus Grenzsituationen zu bestehen schien. So entstand ihr von Verfolgung, Flucht und Tod gezeichnetes lyrisches Werk, das 1966, an Sachs' Lebensende, mit dem Nobelpreis für Literatur geehrt wurde.

Die Erfahrung Exil ist in den Texten dieser Schriftstellerinnen sehr gegenwärtig, auch wenn viele erst nach 1945 entstanden. Sie schlägt sich in den gewählten Themen ebenso nieder wie in der Art ihrer Behandlung und der Wahl des Genres; sie veränderte die schriftstellerische Praxis und verlangte literarische Neuorientierung. Von den einen wurde Exil als Zustand unheilbarer Krankheit verstanden. Anderen wurde es zum Sinnbild für die generellen Schwierigkeiten menschlicher Verständigung, zum Synonym für die Sprachlosigkeit und zum Symbol totaler Entwurzelung. Und es verwundert nicht, dass die autobiografischen Anteile stark sind und sich oft als literarisch kaum verarbeitet zu erkennen geben.

Das beliebteste Genre der Exilliteratur ist die erzählende Prosa, dicht gefolgt von verschiedenen Formen der ‚Faction‘, die dokumentarisches Material mit fiktionalen Teilen vermischt, des Weiteren von Erinnerungsliteratur und Tagebuchaufzeichnungen. Mit Ausnahme der männlichen Helden in Anna Seghers' Romanen *Das siebte Kreuz* oder *Transit* stehen im Werk der Autorinnen durchweg Frauen, meist auf dem Weg in die Emigration oder in der Auseinandersetzung mit dem Exilalltag, im Mittelpunkt der Handlung.

Anna Gmeyners Roman *Café du Dôme* erschien 1941 in englischer Übersetzung in London bei Hamish Hamilton und in New York bei Alfred Knopf unter dem Titel *The Coward Heart* – ohne dass er von der literarischen Öffentlichkeit wahrgenommen worden wäre. Im Zentrum der Handlung steht ein typischer Exilschauplatz, das Pariser Café du Dôme am Montparnasse. Es ist Treffpunkt der Emigranten, unter ihnen die Protagonistin, die 28-jährige Deutsche russischer Abstammung Nadia, die sich als Sekretärin, Übersetzerin und Privatlehrerin durchschlägt. Im Freundes- und Besucherkreis des Cafés sind die verschiedenen Emigrantenschicksale situiert. Das Café bildet den Mittelpunkt des Handlungsraums Exil, ist zugleich aber auch Chiffre des Stillstands und der misslungenen Integration. Denn es ersetzt den Emigranten die Heimat, perpetuiert damit die alten Gewohnheiten und verhindert die Integration. Nadia aber gelingt es, sich von der Emigrantenszene zu emanzipieren. Als sich herausstellt, dass ihr im KZ inhaftierter Partner Peter ein Gestapo-Spitzel ist, trennt sie sich von ihm und bleibt mit dem Kind, das sie von Peter erwartet, in Paris. Ihre Zukunft bleibt offen.

Der Roman handelt von den Konsequenzen, die die extreme historische Situation für das Alltagsleben der Protagonisten hat. Alle suchen nach Möglichkeiten, ihrem Leben Sinn und Halt zu geben: durch die Liebe, durch den Glauben an metaphysische Werte oder durch politische Überzeugungen. Doch nichts davon funktioniert. Keine einzige der Liebesbeziehungen gelingt. Die

mit diesem Scheitern verbundene Gefahr, die persönliche Integrität, ja die Identität zu verlieren, wird nicht als Folge der Existenzkrise Exil dargestellt, sondern – umfassender – als Konsequenz der Moderne.²⁸⁵

Auch die Erfolgsautorin Adrienne Thomas stellt weibliche Heldinnen ins Zentrum ihrer Exilromane. In *Reisen Sie ab, Mademoiselle!* ist es die Wienerin Nicole und ihr Leben auf der Flucht, im Exil und im französischen Internierungslager. In *Ein Fenster am East River* ist es die tschechische Emigrantin Anna Martinek, die versucht, sich im New Yorker Exil zwischen den Gegensätzen des nach wie vor europäisch geprägten Emigrantenmilieus und des «American Way of Life» neu zu orientieren.

Hilde Spiels Roman *Lisas Zimmer*, nach 1945 zunächst auf Englisch unter dem Titel *The Darkened Room* veröffentlicht und erst 1965 auf Deutsch erschienen, schildert ebenfalls das Schicksal intellektueller Emigranten in New York nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Sie alle sind im Exil gestrandet, ohne heimisch geworden zu sein – aus der Zeit gefallene Menschen ohne Zukunftsperspektive: «Figuren aus der Ferne und Vergangenheit, Sinnbilder für alles Tote und Überholte, Lemuren auf einem Friedhof, aber dennoch auf makabre Weise eindrucksvoll».²⁸⁶ Das Zimmer von Lisa Leitner Curtis, einer so exzentrischen wie faszinierenden Wiener Jüdin, wird ihnen in ihrer Einsamkeit zur Enklave. Hier, hinter den geschlossenen Jalousien, die Gegenwart nicht einlassen, im Duft von Parfum und welken Blumen, die Vergangenheit zu konservieren suchen, entsteht ein symbolischer Raum für die alte, auf immer verlorene europäische Welt.

Alice Rühle-Gerstels (1894-1943) autobiografisch geprägter Roman *Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit* erschien erst 1984, vierzig Jahre nach dem Tod der Autorin. Er handelt von der Kommunistin Hanna Last, die sich in der Emigration vom stalinistischen Kommunismus abwendet. Rühle-Gerstels Roman ist der einzige im Umkreis der sozialistischen Emigration, der nicht

nur antifaschistisch, sondern auch dezidiert antistalinistisch ist. Und es ist zugleich ein Roman über den Frauenalltag in der Emigration. Er zeigt die Heldin Hanna in ihren Liebes- und in ihren Arbeitsbeziehungen, den auch in der literarischen Fiktion schwierigen Verhältnissen zwischen Privatheit und Politik.

Dem oben erwähnten Genre der ‚Faction‘, dem Grenzbereich zwischen Tatsachenbericht und erzählerischer Fiktion, sind so unterschiedliche Texte zuzuordnen wie Gertrud Isolani *Stadt ohne Männer* (1945), Erika Manns *Zehn Millionen Kinder* (1938) und *The Lights Go Down* (1940). Letztere wurden im Porträt Erika Manns bereits vorgestellt.

Erinnerung, sprich. Exil und Konzentrationslager in Autobiografien und Memoiren

Erinnerung, sprich – so überschrieb der russisch-amerikanische Erzähler Vladimir Nabokov, einer der berühmtesten Emigranten, seine Autobiografie. Das Leben im zweifachen Exil und die Erinnerung an die verlorene Heimat spielen darin eine wesentliche Rolle. Autobiografien und Memoiren waren beliebte Themen der Exilliteratur, insbesondere bei Männern.²⁸⁷ Autorinnen dagegen reagierten zögerlich und spät, so als scheuten sie sich, ihre Erinnerung sprechen zu lassen, ihr eine Stimme zu geben. Ein Grossteil der einschlägigen Bücher entstand erst am Lebensende der Autorinnen, in den späten Siebziger- und Achtzigerjahren. Durch das lange Schweigen der Schriftstellerinnen entstand eine beträchtliche Überlieferungslücke. Die Erfahrungen einer ganzen Frauengeneration mit dem nationalsozialistischen Deutschland, mit Verfehlung, Verfolgung, Vertreibung, dem Leben in den Gastländern und den damit einhergehenden Schwierigkeiten wurden jahrzehntelang nicht wahrgenommen – nicht im öffentlichen Bewusstsein und auch nicht in der Exilforschung.²⁸⁸

Rund ein Viertel der 204 im *Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen im Exil* aufgeführten Autorinnen hat Erinnerungen veröffentlicht, in Form von Autobiografien, Tagebuchaufzeichnungen und Erfahrungsberichten, wobei die Grenze zum autobiografisch gefärbten Roman fließend bleibt. Memoiren schrieben bekannte Schriftstellerinnen wie Vicki Baum, Gina Kaus, Annette Kolb und Hilde Spiel. Auch heute fast vergessene Exilautorinnen wie Elisabeth Freundlich, Lola Landau, Hertha Pauli und Alice Rühle-Gerstel hinterliessen autobiografische Texte, ebenso primär politisch motivierte Frauen wie Lisa Fittko, Hanna Schramm und Hedda Zinner. Zu den literarischen Zeugnissen der Verfolgung zählen die Tagebücher von Thea Sternheim und Käthe Hirsch sowie die unveröffentlichten Aufzeichnungen von Adrienne Thomas aus dem Lager Gurs. Ausserdem Luise Rinsers *Gefängnistagebuch*, Isa Vermehrens *Reise durch den letzten Akt. Ravensbrück, Buchenwald, Dachau: eine Frau berichtet*, die Schilderung ihrer Odyssee von Ravensbrück über Dachau bis zur Befreiung in den Dolomiten, Gertrud Isolani's Aufzeichnungen aus dem Internierungslager Gurs und, als bekanntestes Beispiel, *Das Tagebuch der Anne Frank. 12. Juni 1942 – 1. August 1944*. Über ihr Leben im Exil schrieben Wissenschaftlerinnen wie Susanne Bach und – nicht zuletzt – die Partnerinnen berühmter Emigranten wie Marta Feuchtwanger, Alice Herdan-Zuckmayer, Salka Viertel und Friderike Maria Zweig.

Entstanden sind und publiziert wurden diese Erinnerungen im Zeitraum von sechzig Jahren. Die deutsche Öffentlichkeit begann sich für die weiblichen Erfahrungsberichte erst spät, etwa seit den Achtzigerjahren, zu interessieren.²⁸⁹

Viele Autorinnen stellten sich der Erinnerungsarbeit aus der Pflicht und dem Wunsch heraus, Rechenschaft abzulegen. Es sind späte Versuche, die Sprachlosigkeit des Exils und die Jahre der wohl aus psychologischen Gründen notwendigen Verdrängung zu überwinden und die Erinnerung doch noch zum Sprechen zu bringen.

Autobiografien gelten als wichtige Belege für die geschlechtsspezifische Wahrnehmung des Exils. In ihnen wird sichtbar, dass Frauen das Exil anders erlebten als Männer und sich anders daran erinnern. Männer verstehen ihre «individuelle Geschichte eher als repräsentativ für ihre Zeit»²⁹⁰ und sehen sich selbst als Zeitzeugen im Zentrum der Geschichte. Das zeigen schon die Titel, wie Heinrich Manns *Ein Zeitalter wird besichtigt* oder Ludwig Marcuses *Mein 20. Jahrhundert*.²⁹¹ Männer präsentieren ihre Geschichte mit Vorliebe als Erfolgsstory. Den Frauen ist es hingegen weniger wichtig, ihre persönliche Bedeutung herauszustellen, als eine Familiengeschichte zu dokumentieren, eine vergangene Kultur oder einfach die realen Lebensverhältnisse zu beschreiben.²⁹² Das belegen die zurückhaltend-reflexiv formulierten Titel der Erinnerungen von Annette Kolb, *Memento*, von Lola Landau, *Vor dem Vergessen*, Hilde Spiel, *Welche Welt ist meine Welt?*, oder Hedda Zinner, *Selbstbefragung*. Und das gilt selbst für Autorinnen, die sich so blendend in Szene zu setzen wussten wie Vicki Baum in *Es war alles ganz anders* oder Gina Kaus in *Und was für ein Leben*.

So wie Emigrantinnen sich nicht scheuten, fast jeden Job anzunehmen, wenn er nur den Lebensunterhalt sicherte, so scheuten sie sich auch nicht, in ihren Erinnerungen von den demütigenden Situationen des Exils zu berichten. Sei es bei der Beschaffung von Papieren in einer oft chaotischen Bürokratie oder in der ausgesetzten Situation der französischen Internierungslager; seien es die beruflichen Schwierigkeiten mit den sozial prekären Jobs als Haushilfin, Kellnerin, Kindermädchen oder Krankenschwester oder das mehr oder weniger spektakuläre Scheitern in der Traumfabrik Hollywood. Und sie scheuten auch nicht davor zurück, die Tabuthemen des Flucht- und Lagerlebens zu benennen: sexuellen Missbrauch, Prostitution, Abtreibung, Vergewaltigung und Homosexualität.²⁹³

Oft schreiben die Frauen auch aus dem Selbstverständnis als Gefährtin oder Witwe eines bedeutenden Mannes. Das zeigen Ti-

tel wie Marta Feuchtwangers *Nur eine Frau* oder die Erinnerungen der Kinderbuchautorin Lisa Tetzner an ihren Lebensgefährten, den Autor des Kinderbuchklassikers *Die rote Zora*, mit dem Titel *Das war Kurt Held. Vierzig Jahre Leben mit ihm*. Diese Autorinnen stellen sich vor allem als Gefährtinnen und nicht als eigenständige Persönlichkeit dar. Im Mittelpunkt der Erinnerung steht der berühmte Partner; seine Identitätskrisen, seine Verzweiflung und Widerstandskraft haben einen höheren Stellenwert als die Beschreibung des eigenen Lebens. Eine Perspektive, die das Verhältnis der Schreiberinnen zur Gattung Autobiografie zwiespältig und ihre Stimmen oft widersprüchlich erscheinen lässt.

Lyrik und Exil

Emigranten-Monolog

Ich hatte einst ein schönes Vaterland –
So sang schon der Flüchtling Heine.
Das seine stand am Rheine,
Das meine auf märkischem Sand.

Wir alle hatten einst ein (siehe oben!),
Das frass die Pest, das ist im Sturm zerstoben.
O Röslein auf der Heide,
Dich brach die Kraftdurchfreude.

Die Nachtigallen wurden stumm,
Sahn sich nach sicherem Wohnsitz um.
Und nur die Geier schreien
Hoch über Gräberreihen.

Das wird nie wieder, wie es war,
 Wenn es auch anders wird.
 Auch wenn das liebe Glöcklein tönt,
 Auch wenn kein Schwert mehr klirrt.

Mir ist zuweilen so, als ob
 Das Herz in mir zerbrach.
 Ich habe manchmal Heimweh.
 Ich weiss nur nicht, wonach ...²⁹⁴

Nach Auschwitz könne man, nach einem meist unvollständig zitierten und deshalb missverstandenen Ausspruch Theodor W. Adornos von 1949, keine Gedichte mehr schreiben.²⁹⁵ Seine These ist denn auch vielfach widerlegt worden; nicht zuletzt durch die Lyrikerinnen, von denen hier die Rede sein soll. Sie haben die leidvollste Erfahrung ihres Lebens, die Verfolgung, Verfemung und Vertreibung während des Naziregimes, in Gedichten niedergeschrieben und verarbeitet – oft erst Jahrzehnte danach. Unbestritten bleibt, dass Vertreibung und Holocaust für die Poetinnen unter den verbrannten Dichterinnen, auch wenn sie danach weiterschrieben, einen irreversiblen Traditionsbruch, für die Geschichte der Poesie eine tiefe Zäsur bedeutet hat.

Mascha Kaléko etwa verstand, wie das oben zitierte, 1968 veröffentlichte Gedicht zeigt, ihre eigene lyrische Produktion ganz aus der Tradition der grossen deutschen Literatur. Wie viele emigrierte Intellektuelle berief auch sie sich auf Heinrich Heine, den ersten namhaften jüdischen Dichter deutscher Sprache in der Emigration. Und mit ihm berief sie sich – das zeigen die literarischen Versatzstücke wie Nachtigall, Heideröslein und Glöcklein – auf die Tradition des romantischen deutschen Volkslieds, die Heine so unnachahmlich fortzuschreiben verstand, indem er sie ironisch brach. Auch in diesem Traditionsbruch, den Kaléko ein Jahrhundert nach Heine noch einmal drastisch erfuhr, sah sie sich wohl dem berühmten Vorbild verpflichtet, ebenso wie im Heim-

wesh nach einem Vaterland, das ihr, so wie Heine, für immer abhandengekommen war. Und dennoch schrieben sie weiter – Heine, Kaléko und viele andere.

Die Lyrik war und ist zu allen Zeiten die am schwierigsten zu vermittelnde literarische Gattung und deshalb bei Verlegern oft unbeliebt. Während der Jahre des Exils geriet sie noch einmal besonders ins Hintertreffen. Denn sie, die mehr als alle anderen Genres von der Sprache, von Bildlichkeit, Klang und Rhythmus lebt, war, der hohen Übersetzungshürden wegen, meist auf den nationalen Markt begrenzt. Lyrikerinnen und Lyriker waren und sind deshalb ausserhalb der Grenzen ihrer Muttersprache in der Regel wenig bekannt.

Unter den von den Nationalsozialisten vertriebenen Autorinnen waren nur wenige Lyrikerinnen. Dennoch ist ihre Stimme unüberhörbar. Da ist Else Lasker-Schüler, der «schwarze Schwan Israels»²⁹⁶, die mit den bisher unerhörten Tönen, Sprechweisen und Bildern ihrer Gedichte einzigartig ist in der deutschen Literatur seit der Jahrhundertwende. Oder auch Mascha Kaléko, die mit ihren Grosstadtgedichten das lyrische Gegenstück zur ‚Asphaltliteratur‘ einer Irmgard Keun und Vicki Baum präsentiert. Ausserdem die in Auschwitz ermordete Gertrud Kolmar, deren literarische Bedeutung erst von der nächsten Generation erkannt wurde, sowie Rose Ausländer, Hilde Domin und Nelly Sachs, die erst im oder nach dem Exil zu schreiben begannen. Sie alle gehören zu den grossen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts.

Ein eigenes Genre bilden die Gelegenheitsgedichte, die zum Alltagsgebrauch, zur Bereicherung und Bewältigung des Lebens, etwa in den französischen Internierungslagern oder in den amerikanischen Emigrantenzirkeln und -enklaven entstanden und meist in Zeitungen und Zeitschriften des Exils veröffentlicht wurden. Hierher gehören die Texte von Hertha Nathorff aus dem New Yorker Exil, die von Lessie Sachs aus der amerikanischen Provinz und die der Gelegenheitsdichterinnen aus dem Fraueninternierungslager Gurs.

Insgesamt aber waren die Bedingungen, unter denen Frauen im Exil leben mussten, lyrischer Produktivität wenig zuträglich. Von den genannten grossen Poetinnen war Else Lasker-Schüler die Einzige, die nachweislich auch im Exil, während der Zeit der NS-Diktatur, Gedichte schrieb und veröffentlichte.

Die Verscheuchte

Es ist der Tag im Nebel völlig eingehüllt,
Entseelt begegnen alle Welten sich –
Kaum hingezeichnet wie auf einem Schattenbild.

Wie lange war kein Herz zu meinem mild ...
(...)
Ich streife heimatlos zusammen mit dem Wild
Durch bleiche Zeiten träumend – ja ich liebte dich ...

Wo soll ich hin, wenn kalt der Nordsturm brüllt?
Die scheuen Tiere aus der Landschaft wagen sich
Und ich vor deine Tür, ein Bündel Wegerich.

Bald haben Tränen alle Himmel weggespült,
An deren Kelchen Dichter ihren Durst gestillt –
Auch du und ich.²⁹⁷

Das Gedicht sollte ursprünglich *Das Lied der Emigrantin* heissen, erhielt dann aber auf Wunsch der Autorin für die Publikation in Klaus Manns berühmter Exilzeitschrift *Die Sammlung* den drastischeren Titel *Die Verscheuchte*. Es handelt von der existenziellen Trauer über den Zustand des Exils, der grossen Klage um die verlorene Heimat. Der Verlust hat das Ausmass einer kosmischen Katastrophe angenommen und setzt einen Prozess der Entmenschlichung in Gang. Das Ich ist nicht mehr als ein Bündel Unkraut, der Wegerich am Wegesrand.

Lasker-Schüler schrieb wenig in der Emigration und hatte grosse Schwierigkeiten, ihre Texte vom palästinensischen Exil aus zu veröffentlichen. Es fehlte ihr die Resonanz ihres früheren Publikums. Ihr letzter Gedichtband *Mein blaues Klavier* (1943) ist eine Elegie des Exils. Intoniert wird sie bereits mit der vorangestellten Widmung: «Meinen unvergesslichen Freunden und Freundinnen in den Städten Deutschlands – und denen, die wie ich vertrieben und nun zerstreut in der Welt. In Treue!»

Geschäftlich nicht ausnutzbar. Erzwungener Gattungswechsel

«Ja, mein Stück ist fertig und einfach grossartig ... lache nicht über diese Zufriedenheit, sie ist mir selten beschert. Es ist spannend, menschlich und hat nur gute Rollen. Aber herauskommen werde ich damit nicht. Aus dem einfachen Grunde, weil geschäftlich heute ein Stück einfach nicht ausnutzbar ist (...). Agenten verschwinden, Geld wird blockiert, etc. Man kann nichts kontrollieren, man kann nirgends hinfahren und dabei sein, man selbst nicht und die Vertreter des Stückes nicht. Und mein Stück ist ein Riesengeschäft und für Film unbeschreiblich geeignet (...). Falls ich das Kriegsende erlebe, steh ich mit einem Haufen Material da ... sonst... freun sich die Erben.»²⁹⁸

Im Dezember 1942 beschrieb Christa Winsloe²» ihrer Freundin Hertha von Gebhardt die Falle, in die sie im französischen Exil geraten war. Sie sollte ihr nicht entkommen.

Winsloes Schicksal macht auf bestürzende Weise deutlich, wie eine nach allen Seiten hin offene, an den neuen Genres und Medien orientierte literarische Existenz durch das Exil zugrunde gerichtet wurde. Und das, obwohl die Schriftstellerin weder Jüdin noch erklärte Nazigegnerin war und sich zudem durch die mit der Heirat erworbene ungarische Staatsbürgerschaft geschützt glaubte.

Die 1913 geschlossene Ehe mit dem reichen Grossgrundbesitzer und Zuckerfabrikanten Baron Ludwig Hatvany, die nicht seine einzige war, hielt allerdings nicht lange. Nach der Trennung zog Christa Winsloe nach Berlin und später nach München. Dort begann sie zu schreiben: Romane, Erzählungen, Novellen und (Kinder-)Geschichten, Beiträge für Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunk, Theaterstücke, Filmscripts und den Entwurf für ein Ballett.

Ihre Arbeiten blieben zunächst ohne Resonanz – bis 1931, als ihr Stück *Gestern und Heute* in der Verfilmung mit dem Titel *Mädchen in Uniform* zum Welterfolg wurde. Das Stück spielt in einem Mädcheninternat, einem Milieu, das Christa Winsloe aus eigener Erfahrung kannte. Sie wuchs nach dem frühen Tod ihrer Mutter selbst in einem Internat, dem Potsdamer Kaiserin-Augusta-Stift, auf. Im Mittelpunkt des Dramas steht die Zuneigung zwischen Manuela, einer Internatsschülerin, und ihrer Lehrerin, Fräulein von Bernburg. Doch das mit dieser unglücklichen Liebe verbundene Grundthema, die kritische Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Ächtung weiblicher Homosexualität samt tragischem Ende, blieb in der Verfilmung auf der Strecke. Das versuchte die Autorin im Roman zum Film, *Das Mädchen Manuela*, zumindest partiell zu korrigieren. Auch das Buch wurde zum Welterfolg.

In den ersten Jahren nach Hitlers Machtübernahme war Winsloe ständig auf Reisen, vor allem in den USA, wo ihr die Journalistin Dorothy Thompson den Weg ebnete und wo sich ihr auch Publikationsmöglichkeiten eröffneten. Dennoch kehrte sie 1935 endgültig nach Europa zurück. Doch hier waren die Wirkungsmöglichkeiten emigrierter Autorinnen inzwischen sehr eingeschränkt. Winsloes sämtliche Schriften standen jetzt auf den ‚Schwarzen Listen‘ der Nazis, und als Theaterautorin war sie ausserhalb Deutschlands ohnehin chancenlos.

Winsloe erlebte das Kriegsende nicht. Im Februar 1944 verliess sie, gemeinsam mit ihrer Freundin Simone Gentet, das Haus in Cagnes bei Nizza, wo sie seit 1939 lebten. Ein Evakuierungsbe-

fehl drohte. Die Autorin wollte zurück nach Deutschland, doch sie erreichte ihr Ziel nicht. Am 10. Juni 1944 wurden die Frauen von fünf Männern aus ihrem Hotel in den Wald bei Cluny entführt und dort in einem Akt der Selbstjustiz erschossen.

Das reiche literarische Erbe, von dem Winsloe in ihrem Brief spricht, reicht über die Erfolgsgeschichte von *Mädchen in Uniform* weit hinaus; vieles von dem, was sie schrieb, ist verschollen. Die Schriftstellerin blieb in Deutschland nahezu unbekannt, bis heute. Ihr Schicksal ist kein Einzelfall. Dramatiker und Bühnenautoren jeglicher Couleur hatten, da sie für ihre Stücke auf deutschsprachige Bühnen und Filme angewiesen waren, mit Verbot und Emigration in der Regel alle Aufführungsmöglichkeiten verloren – selbst der berühmte Bert Brecht. So wie die Lyrik keine Verleger mehr fand, fand auch das Drama und mit ihm das politische Kabarett ausserhalb des deutschsprachigen Raums keine Bühnen mehr. Viele Autorinnen und Autoren verloren mit der von ihnen favorisierten Gattung die literarische Gestaltungskraft. Der Nationalsozialismus vernichtete so eine ganze Kunstepoche.

Der Wechsel in andere Gattungen glückte den wenigsten. Am leichtesten und häufigsten gelang er in die Publizistik, wie die Beispiele von Erika Mann, Anna Siemsen, Hilde Spiel und Hedda Zinner zeigen. Denn in den kleinen, der Alltagssprache näherstehenden publizistischen Formen war der Sprachwechsel einfacher zu bewältigen.

Splendid Isolation. Schreiben für Hollywood

In dieser Situation erschien vielen Autorinnen und Autoren der Film als letzte Hoffnung. Das neue Medium spielte schon in der ersten Emigrationsphase in Europa eine wichtige ökonomische Rolle, und mehr noch in der zweiten, in Hollywood. Auch bei diesem Medienwechsel erwiesen sich die Schriftstellerinnen als fle-

xibler und anpassungsfähiger als die meisten ihrer berühmten Kollegen.

Hollywood galt den Emigranten, die das Glück hatten, dort zu landen, als rettender Hafen. Hier fand sich eine singuläre Schar von Künstlern und Intellektuellen zusammen, darunter viele Schriftsteller.³⁰⁰

«Die deutsche Kolonie», schrieb dazu die Schauspielerin und Filmautorin Salka Viertel, die schon vor 1933 mit ihrem Mann, dem Regisseur Berthold Viertel, nach Hollywood gekommen war, «bestand aus mehreren Gruppen. Die repräsentative, offizielle literarische Persönlichkeit war Thomas Mann, dessen Einfluss bis ins Weisse Haus reichte. Dann gab es eine kleine politisch linksstehende Gruppe um Kortner, die hauptsächlich aus emigrierten Schauspielern bestand. Bruno und Liesl Frank waren mit Thomas Mann und seiner Familie schon seit vielen Jahren befreundet und blieben es auch in Hollywood. Zu diesem Kreis gehörten auch die Feuchtwangers, die Polgars, Franz und Alma Werfel, Bruno Walter und seine Tochter Lotte, später Liesls charmante und berühmte Mutter Fritzi Massary, sowie William und Charlotte Dieterle.

Max Reinhardt und Helene Thiemig bildeten eine andere Insel und waren in ihrer ‚Werkstatt‘ stark mit der Planung und Vorbereitung von Stücken beschäftigt. Sie hatten nur selten Gäste; die wenigen Partys, die sie gaben, aber waren international.»³⁰¹

Doch das waren die Ausnahmen. Die wenigsten Schriftsteller hatten ihren literarischen Ruhm und das damit verbundene gesellschaftliche Ansehen ins Exil retten können; die meisten befanden sich in einer demütigenden Situation. 1938/39, zwischen der Annexion Österreichs und dem Kriegsbeginn, wurde Hollywood von emigrierten Künstlern überschwemmt. Etwa 1'000 bis 1'500 Schauspieler, Drehbuchschreiber und Autoren suchten hier eine neue Lebensgrundlage. Ihre bevorzugte Anlaufstelle war der Filmagent Paul Krohner, der schon seit 1921 in den USA lebte und den European Film Fund, eine Hilfsorganisation für emigrier-

te europäische Filmkünstler, mitbegründet hatte. In Hollywood allerdings bestimmten – noch drastischer als im sonstigen amerikanischen Literaturbetrieb – die Gesetze des ökonomischen Erfolgs das Handeln. Der gute europäische Name zählte hier nichts. Bezahlt wurde nach dem Renommee, das die Autoren in den USA vorzuweisen hatten. Unter den wenigen, die in Hollywood reüssierten, stand ganz oben, als einzige Frau, Vicki Baum neben Curt Goetz, Bruno Frank und Carl Zuckmayer und – einige Honorarstufen tiefer – auch Gina Kaus, Victoria Wolff und Salka Viertel.

Viele Autoren waren auf Initiative der Hilfskomitees mit ‚Lebensrettungsverträgen‘ nach Hollywood gekommen. Diese Verträge garantierten den Empfängern eine Anstellung als Filmschreiber samt Einreisevisum, Reisekostenübernahme und einem Wocheneinkommen von hundert Dollar auf ein Jahr.³⁰² Danach wurden sie, sofern sie sich auf dem Markt nicht durchgesetzt hatten, weiter durch verschiedene Hilfskomitees unterstützt. Wer hier gelandet war, hatte es geschafft und hätte die Gräuelpolitik des faschistischen Europa hinter sich lassen können, wäre er dem alten Kontinent nicht innerlich weiter unlösbar verbunden gewesen. Die Hollywood-Emigranten mussten sich nicht länger ums nackte Überleben sorgen; sie lebten unter besten klimatischen Bedingungen in heiterer Landschaft und der Gesellschaft von ihresgleichen, konnten sich wieder ihren literarischen Arbeiten zuwenden und darangehen, sich eine neue Existenz aufzubauen. Und dennoch:

«Die sorglosen jungen Leute, die braungebrannt am Strand in der Sonne lagen, die riesigen Lastwagen, die über die Fernstrassen rollten, die Supermärkte mit ihren Bergen von Lebensmitteln, das Studio mit den ewig lächelnden Angestellten, die geschminkten Statisten, die zur Mittagszeit aus den Ateliers strömten, die sich wichtig nehmenden Produzenten, die zu ihrem exklusiven Speisesaal oder zum Friseur marschierten und unterwegs mit den neckischen ‚jungen Talenten‘ flirteten – all diese vertrauten Szenen bil-

deten (...) einen unerträglichen Kontrast zu den Bildern von Krieg und Grauen, die mir immerzu vor Augen standen.»³⁰³

So beschreibt Salka Viertel das Milieu und ihre eigene ambivalente Situation.

Trotz der vergleichsweise komfortablen Lebensverhältnisse machte sich unter den Schriftstellern bald tiefe Enttäuschung breit: über die unüberwindliche Fremdheit in Amerika, über die Filmindustrie, über «das Gefühl von Leerlauf und den Mangel an Zukunft»³⁰⁴. Die Beziehungen zur Filmindustrie waren für die allermeisten frustrierend, ja geradezu kafkaesk. Die mit ‚Lebensrettingsverträgen‘ ausgestatteten Schriftsteller sassen ihren Achtstundentag ab, ohne greifbare Erfolge und Ergebnisse, fühlten sich gedemütigt und in ihrem Selbstbewusstsein verletzt. Ihre Arbeit wurde nur selten gewürdigt und nur in den wenigsten Fällen in Filmdrehbücher umgesetzt. Ihre schöpferischen Ideen und ihre Originalität wurden nur an dem in Dollars sichtbaren Filmerfolg gemessen. Die Autoren vermissten den regelmässigen Kontakt, den Gedankenaustausch und die Diskussion mit den Profis über die Drehbucharbeit. Sie erlebten das Schreiben für den Film als «geistig-seelische Verkümmern»³⁰⁵, sich selbst als die nutzlosen Almosenempfänger, die sie in den Augen der Profis ja auch waren. «Wir konnten schreiben, was wir wollten», fasste Alfred Döblin, der zu den in Hollywood erfolglos alimentierten Autoren gehörte, die Situation zusammen: «Der Dutzendgeschmack der Producers und die Barriere der eingesessenen Professionellen machte jede Bemühung illusorisch.»³⁰⁶

Die europäischen Autoren scheiterten am Studiosystem und an der ausländerfeindlichen Politik der Gewerkschaften, an der Sprachbarriere – und an ihrem Selbstverständnis als Schriftsteller. Ihr Blick auf die amerikanische Filmindustrie war und blieb der des kultivierten Mitteleuropäers mit ausgeprägtem Elitebewusstsein. Sie verstanden sich auch im fremden Amerika als Kulturrepräsentanten des alten Europa, die bewusst aus der eigenen gros-

sen Vergangenheit lebten und für die Filmindustrie nur Verachtung übrig hatten.

Die Frauen gewöhnten sich an das rein industrielle Arbeiten als Filmschreiber offenbar leichter, auch wenn keine der emigrierten Schriftstellerinnen je in den Genuss eines ‚Lebensrettungsvertrags‘ kam. Sie reagierten auf ihre Situation mit dem ihnen anerzogenen Pragmatismus und mit der Flexibilität, die sie im journalistischen und literarischen Alltagsgeschäft der Zwanzigerjahre erworben hatten. In der Arbeit für den Film sahen sie vor allem die lukrative Brotarbeit, mit der sie in kürzerer Zeit mehr Geld verdienen konnten als mit jeder anderen Form des Schreibens. Dafür waren sie bereit, aufs literarische Renommee zu verzichten, so sie denn einen Ruf zu verlieren hatten.

Salka Viertel, die vor ihrer Auswanderung in Europa eine erfolgreiche Schauspielerin gewesen war und sich in Hollywood zur nicht weniger erfolgreichen Drehbuchautorin und künstlerischen Beraterin von Greta Garbo wandelte, schreibt:

«Ich hielt die Arbeit beim Film und die damit verbundene unerträgliche Überbetonung alles dessen, was ich als vulgär und falsch betrachtete, nicht mehr aus. Ich mochte alle diese Leute, deren Selbstüberschätzung darauf beruhte, dass sie zu viel verdienten, nicht mehr sehen.» Und dennoch: «Mein wöchentlicher Scheck bei MGM war zu wichtig, denn der Exodus aus Deutschland hatte begonnen, und es verging kein Tag, an dem ich nicht in Briefen um Hilfe gebeten wurde.»³⁰⁷

Auch Gina Kaus nahm den Sprach- und Medienwechsel professionell in Angriff. Die unter den emigrierten Autoren weitverbreitete Realitätsferne und Arroganz registrierte sie erstaunt, ja amüsiert: «keinem (...) gelang es, sich auch nur in bescheidenstem Masse durchzusetzen.. (...) es war herzerbrechend, wie hilflos diese hochbegabten Männer der ihnen fremden Aufgabe gegenüberstanden.»³⁰⁸

Ähnlich sah die Topverdienerin unter den emigrierten Filmautoren, Vicki Baum, die Lage. Sie, die ja lange vor den anderen

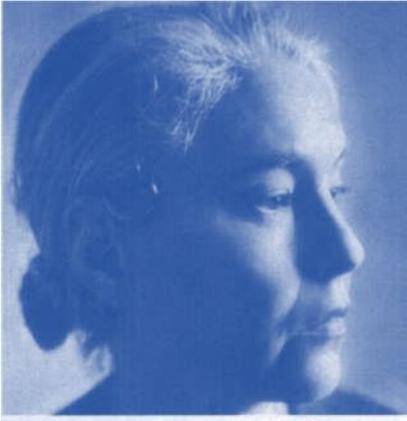
aus freien Stücken nach Hollywood gekommen war, erhielt für das Skript zur Verfilmung von *Menschen im Hotel* das Spitzenhonorar von 2'500 Dollar pro Woche. Dennoch war und blieb sie der Filmindustrie wie sich selbst gegenüber kritisch. Als sie später, nach schwierigen Verhandlungen mit Paramount, gezwungen war, ihre finanziellen Forderungen zu reduzieren, schätzte sie sich selbst als einen ‚Fehlschlag‘ im Filmgeschäft ein:

«Nicht aber wusste ich, dass ich nach dem Kampf mit der Paramount für Hollywood mit einem blauen Auge gezeichnet war; nicht, dass mich die MGM gewissermassen als Ladenhüter vom Ausverkaufstisch an sich gerissen hatte; und schon gar nicht, dass die Reduzierung meiner Bezüge von zweitausendfünfhundert auf zweitausend Dollar pro Woche eine empfindliche Einbusse an Prestige und sozialem Status bedeuteten. In Hollywood wird der Mensch noch mehr als anderswo streng nach seinem Einkommen eingestuft, und bei einem Gehaltsabstrich sinkt er automatisch auf ein tieferes Niveau.»³⁰⁹

Vicki Baum konnte es sich leisten, daraus ihre Konsequenzen zu ziehen: «als mir (...) die MGM schliesslich einen Vertrag anbot, war es sicherlich ein sehr glücklicher Instinkt, der mich davon abhielt, mich ihr mit Haut und Haar zu verkaufen. Ich verpflichtete mich lediglich, sechs Monate im Jahr für sie zu arbeiten; die übrigen sechs Monate wollte ich für mich haben. Ein bisschen Unabhängigkeit musste ich mir bewahren. Ich musste frei sein, meine Bücher schreiben zu können, reisen, aus dem Filmkäfig herauskommen, unter normalen Menschen leben, mein neues Land kennenlernen. (...) Meine Wünsche reduzierten mein Einkommen auf die Hälfte, und in Hollywood ein ganzes Jahr mit einem Halbjahreseinkommen zu leben, war ein Problem. Ich war sozial noch eine Stufe tiefer gerutscht und gehörte jetzt zu der Schicht, die nur eintausendsiebenhundertundfünfzig Dollar pro Woche verdiente.»³¹⁰

Die Hollywood-Emigranten lebten in einer Art ‚splendid isolation‘ und die meisten von ihnen waren sich dessen wohl bewusst.

Alfred Polgar brachte die Situation – für Männer wie für Frauen – auf den Punkt: «Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es dem, dem es hier schlecht geht, besser schlecht geht, als es ihm unter gleichen persönlichen Umständen etwa in einer der grossen Städte des Ostens ginge. Er lebt hier in entschieden bequemeren traurigen Verhältnissen als anderswo. Um die Misere blühen Rosen, und ein Kolibri, zuweilen, schwebt lieblich über ihr.»³¹¹



Gewöhnliches und
gefährliches Leben
Anna Seghers
(1900-1983)

Anna Seghers, die wohl bekannteste und anerkannteste aller Exilautorinnen, war 33 Jahre alt, als sie mit Mann und Kindern ins Exil ging und 47, als sie zurückkam, allein.³¹² Sie verbrachte die besten Jahre im Leben eines Menschen in der Emigration: zunächst in der Schweiz, dann in Frankreich und schliesslich im fernen Mexiko. Mit ihr begegnen wir einem in mehrfacher Hinsicht aussergewöhnlichen Fall. Seghers setzte sich mit dem Thema Exil explizit auseinander, als politische und kulturpolitische Kämpferin aufseiten des Kommunismus und vor allem in ihrem Werk, das längst in den literarischen Kanon eingegangen ist. Hans Sahl bezeichnete sie deshalb als «Schutzheilige der engagierten Schriftsteller», als «Therese von Konnersreuth der KP».³¹³ Und Seghers erlebte den Alltag im Exil in verschärfter Form: nicht nur als politisch engagierte Schriftstellerin, sondern auch als Ehefrau, Mutter und – so darf man, der Rollenverteilung in der Familie wegen wohl sagen – als ‚Familienvorstand‘. Darin unterschied sich ihre Lebenssituation grundlegend von der der meisten Exilautorinnen.

Als Frau mit Familie, mit einem als wenig lebensstüchtig geltenden Ehemann und zwei Kindern, war Anna Seghers, die mit bürgerlichem Namen Netty Radvanyi hiess, gezwungen, sich im Exilalltag stärker als andere durchzusetzen, und das immer von

Neuem, auf jeder der vielen Stationen, die sie zu bewältigen hatte. Durch diese Lebensrealität werden in Seghers' bekanntem Satz vom «gewöhnlichen und gefährlichen Leben»³¹⁴, dem sie ein nie geschriebenes Buch widmen wollte, die Gewichte neu verteilt. Das «gewöhnliche Leben», als das sie den im antifaschistischen Alltag wurzelnden täglichen Widerstand ansah, gewinnt an Bedeutung gegenüber dem «gefährlichen Leben», dem ursprünglich als spektakulärer und politisch bedeutender eingeschätzten revolutionären Kampf. In Anna Seghers' Exil verschaffte sich das «gewöhnliche Leben» erbarmungslos Vorrang.

Im Vordergrund standen nun die Sorgen um den Unterhalt für eine vierköpfige Familie, um Haushaltsführung, Unterkunft und Nahrung, um die Betreuung und den Schulbesuch der Kinder unter den schweren und unsicheren Bedingungen des Exils, aber auch das Bemühen, neben dem Alltag Zeit und Freiräume zu gewinnen für die eigene literarische und politische Arbeit. Viel Energie beanspruchten die Anstrengungen, um für die Familie das Aufenthaltsrecht zu sichern oder den nächsten Fluchtweg vorzubereiten, samt Beschaffung der dafür nötigen Tickets, Visa und Transportmittel. All das leistete in der Familie Radvanyi wohl mehrheitlich, wenn nicht ausschliesslich, Anna Seghers. Damit trug sie zum Mythos von der praktischen, häuslichen, mütterlichen Frau bei, der im Exil um sie entstand.

Tschibi und das achte Kreuz

Anna Seghers, geborene Netty Reiling, war das einzige Kind eines arrivierten Mainzer Kunst- und Antiquitätenhändlers. Die Familien beider Eltern stammten aus dem gutbürgerlichen, assimilierten Judentum rund um Frankfurt. Netty wuchs in privilegierten Verhältnissen auf. Dank ihrer Herkunft verfügte sie über Voraussetzungen und Stärken, die sie in ihrem Exilleben nutzen konnte: so etwa die Fähigkeit, sich gut zu organisieren, Hilfe von aussen

zu suchen und anzunehmen, den Anspruch auf gute Schulen für die Kinder und auf eine einigermaßen angemessene Unterkunft durchzusetzen und – noch wesentlicher – das Selbstverständnis, sich Zeit für sich selbst zu nehmen und die eigenen beruflichen und politischen Interessen zu verfolgen. Mit dieser praktischen Haltung stand sie ganz im Gegensatz zu Nelly Sachs, die ihre ebenfalls gutbürgerliche Herkunft nicht in derartige Überlebensstrategien umzusetzen vermochte.

Zum Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Sinologie ging Netty Reiling nach Heidelberg und Köln. Sie schloss es 1924 mit einer Promotion über *Jude und Judentum im Werk Rembrandts* ab, einem eng mit ihrer eigenen Herkunft verbundenen Thema. Und auch das Pseudonym, das sich die junge Autorin bald darauf zulegte, zeigte ihre Suche nach einer Verbindung von persönlichem und kunsthistorischem Kontext. Es greift den Namen des grossen niederländischen Landschaftsmalers und Rembrandt-Zeitgenossen Hercules Seghers auf, der damals für die Kunstgeschichte neu entdeckt wurde.

1925 heiratete Anna Seghers einen gleichaltrigen Studienfreund, den Philosophen und Wirtschaftswissenschaftler Laszlo Radvanyi, einen ungarischen Emigranten, der wie sie jüdischer Herkunft war. Radvanyi hatte in seiner Geburtsstadt Budapest zum Kreis um Georg Lukacs gehört; in Heidelberg hatte er 1923 bei Karl Jaspers promoviert. Auch dort pflegte Radvanyi intensiven geistigen Austausch in einem Kreis Gleichgesinnter, in dem spirituelle und bolschewistische Interessen noch ganz undoktrinär nebeneinanderstanden. Anna Seghers fiel dort die Rolle der Schülerin und passiven ZuhörerIn zu. Das spiegeln auch die Kosennamen, die Radvanyi seiner jungen Frau gab: «Tschibi» (auf Ungarisch: Küken) oder «Mutterkind».³¹⁵ Die Gesprächskultur des Heidelberger Kreises beeinflusste ihr Denken und Handeln nachhaltig.

Im Jahr nach der Heirat zog das junge Paar nach Berlin, wo Radvanyi, der sich nun Johann Schmidt nannte, die Leitung der

Marxistischen Arbeiterschule (MASCH) übernahm. Hier wurden auch die beiden Kinder geboren: Peter 1926 und zwei Jahre später die Tochter Ruth. 1928 trat das Ehepaar der KPD bei.

Die Beziehung zu Laszlo Radvanyi, den Anna Seghers Rodi nannte, bot offenbar all das, was ihr – emotional und intellektuell – wichtig war. Mit ihm teilte sie die entscheidenden Jahre ihres Lebens im Exil. Die gemeinsamen Interessen am Anfang ihrer Beziehung waren noch keineswegs auf die Politik, auf den Bolschewismus gerichtet, sondern auf eine umfassendere und offenere Sinnsuche, deren Richtung ganz im Trend der Zeit lag. Die Bücher, welche die beiden jungen Leute einander schenkten und mit liebevoll-spielerischen Widmungen versahen, zeigen dies eindrucksvoll. Es ist nicht das *Kommunistische Manifest*, sondern es sind Werke von Kierkegaard, Dostojewski und Martin Buber.

Anna Seghers liebte an Rodi zum einen wohl seinen intellektuellen Anspruch und sein überlegenes theoretisches Wissen in philosophischen, sozialen und politischen Fragen, zum anderen seine erotische Attraktivität, seinen Charme – und seine emotionale Bedürftigkeit; durch ihn, der Heimat und Familie früh aus politischen Gründen verlassen hatte, lernte sie den Zustand des Lebens im Exil erstmals kennen.

Die Schriftstellerin hielt an dieser Beziehung ein Leben lang fest. Im Familien- und Freundeskreis dagegen wurde Radvanyi sehr kritisch gesehen. Das zeigt der Spitzname, mit dem er seit dem Erfolg des Romans *Das siebte Kreuz* von Freunden und Genossen bedacht worden sein soll: «das achte Kreuz» in Seghers' Leben.³¹⁶ Anstoss erregten sein Desinteresse am praktischen, am «gewöhnlichen» Leben und seine Unfähigkeit, es zu bewältigen, aber wohl auch sein Interesse an anderen Frauen. Für Seghers aber blieb er der wesentliche Bezugspunkt in ihrem Leben, auch in schwierigsten Zeiten. Sie hielt ihrem Mann den Rücken frei, angeblich vorrangig für seine politische Arbeit, aber wohl auch sonst; ein klassisch-konservatives Modell der Rollenverteilung, das auch in der politisch fortschrittlichen Klasse weitverbreitet

war, bis hin zu den Achtundsechzigern, die es besser hätten wissen können.

Anna Seghers reflektierte diese Haltung öffentlich kaum; die Konzeption ihrer literarischen Frauenfiguren blieb überwiegend konventionell. Ihre eigene Haltung kaschierte sie mit ihren männlichen literarischen Helden – eine Zurückhaltung, die auch mit der eigenen Verstrickung in ein wenig emanzipatives Beziehungsmuster Zusammenhängen könnte.

Verboten. Anna Seghers in der Emigration

1929 gewann Anna Seghers mit der Erzählung *Der Aufstand der Fischer von Santa Barbara* den Kleistpreis, verliehen von Hans Henny Jahnn – ein hochrangiger Start in eine literarische Karriere. Doch diese wurde durch Hitlers Machtübernahme abrupt unterbrochen. Bald darauf, nachdem sie vorübergehend verhaftet worden war, ging Anna Seghers in die Emigration, zunächst ohne Mann und Kinder. Sie ging den üblichen Weg, zunächst in die Schweiz, nach Zürich, dann nach Paris. Ab Herbst 1933 lebte sie mit ihrer Familie im Pariser Vorort Bellevue.

Schon 1933 wurde ihr Werk in Deutschland aus politischen Gründen verboten. Im November wurde ihr Vermögen polizeilich beschlagnahmt, wie das von vierundvierzig weiteren Autorinnen und Autoren. Von da an erschienen Seghers' Schriften für die Dauer des tausendjährigen Reichs' im Exil. 1947, zwei Jahre nach Kriegsende, kehrte sie nach Ostberlin zurück. Hier lebte sie sechsunddreissig Jahre lang, fast doppelt so lang wie im Exil, als parteitreue Kommunistin. Und hier starb sie 1983, hochgeehrt als Schriftstellerin in Ost- und – mit politischen Abstrichen – auch in Westdeutschland.

Frankreich, die erste Exilstation, wurde Seghers und ihrer Familie für sieben Jahre zur neuen Heimat. Ihre Einstellung zu Frankreich als dem Land freiheitlicher und revolutionärer Traditionen war

durchaus positiv. Diese Haltung bewahrte sie sich auch nach dem Politikwechsel unter Edouard Daladier, der zum Verbot der Kommunistischen Partei und zum Internierungsbefehl gegen alle „feindlichen Ausländer« führte.

Seghers gelang es, sich und ihre Familie in die französische Kultur und den französischen Alltag zu integrieren; es gelang ihr durch ihre guten Sprachkenntnisse, ihre politische Arbeit und durch ihre Kinder. Beide gingen in Paris zur Schule, besuchten später auch in Mexiko ein französisches Gymnasium und kehrten 1946, vor ihren Eltern, aus der Emigration zurück, und zwar nach Frankreich, wo auch Anna Seghers sich gern niedergelassen hätte. Denn mit Paris verband sie mehr heimatliche Gefühle als mit dem zerstörten, geteilten Berlin.

Chronologie und Umstände von Seghers' Weg ins Exil sind nicht vollständig geklärt. Gesichert jedoch ist, dass sie die beiden Kinder zunächst bei den Grosseltern in Mainz liess, ihren Mann – nach getrennter Flucht – in Zürich traf und gemeinsam mit ihm Anfang April nach Paris ging. Die Wahl vom 5. März, die den Nationalsozialisten – wenn auch durch Manipulation – die Mehrheit im Reichstag einbrachte, machte jede Hoffnung auf schnelle Rückkehr nach Deutschland zunichte.

In Paris lebte das Paar zunächst im Hôtel Avenir im Quartier Latin, einem jener viel zitierten „kleinen Hotels«, die den Emigranten zum Synonym für ihre Heimatlosigkeit wurden. Im Juni kamen die Kinder nach. An der Grenze in Strassburg, wohin die Grosseltern sie gebracht hatten, traf die Familie wieder zusammen.

Seghers hat das Wiedersehen in ihrem – später literarisierten – Tagebuch festgehalten und darin zwei wesentliche Grundmotive des Emigrantendaseins anklingen lassen – die Obdachlosigkeit und das Heimweh:

«Wir haben die Kinder von der Grenze abgeholt. Wie Verückte haben sie sich in unsere Arme geworfen, dort verharrten sie dann unbeweglich. Völlige, unendliche Sicherheit bei diesen un-steten Wesen, ihren Eltern, die doch selbst zu den Obdachlosesten

dieser Welt zählten, selbst von allen Stürmen hin- und hergeworfen wurden.

Das mehrfarbige Kleid der Kleinen, der Geruch ihrer Haare machen mich verrückt vor Heimweh. Franz, unser Gast, beisst sich auf die Lippen, als wir die Hosentaschen des Kleinen leeren: ein paar trockene Grashalme, ein Pfennig, eine Fahrkarte, ein Tannenzapfen: ein halbes Deutschland.»³¹⁷

Den Sommer 1933 verbrachte die Familie am Meer, am Pas-de-Calais. Der Vorort Bellevue, Meudon, in dem sich die Radvanyis dann niederliessen, ein gutbürgerliches Viertel in der Nähe von Versailles, war durch einen Vorortzug mit dem Stadtzentrum verbunden. Die für Emigrantenverhältnisse grosszügige Wohnung lag im ersten Stock eines Zweifamilienhauses. Die Miete verschlang allerdings einen Grossteil des Einkommens. Geld war bei Radvanyis, wie bei den meisten Emigranten, knapp. Seghers war immer wieder gezwungen, bei Freunden, Genossen und Verwandten um Unterstützung zu bitten.

Mit den Möbeln, dem Hausrat und den Büchern von daheim, die die Eltern nachgeschickt hatten, versuchte sie, der Familie möglichst schnell ein neues Zuhause zu schaffen. Die Kinder blieben bis 1937/38 in der Obhut ihrer deutschen Kinderfrau Gaya, die ihnen ins Exil gefolgt war. Danach, als Gaya nicht mehr aus Deutschland ausreisen durfte, engagierte Seghers Personal aus der Emigrantenszene. Sie selbst kochte nur festtags und für Gäste, meist für Emigrantenfreunde: die Kischs, Bruno Frei und seine Familie, Otto Katz sowie Theo Balk und seine Partnerinnen. Dabei zeigte sie viel Talent, trotz allen Mangels ein gastfreundliches Haus zu führen, was zum Mythos der ‚Überfrau‘ Seghers das seine beitrug.

Als Autorin und politische Kämpferin war Seghers während des Pariser Exils viel unterwegs. In der Schweiz hatte sie Kontakt zur nach Basel emigrierten kommunistischen Universum-Bücherei, wo eine Lizenzausgabe ihres Romans *Der Kopflohn* erschienen war, besuchte den Zürcher Verleger Emil Oprecht, Zuflucht und Stütze vieler antifaschistischer Autoren, und den Filmema-

cher Hans Richter, mit dem sie mehrere Filmprojekte verfolgte. Realisiert wurde keines davon. Als Vorstandsmitglied des Deutschen Schriftstellerverbands im Exil, an dessen Neugründung im Mai 1933 sie beteiligt war, nahm sie 1935 und 1936 an verschiedenen Schriftstellerkongressen teil. Während des Spanischen Bürgerkriegs, gegen den sie sich leidenschaftlich engagierte, reiste Seghers nach Valencia und Madrid. Zu Recherchen für ihre eigenen Buchprojekte *Die Rettung* und *Der Weg durch den Februar* fuhr sie nach Belgien und Österreich.

Auch in Paris war die Schriftstellerin exilpolitisch sehr aktiv. Sie setzte sich dafür ein, den Deutschen Schriftstellerverband zum kulturellen Mittelpunkt für die verstreuten Emigranten zu machen und schuf auf diese Weise auch sich selbst jene Gemeinschaft, auf die sie in ihrer politischen und schriftstellerischen Arbeit dauerhaft angewiesen war.

Beteiligt war Seghers auch an der Gründung der berühmten Deutschen Freiheitsbibliothek, mit Heinrich Mann als Präsidenten, sowie André Gide, Romain Rolland und Lion Feuchtwanger als Ehrenpräsidenten. Der 10. Mai 1934, der erste Jahrestag der Bücherverbrennung, wurde zum Eröffnungsdatum der Bibliothek in Paris. Sie versammelte Dokumente über den Naziterror, im Dritten Reich verbotene Bücher, Exilpublikationen und entwickelte sich so zur ersten Dokumentationsstelle für die Literatur und das literarische Leben des Exils.

Anna Seghers engagierte sich darüber hinaus als Herausgeberin, Redakteurin und Beiträgerin der KP-nahen und teils auch von dieser finanzierten Exilzeitschriften. Eine davon, die *Neuen Deutschen Blätter. Monatsschrift für Literatur und Kritik*, entwickelte sich zum bedeutendsten literaturpolitischen Blatt des deutschsprachigen Exils. Seghers' politische Position war damals grundsätzlich konform mit der kommunistischen. Erst im Lauf der Jahre setzte sie sich allmählich von dem von Moskau vorgegebenen Kurs ab und vertrat immer stärker eigene Ideen.

Anfang September 1939, mit der Kriegserklärung an Frank-

reich, endete diese Phase relativer Sicherheit. Die politische Situation wurde lebensbedrohlich. Daladiers Internierungsbefehl traf auch Seghers' Mann Rodi. Anfang Mai 1940 wurde er nach Le Vernet am Fuss der Pyrenäen, das berüchtigtste aller Internierungslager, deportiert. Gleichzeitig begann die deutsche Armee Frankreich zu besetzen und rückte nach Paris vor. Eine weitere Verunsicherung kam hinzu: der Hitler-Stalin-Pakt. Er erschütterte das politische Vertrauen in die kommunistische Führung, selbst das der treuen Genossin Anna Seghers, auch wenn sie sich dazu nie direkt äusserte.

Sie suchte nach einem Ausweg, vergeblich:

«Lieber Wieland, ich schreibe Dir in einem sehr kritischen Moment. Bis Du den Brief hast, werden wir alle wissen, was aus uns geworden ist. (...) ich sitze da herzlich allein mit meinen zwei Kindern, und der ganze Ort ist leer und totenstill. Wir sind alle in keiner besonders reizenden Lage, ich schon gar nicht. (...) Was mich dabei angeht, so kann ich jetzt gar nichts sagen, was aus meinem Roman wird. (...) Ich habe die schönsten Pläne, nie habe ich, nie hätte ich so gut wie jetzt arbeiten können. Wenn ich mit dem Roman fertig bin, will ich ein kleines Buch schreiben ‚Gewöhnliches und Gefährliches Lebern, aber das ist nur ein Teil des Programms. (...) Nur etwas, Wieland, ist schlimm, es geht mir furchtbar schlecht. Man merkt es bei mir nicht so, denn ich kann nicht in Sack und Asche gehn und jammern, aber es geht mir so, dass jede Beendigung der Arbeit nur mit einem wirklichen Kräfteverlust, mit einem solchen Verbrauch von sog(enannter) Lebenssubstanz möglich ist, dass ich immer fürchte, meine ganze Arbeit ist gefährdet.

Wenn Du da drüben jemand finden könntest, der mir hilft! Dadurch, dass ich – zum Glück auch – Kinder habe, ist alles doppelt schwer. Aber alle kriegen, alle, aus Amerika geholfen, vielleicht war es doch ein Fehler von mir, dass ich nicht rechtzeitig und nachdrücklich um Hilfe gedrunge habe. (...) Ich war ohne-

dies schon müd. Wie es jetzt weitergeht, wo ich von alle Möglichkeiten ziemlich abgeschnitten bin, ist mir noch ein Rätsel.»³¹⁸

Der Brief an den Freund und Verleger Wieland Herzfelde in New York zeigt, dass auch Seghers' Überlegungen um die USA kreisten. Der Entschluss, nach Amerika zu gehen, fiel ihr offenbar schwer, schwerer als ihrem Mann; sie fasste ihn zögerlich und sehr spät. Sie wollte ihr neues Zuhause in Frankreich, der letzten Zufluchtsstätte in Europa, nicht aufgeben.

Dass die Kommunistin Seghers Zuflucht in den USA suchte anstatt in Moskau, erscheint nur bei oberflächlicher Betrachtung befremdlich. Die Sowjetunion kam, vor allem nach Abschluss des Hitler-Stalin-Pakts, als Gastland nicht infrage. Zumal die sowjetische Exilpolitik ihr Ziel stets darin gesehen hatte, die kommunistischen Emigranten – in missionarischer Absicht – in nichtkommunistischen Ländern unterzubringen und nicht darin, sie selbst aufzunehmen. Auch das den europäischen Intellektuellen fremde Mittelamerika war nicht das Wunschziel der Radvanyis.

Die USA hingegen waren auf dem amerikanischen Kontinent das den europäischen Emigranten vertrauteste Land. Viele Bekannte und Verwandte der Familie Radvanyi lebten bereits dort. Seghers und ihr Mann hatten Grundkenntnisse in Englisch; sie gingen, bestärkt durch die Erfahrungen in ihrem Umkreis, davon aus, in den USA ihren Lebensunterhalt eigenständig verdienen zu können.

Ab Februar/März 1940 bemühte sich die Schriftstellerin um die nötigen Papiere, doch vergeblich. Im Juni, als die Deutschen unmittelbar vor Paris standen und die Stadt bereits geräumt werden sollte, war sie immer noch dort. Schliesslich reihte sie sich mit den beiden Kindern in den Massensexodus von sieben bis acht Millionen Menschen ein, die vor den deutschen Besatzern in Richtung Süden flohen. Die Flucht misslang; am 25. Juni kehrte Seghers mit den Kindern zurück nach Bellevue. Die politische Situation eskalierte. Der Waffenstillstandsvertrag zwischen Deutsch

land und Frankreich brachte sie alle in unmittelbare Gefahr. Als Frankreich das Asylrecht aufhob, tauchte sie mit ihren Kindern unter.

Schliesslich gelangten sie gemeinsam, mithilfe von Seghers' Übersetzerin und Freundin Jeanne Stern, auf abenteuerlichen Wegen bis nach Pamiers, in die Nähe des Pyrenäenlagers Le Vernet, in die Nähe von Rodi. Dort fanden sie bis Ende 1940 Unterschlupf.

Alle Versuche, Visa für die USA zu erhalten, scheiterten. So richtete Seghers ihre Bemühungen schliesslich auf Mexiko, das mittlerweile für viele sozialistische Emigranten zum Zufluchtsort geworden war. Anfang Januar 1941, nachdem sie viele Hindernisse und Komplikationen überwunden hatte, erhielt sie endlich die Visa für Mexiko, zwei Monate später auch die Transitvisa für die USA.

Letzte Zuflucht Mexiko

Am 24. März verliessen die Radvanyis Europa, auf der Capitaine Paul-Lemerle, einem kleinen Frachtschiff mit provisorisch eingebauten Verschlügen für die Passagiere. Der Ethnologe Claude Lévi-Strauss, der, ebenso wie André Breton und Alfred Kantorowicz, samt Familie mit an Bord war, hat die langwierige, stets durch britische Unterseeboote gefährdete Fahrt in seinem Buch *Traurige Tropen* beschrieben. Das Schiff war überfüllt, es gab kaum Wasser und nur wenig Essen. Die Passagiere litten, schreibt Lévi-Strauss, «unter Hunger, Müdigkeit, Schlaflosigkeit, Promiskuität und Verachtung» und mehr noch «unter dem (...) durch die Hitze noch schlimmer gewordenen Dreck».³¹⁹ Über Casablanca und Martinique erreichten die Radvanyis nach vielen Komplikationen mit der Anschlussreise am 16. Juni endlich New York – und erlebten dort die grösste Enttäuschung. Die Familie wurde auf Ellis Island festgehalten und schliesslich unter einem Vorwand abgewiesen. Später wurde bekannt, dass Anna Seghers schon seit 1940 vom FBI observiert worden war. Sie schifften

sich erneut ein, auf der Monterrey in Richtung Mexiko, dem einzigen Land, das ihnen Zuflucht gewährte. Am 30. Juni 1941 landete ihr Schiff in Vera Cruz.

In Mexiko wurden Anna Seghers und die Ihren freundlich empfangen. Pablo Neruda, der chilenische Lyriker und Generalkonsul in Mexiko, gab für sie ein Willkommensessen. Seghers fand in der Ciudad de Mexico alte Genossen und neue Freunde. Am 10. Mai 1942, zum Jahrestag der nationalsozialistischen Bücherverbrennungen, gründeten die deutschen Emigranten sogar einen eigenen Verlag, El libro libre. Als drittes Buch erschien dort *Das siebte Kreuz*. Es gelang Seghers, in den sechs mexikanischen Jahren eine neue Gemeinschaft, ein neues Kollektiv nach den alten politischen Grundsätzen zu schaffen.

«Ich bin im Grunde sehr gern hier. Wir haben hier alle Arbeit und Menschen um uns», schrieb sie an Kurt Kersten, der im noch exotischeren Martinique gelandet war. Und an EC. Weiskopf im vergleichsweise etablierten Exilort New York: «Das Leben hier gefällt mir sehr. Das Klima, die Farben, das Ländliche, all das gibt mir die Gewissheit, hier leben und arbeiten zu können.»³²⁰

Dennoch blieb die Schriftstellerin in Mexiko eine Fremde. Zum einen wegen der ihr fremden Kultur, zum anderen wegen der mangelnden Spanischkenntnisse. In Seghers' Werk kommt das Land kaum vor.

Ihre eigentliche Heimat blieb die kommunistische Emigrantenszene – trotz der permanenten Auseinandersetzungen und Konflikte, die dort ausgetragen wurden. Wie die meisten Auswanderer war auch die Familie Radvanyi erschöpft und verarmt. Eineinhalb Jahre lang war Anna Seghers zum «Bitten und Borgen» gezwungen; zu einem Leben «auf Kosten meiner Familie», womit sie die kommunistische Gemeinschaft meinte³²¹ – eine Existenzform, die in tiefstem Widerspruch zu ihren von den bürgerlich geordneten Kaufmannsverhältnissen ihres Elternhauses geprägten Vorstellungen stand.

Ab August 1941 lebte die Familie in Mexiko-Stadt in einer eigenen kleinen Wohnung, später, als sich die finanzielle Situation durch den Erfolg des Romans *Das siebte Kreuz* verbessert hatte, in einem eigenen Haus in der Avenida Industria 215. Ab Herbst 1941 gingen die Kinder, inzwischen 13 und 15 Jahre alt, auf eine französische Schule, um zumindest in der Schulsprache eine kleine Kontinuität in ihrem unsteten Leben zu bewahren und auch als Vorbereitung auf die Rückkehr nach Europa.

Die Hauptlast der materiellen Versorgung lag auch im mexikanischen Exil bei Anna Seghers. Rodi arbeitete zwar fleissig, ob als Setzer und Drucker, als Agitator und politischer Publizist, oder ab 1942 als Professor an der Arbeiteruniversität, später auch an der Nationaluniversität von Mexiko – immer im Dienst seiner politischen Ideen. Doch er arbeitete meist ohne finanziellen Ertrag und blieb auf das angewiesen, was seine Frau an Unterstützung von aussen beschaffte oder mit ihrer publizistischen Arbeit erwirtschaftete. Rodi führte, wenn auch im Dienst der guten Sache, letztlich eine parasitäre Existenz.

Erst ab Anfang 1943 kam Anna Seghers in den Genuss der Einkünfte aus ihrem Erfolgsroman *Das siebte Kreuz*. Der Vertrag über die Filmrechte vom Juni 1943 brachte ihr zusätzlich insgesamt 75'000 Dollar ein, auch wenn die Honorare aus den USA durch den streng regulierten Geldtransfer ins Ausland zunächst blockiert waren. Unter den Schriftstellerkollegen im Exil war sie die Einzige, die einen solch durchschlagenden, auch materiellen Erfolg hatte. Dies rief in der ‚Emigrantenfamilie‘ viel Neid hervor.

Allerdings konnte die Autorin die neue, finanziell entspannte Lebenssituation kaum geniessen, denn am 24. Juni 1943, auf dem Höhepunkt ihres literarischen Erfolgs, erlitt sie einen Unfall mit weitreichenden Folgen. Seghers wurde beim Überqueren des breiten Paseo de la Reforma bei Dunkelheit und Regen von einem Auto angefahren. Der Fahrer flüchtete, was dem damals in Mexiko üblichen Verkehrsverhalten entsprach. Seghers blieb mit schweren Kopfverletzungen bewusstlos liegen. Der sie behan-

delnde Facharzt setzte – höchst umsichtig – auf konservative Behandlung und rettete ihr, die vier Tage ohne Bewusstsein blieb, so möglicherweise die geistige Gesundheit. Seghers hatte noch monatelang mit Gedächtnisverlust zu kämpfen, einer Amnesie, von der sie sich nur sehr langsam befreien konnte. Erst ab Jahresende 1943 begann sie allmählich wieder zu schreiben und zwar die einzige autobiografisch gefärbte Geschichte ihres Œuvre, die Erzählung *Der Ausflug der toten Mädchen*. Sie verbindet darin die Erinnerungen an die eigene Kindheit in einer raffinierten Mischung der Zeitebenen mit den Schicksalen der Mädchen in der NS-Zeit.

Auch wenn Anna Seghers noch vierzig Jahre «ein langes, produktives Leben» lebte, die Langzeitfolgen ihres Unfalls beeinträchtigten ihre ganze Existenz.³²² Möglicherweise war die hohe psychische Belastung ausschlaggebend für die Unachtsamkeit beim Überqueren des gefährlichen Paseo, die Nachwirkungen von Flucht, Heimatverlust, die Last der Existenzsicherung und vor allem die Sorge um das Schicksal ihrer Mutter. Denn diese war allein in Mainz zurückgeblieben und bereits im März 1942 ins KZ Piaski bei Lublin deportiert worden; die einzige Tochter hatte ihr nicht mehr zur Flucht verhelfen können.

Auffällig ist, dass das zentrale literarische Motiv, das alle Arbeiten Seghers' aus dieser Zeit durchzieht, der Tod ist. «Schwankende Schatten/unzähligen Todes/trag ich dir zu.» Diese Gedichtzeilen von Johannes Bobrowski macht Seghers' Biografin Christiane Zehl Romero zum Motto für die Heimkehr der Schriftstellerin nach Deutschland.³²³ Es ist, als ob sich diese Schatten, die die kommenden Jahre ihres Lebens und Schreibens verdunkeln, schon in den Werken des mexikanischen Exils angekündigt hätten.

Vorerst aber lag die Rückkehr nach Europa noch in weiter Ferne. Sie verzögerte sich durch zwei voneinander unabhängige Entwicklungen – die eine politisch, die andere privat. Mit Kriegsende fiel die internationale Anti-Hitler-Koalition auseinander.

Unter diesen Umständen war eine Heimkehr schwierig. Als noch problematischer aber erwiesen sich in dieser neuen Situation die privaten Verhältnisse. Rodi, der Internationalist und Kosmopolit, wollte nicht zurück nach Deutschland. Er war in Mexiko als Universitätsprofessor gut etabliert und erfolgreich mit seiner politischen und beruflichen Arbeit. Ausserdem war er inzwischen eine Beziehung zu einer anderen Frau eingegangen, zu einer Mitarbeiterin, der Amerikanerin Lena Jaeck. Unklar ist, ob Anna Seghers zum Zeitpunkt der geplanten Rückkehr, Anfang 1946, von dieser Beziehung wusste oder erst 1952 davon erfuhr, als Rodi schliesslich mit seiner neuen Partnerin nach Ostberlin kam und dort Professor an der Humboldt-Universität wurde.

Jedenfalls kehrte Anna Seghers, die seit 1946 mexikanische Staatsbürgerin war, im Januar 1947 allein aus dem Exil zurück. Ihr Wunsch, zunächst einmal nach Frankreich heimzukehren, erfüllte sich nicht. Sie erhielt kein Visum. Rodi begleitete seine Frau bis New York, von wo aus sie sich nach Schweden einschiffte. Noch Jahre danach ging sie davon aus, dass die Trennung von ihrem Mann nur vorübergehend sein würde. Sie verschloss sich – wie so oft in ihrem Leben – den Tatsachen. Fünf Jahre lang wartete sie vergeblich auf Rodi. Als er schliesslich kam, kam er mit der Geliebten. Und Seghers sorgte – nach seinem Tod – auch noch für deren Unterhalt.

Wer schreibt, handelt. Anna Seghers' Exilwerk

Anna Seghers' literarisches Werk entstand, wie bereits erwähnt, zum grössten und gewichtigsten Teil im Exil, unter schwierigsten äusseren Arbeitsbedingungen. Während der Zeit in Frankreich schrieb und veröffentlichte sie unter anderem die Romane *Der Kopflohn* und *Die Rettung* und begann mit der Arbeit an *Das siebte Kreuz*. Im mexikanischen Exil entstanden der grosse Roman *Transit*, erschienen 1944 bei Little/Brown in Boston auf

Englisch und 1948 in deutscher Sprache bei Weller in Konstanz, sowie der Band *Der Ausflug der toten Mädchen und andere Erzählungen*, der 1946 im Exilverlag Aurora in New York publiziert wurde. Der Roman *Die Toten bleiben jung*, eine Epochenchronik des deutschen Faschismus zwischen 1918 und 1945, schliesst Seghers' Exilwerk ab. Sie begann die Arbeit daran 1943 in Mexiko und beendete sie 1947, nach der Rückkehr nach Berlin. Das Buch erschien – ungewöhnlich für die sozialistische Exilliteratur und vergleichbar nur mit Brechts Werk – 1949 in einem ost- und in einem westdeutschen Verlag, bei Aufbau, dem bedeutendsten Literaturverlag der DDR, und bei Suhrkamp, damals beide in Berlin ansässig. Ausserdem veröffentlichte Seghers im Exil eine Fülle von operativen Arbeiten: Aufsätze, Zeitschriftenartikel und Essays, Drehbücher und Hörspiele, experimentelle Formen wie die Dokumentencollage und die reportagehafte Novelle. Vier Arbeiten beschäftigen sich ausdrücklich mit der Situation von Frauen im Exil: der Dokumentarbericht *Frauen und Kinder in der Emigration*, der wahrscheinlich bald nach 1933 entstand, das Hörspiel *Der Prozess der Jeanne d'Arc zu Rouen 1431* von 1937 sowie die Erzählungen *Der sogenannte Rendel* (1940) und *Der Ausflug der toten Mädchen* (1946).

Diese Vielfalt der Genres, das Publizieren für den englisch- und den deutschsprachigen Markt, die durch die Exilsituation aufgezungenen Verlagswechsel – all das spiegelt die Diskontinuität und die Brüche, unter denen Seghers zu schreiben gezwungen war. Als Gegengewicht schuf sie sich innere Kontinuitäten. Ihr Schreiben wird – unter dem Motto «Wer schreibt, handelt»³²⁴ – getragen von der Idee einer vielfältigen, antifaschistischen Literatur – in Formen, Stil und Themen. Seghers' Prosa erzählt nahezu ausschliesslich vom antifaschistischen Kampf. Ob in dem kritischen Heimatroman *Der Kopflohn*, der die Enttäuschung über die Entwicklung in Deutschland am Anfang der NS-Diktatur reflektiert, oder in *Der Weg durch den Februar*, dessen Thema der kämpferische Widerstand der österreichischen Arbeiter beim Fe-

bruarufstand in Wien ist, ob in *Die Rettung*, wo ein Bergwerk zum archetypischen Schauplatz der Not und der politischen Bewährung wird, oder in *Das siebte Kreuz* und *Transit*, von denen noch zu sprechen sein wird.

In den Dienst dieser politischen Überzeugung stellte Seghers ihr Werk. Die historische Situation, die die Auswirkungen von Politik im Privaten für jeden unmittelbar spürbar machte, unterstützte dieses literaturtheoretische Konzept. Und je mehr sich die Realität politisierte, desto mehr lotete die Autorin – als Gegengewicht – die poetischen und mythischen Dimensionen ihres Schreibens aus. Das zeigen beispielhaft Inhalt und Publikationsgeschichte ihres wohl bekanntesten Werks, *Das siebte Kreuz*. Es handelt von der Flucht des kommunistischen KZ-Häftlings Georg Heisler und seinem Weg ins Exil. Das siebte Kreuz, an dem er, wie seine Genossen, hingerichtet werden soll, bleibt leer und wird so zum Symbol für den Erfolg des politischen Widerstands.

Das Buch entstand ab 1938, unter schwierigsten äusseren Bedingungen, andauernden politischen Katastrophen und innerkommunistischen Verwicklungen um den Verlag Editions du 10. Mai, der es ursprünglich veröffentlichen sollte. Die Autorin war zu dieser Zeit höchst verunsichert durch die politische Haltung Moskaus am Ende des Spanischen Bürgerkriegs und bei Abschluss des Hitler-Stalin-Pakts. Sie fürchtete, die Unterstützung aus Moskau zu verlieren, auf die sie in ihrer prekären Lebens- und Schreibsituation auf der Flucht aus Frankreich angewiesen war. Der Fortsetzungsabdruck des Romans in der kommunistisch orientierten und finanzierten Zeitschrift *Internationale Literatur* wurde in der Tat abgebrochen. Auch mit der Buchveröffentlichung war nicht mehr zu rechnen. Die Krise wurde existenziell. Seghers sah, wie ihre Briefe an Wieland Herzfelde zeigen, ihre schriftstellerische Zukunft infrage gestellt.

Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht abzusehen, dass das bei

der Partei in Ugnade gefallene Buch zwei Jahre später in den USA zum Bestseller avancieren würde. Denn der Roman profitierte von der politischen Entwicklung. Die amerikanische Öffentlichkeit war, seit die USA im Dezember 1941 in den Krieg eingetreten waren, empfänglich für Seghers' Botschaft. Immerhin liess sich die erfolgreiche Flucht eines einzelnen Widerstandskämpfers aus den Fängen der Nazis auch als Sieg des internationalen Humanismus deuten. Und so machte der Book-of-the-Month-Club *Das siebte Kreuz* im Oktober 1942 zum ‚Buch des Monats‘, was einer Absatzgarantie gleichkam. Die Autorin war, als der Erfolg einsetzte, fernab in Mexiko vom Zentrum des Geschehens abgeschnitten.

Dass das Buch zur rechten Zeit am rechten Ort vorlag, war massgeblich dem New Yorker Literaturagenten Maxim Lieber zu verdanken, an den die Autorin von F. C. Weiskopf vermittelt worden war. Lieber leistete ihr, die als Unbekannte auf dem amerikanischen Buchmarkt ohne Agenten chancenlos gewesen wäre, gute Dienste, was Seghers jedoch nicht recht anerkannte. Sie dürfte mit dem damals in Europa noch wenig bekannten Metier der Literaturagenten wohl nicht vertraut gewesen sein und – von ihrer Grundeinstellung her – wohl auch höchst skeptisch eingestellt gegenüber einem professionellen, profitorientierten Vermittler. Zumal in einer Situation, in der sie selbst vom finanziellen Ertrag, auf den sie so dringend angewiesen gewesen wäre, noch gänzlich ausgeschlossen blieb. Die Überlebenskämpfe des Exils hatten die Autorin selbstbewusst, aber auch hart gemacht. Sie forderte von Lieber, den sie persönlich gar nicht kannte, selbstverständlich ein, was sie selbst unter ihresgleichen ebenso selbstverständlich zu geben bereit war: verantwortliches Handeln, Solidarität und Hilfe. Dazu passte die aus ihrer Sicht egoistische Position des kapitalistischen Agenten nicht:

«Du wärst überrascht, wenn Du meine Briefe lesen könntest, die von Lieber und die vom Verlag und sehen würdest, wie wenig ich selbst weiss», schrieb sie an F. C. Weiskopf. «Wie Du arbeite

ich von morgens bis abends, wie Du kenne ich den Wert meiner Arbeit und meiner Fähigkeiten. Ich arbeite mit Leidenschaft, für mich und für die anderen. Ich lasse mich weder durch Erfolg verrückt machen, genau so wie die dunkle Nacht um mich herum mich nicht hat verrückt machen können. Aber es ist die natürlichste Sache von der Welt, dass ich meine Interessen bei meinem Agenten und bei meinem Verlag wahrnehme, ich wäre dumm, wenn ich es nicht täte – und ausserdem wäre ich unverantwortlich gegenüber denen, die mir helfen und denen ich viel verdanke. Ich kenne Lieber nicht (...) Und, mein Guter, um die Wahrheit zu sagen, ich war kein Zeitverlust für ihn!»³²⁵

Doch Seghers erwies sich als lernfähig. Sie fing an, die Usancen des amerikanischen Buchmarkts für sich zu nutzen. Als sich mit dem bevorstehenden Kriegsende die Möglichkeit zur Rückkehr nach Europa abzeichnete, begann sie, ihren Erfolgsroman exzessiv zu vermarkten: zusätzlich zum englischsprachigen nun auch auf dem ihr wieder zugänglichen deutschsprachigen Markt und mit Lizenzen für Übersetzungen ins Spanische, Portugiesische, Schwedische, Bulgarische, Französische, Norwegische, Dänische und Italienische.

Relativ wenig Resonanz fand Seghers' nächster Roman, *Transit*, der später zum Synonym für den Zustand Exil schlechthin wurde. Auch dieses Buch, das 1942 abgeschlossen war, geriet in Konflikt mit der reinen Lehre. Der kommunistisch orientierte Exilverlag El libro libre in Mexiko lehnte die Veröffentlichung aus ideologischen Gründen ab. Die erste deutsche Ausgabe erschien erst 1947 als Fortsetzungsdruck der *Berliner Zeitung* und als Buch 1948 in Konstanz bei Curt Weller & Co. So geriet Seghers auch in Deutschland zwischen die Fronten des Kalten Krieges.

Transit spielt in der Exilgegenwart des Sommers 1940. Hauptschauplatz ist Marseille, der grösste Hafen im unbesetzten Teil Frankreichs, damals Treffpunkt Tausender von Emigranten auf

der Flucht vor den deutschen Invasoren. Der Protagonist, ein junger deutscher Kommunist mit falschen Papieren und unsicherer Identität, der unter dem falschen Namen Seidler reist, ist aus einem der französischen Internierungslager geflohen. Wie Abertausend andere Emigranten versucht er, die nötigen Papiere für die Schiffspassage nach Übersee zu bekommen und ist dabei dem zermürbenden Papierkrieg mit den Behörden um Aufenthaltsgenehmigungen, Bürgschaften, Aus- und Einreisedokumente, besonders aber um einen Schiffsplatz und das begehrte Transitvisum ausgesetzt.

In einem Hafencafé begegnet er Marie, der Frau des Schriftstellers Weidel, die auf der Suche nach ihrem Mann ist. Sie weiss nicht, dass er in Paris Selbstmord begangen hat und dass Seidler den literarischen Nachlass ihres Mannes und – den Behörden gegenüber – auch seine Identität übernommen hat. Von der Rettung dieses Nachlasses, der Überlebensgeschichte des fragmentarischen Manuskripts eines ‚untoten‘, verborgenen, vergeblich gesuchten Autors handelt der Roman. Auch Seidler, der sich spontan in Marie verliebt, lässt sie über das Schicksal ihres Mannes im Ungewissen. Marie schiffte sich schliesslich nach den USA ein, in dem sicheren Glauben, ihren Mann dort wiederzufinden. Das Schiff, mit dem sie ihren falschen Hoffnungen nachreist, die Montreal, aber geht unter. So wird Marie zur Chiffre für den transitorischen Zustand des Exils, für gefährdete Existenz und Entfremdung. Das macht diese, ihrer Anlage nach eher konventionelle Frauenfigur so attraktiv für den seinerseits durch Flucht und Emigration seiner Identität beraubten Protagonisten. Doch er trennt sein Schicksal von ihr. Seidler gibt sein heissbegehrtes Schiffsticket zurück und bleibt. Er beendet den Transitzustand seiner eigenen Existenz, taucht in einem geerdeten bäuerlichen Leben im ländlichen Südfrankreich unter, geschützt von der Gemeinschaft der französischen Genossen, mit einer neuen politischen Aufgabe in der Resistance.

Das Buch wurde in Deutschland nur zögerlich und verspätet

zur Kenntnis genommen. Im offiziellen Literaturdiskurs der DDR wurde es – seiner latent kommunismuskritischen Botschaft wegen – ‚vergessen‘ und verschwiegen; im Westen dagegen gerade deshalb hochgelobt – auch aus dem Wunsch heraus, die Autorin der westdeutschen Literaturtradition einzuverleiben. So entging *Transit* den rhetorischen Verbrennungsritualen, denen Seghers' Werk während des Kalten Krieges im Westen ausgesetzt war. Heute gilt *Transit* als einer der wichtigsten Romane der Exilliteratur. Mit ihm schrieb sich Anna Seghers endgültig in die Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts ein.

Ich leer' mein schweres Herz euch aus. Schriftstellerinnen im Internierungslager Gurs

Gurs in den Pyrenäen, einst ein mondäner Ferienort, war während des Zweiten Weltkriegs zum grössten Internierungslager Frankreichs geworden. Hierher wurden ab Mai 1940 auch rund 12'000 Frauen deutscher Herkunft ohne französischen Pass gebracht: vorwiegend solche, die als ‚feindliche Ausländerinnen‘ galten, sowie jüdische Flüchtlinge unter 55 Jahren und Prostituierte. Die meisten von ihnen kamen aus den Pariser Internierungscamps und waren in Gurs nur vorübergehend stationiert.³²⁶ Zwischen Mai 1940 und November 1943 war Gurs ein spezielles Frauenlager. Hier waren – ausser den Partnerinnen bedeutender Intellektueller und Schriftsteller – auch viele Autorinnen inhaftiert: unter anderem die Pazifistin Adrienne Thomas, die Theaterautorin Thea Sternheim, die Publizistin Käthe Hirsch, die Journalistin Gertrud Isolani, die politisch engagierte Lehrerin Hanna Schramm, die Philosophin Hannah Arendt, die Verlegerin Helen Wolff und die Widerstandskämpferin Lisa Fittko.

Gurs wurde bekannt für seine eigenständige, von den Häftlingen selbst entwickelte Lagerkultur mit Konzerten, Theateraufführungen, Revuen, Lesungen, Sprachkursen und vielen anderen Veranstaltungen in einem breit angelegten Spektrum zwischen Fortbildung, Unterhaltung und Zeitkritik. Das offizielle Kulturle-

ben begann allerdings erst mit dem Einzug der männlichen politischen Häftlinge im Oktober 1941. Frauen wirkten daran eher passiv mit, übernahmen Rollen als Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Sängerinnen und Musikerinnen, entwickelten jedoch keine programmatischen Initiativen. Eine Ausnahme bildete Betty Stern, die in den Zwanzigerjahren in Berlin als Literaturagentin und literarische Salonière aktiv gewesen war. Sie organisierte in Gurs ein Literaturprogramm.

Die Häftlinge verstanden ihre Lagerkultur als Akt des produktiven Widerstands und als Lichtblick im trostlosen Alltag. Die Veranstaltungen hoben das Gefühl der Isolation, der Ohnmacht und der Verlassenheit zumindest für kurze Zeit auf.

Und es waren Frauen, die Gurs – über dieses Kulturprogramm hinaus – zum literarischen Ort machten. Das Lager wurde zum Entstehungs- und zugleich zum Handlungsort höchst unterschiedlicher Texte über das alles beherrschende Thema: das Lagerleben. «Ich leer’ mein schweres Herz euch aus», lautet eine Zeile aus dem Gedicht einer unbekanntenen Lagerinsassin. Es könnte als Motto für das Schreiben in Gurs gelten.³²⁷

In der Pyrenäenhölle

Schon vor Beginn des Zweiten Weltkriegs hatte sich die Situation der jüdischen Flüchtlinge und der Nazigegner, die nach 1933 in Frankreich Zuflucht gesucht hatten, radikal verschlechtert. Nach der Kriegserklärung begann die französische Regierung mit der systematischen Internierung aller männlichen ‚Deutschstämmigen‘, ab 1940 auch von Frauen. Gleichzeitig verschärfte sich die jüdenfeindliche Politik des Deutschen Reichs weiter. Den bisherigen Massnahmen wie Enteignung, Vertreibung und systematische Inhaftierung in Lagern folgte ab 1941 die physische Vernichtung. Schon 1940 wurden 6‘504 als Juden registrierte Deutsche aus der Pfalz und aus Baden deportiert – nicht nach Osten, sondern nach Frankreich – ins grösste Lager der Vichy-Zeit, nach Gurs.

Im August 1942 begannen von hier die Deportationen in die osteuropäischen Konzentrationslager. Von den 76'000 Menschen, die aus Frankreich nach Auschwitz und Sobibor deportiert wurden, kamen 3'907 aus Gurs.

Die französischen Lager der Vichy-Zeit waren keine Konzentrationslager mit dem Charakter von Arbeits- und Vernichtungslagern wie Buchenwald und Auschwitz. Dennoch wurden sie von den dorthin Deportierten als existenziell bedrohlich erlebt, als «Purgatorium», «Hauptquartier des Elends» und «Pyrenäenhölle».³²⁸ Hier starben mehr als 3'000 Menschen; allein in Gurs bis zu 15 Häftlinge täglich.

Die Kriterien für die Internierung in Gurs waren vage, allerdings waren alle Betroffenen deutscher Abstammung. Jeder und jede Deutsche war potenziell ‚suspekt‘ und konnte ohne Abstammungsnachweis inhaftiert werden. Auch der Status des anerkannten politischen Flüchtlings schützte nicht vor dem Verdacht, mit Hitler-Deutschland zu paktieren; ja, die grosse Masse der Internierten bestand aus solchen.

Das Lager Gurs entstand im April 1939 auf einem Hochplateau nahe der spanischen Grenze unweit des Wallfahrtsortes Lourdes. Ursprünglich war es als vorübergehende Auffangstation für die entwaffneten Spanienkämpfer gedacht, weshalb die Unterkünfte hier besonders primitiv waren und kaum vor Nässe, Wind und Kälte schützten.³²⁹ Auf einer Fläche von vierundzwanzig Hektar reihten sich 382 Baracken aneinander, geteilt durch eine zwei Kilometer lange Strasse. Im Mai 1939 zählte das Lager 18'985 Insassen, hatte also die Grösse einer Kleinstadt. Insgesamt waren in Gurs 61'000 Menschen interniert, darunter rund 20'000 Deutsche.

Unter den französischen Lagern nahm Gurs eine Sonderstellung ein, die jedoch schwer zu definieren ist. Es galt zwar als härter als die ‚normalen‘ Lager, wurde aber milder eingestuft als beispielsweise Le Vernet, in das ab Mai 1940 die ‚indésiderables‘ überstellt wurden. Im Mai 1940 beherbergte Gurs nur noch rund 1'000 der ehemals 19'000 Insassen, so war genug Platz für die ca.

12'000 Frauen, die jetzt dorthin überführt wurden. Sie kamen mit der Hoffnung auf baldige Entlassung. Der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Deutschland im Juni 1940 gab vielen von ihnen kurzzeitig Gelegenheit, zu entkommen, bevor die deutschen Sicherheitsdienste Gurs erreichten. Unter denen, die jetzt fliehen konnten, waren Hannah Arendt, Lisa Fittko, Marta Feuchtwanger, Friedel Kantorowicz, Toni Kesten, Anja Pfempfert und Helen Wolff. Andere blieben, weil ihnen zur Flucht die Mittel fehlten oder sie gefasst und wieder zurückgebracht wurden. 700 nichtjüdische Frauen entschlossen sich – auf Aufforderung der französischen Behörden – zur Reise ‚heim ins Reich‘.

Die verschiedenen Flüchtlings-Hilfskomitees bemühten sich, die Lage der Häftlinge zu verbessern und Entlassungen zu erreichen. Doch ihre Repräsentanten wurden nur willkürlich, nach Gutdünken der Lagerleitung, vorgelassen und konnten sich vor Ort kein realistisches Bild von den Zuständen verschaffen. Umfassende und effiziente Hilfe leisteten die Am-Guild und ihr Generalsekretär Hubertus Prinz zu Löwenstein. Er erreichte die Freilassung von mehr als einem Dutzend Internierter, vorzugsweise Intellektueller, Schriftsteller und Journalisten, sowie einzelner Parteipolitiker. Namhafte Frauen waren, soweit bekannt, nicht darunter.

Im November 1943 wurde das Lager, nachdem es von einer französischen Widerstandsgruppe überfallen worden war, vorübergehend aufgelöst, im Frühjahr 1944 aber wieder eröffnet. Im Juni darauf, als die Alliierten immer näher rückten, verliessen alle Insassen, Internierte wie Wachpersonal, das Lager panikartig. Im Januar 1946 wurde es endgültig aufgelöst.

Die Situation der Frauen

«Es war an einem warmen Juniabend des Jahres 1940, als wir in Oloron ankamen. Über das Ziel unserer Reise hatte man uns im Unklaren gelassen, und so war unsere Gruppe von vierzig Frauen,

bewacht von Gendarmen, drei Tage und Nächte durch Frankreich gefahren, auf vielen Bahnhöfen ausgestiegen, hatte gewartet, nicht wissend, ob diesmal das Ziel der Reise erreicht sei, wurde wieder weiterverfrachtet in rüttelnde Bummelzüge, die dann stundenlang auf irgendwelchen kleinen Stationen standen, hin- und herrangierten, um sich dann plötzlich, wenn man schon jede Hoffnung aufgegeben hatte, doch wieder in Bewegung zu setzen. (...)

Wir waren ‚feindliche Ausländern geworden, wenn nicht ‚fünfte Kolonne‘, und da sassen wir nun mit verkehrtem Vorzeichen und sahen ohnmächtig zu, wie Frankreich Hitler zur Beute fiel.

Frankreich wollte uns nicht. (...)

Wir landeten in Baracke 27, ganz am Aussenrand des Hots, konstatierte ich aufatmend, Blick auf die Landstrasse und freies Feld, doch dazwischen Stacheldraht und Posten. Sechzig Frauen in der Baracke. Die Baracken waren etwa 25 Meter lang und 5 Meter breit. Ihr mit alter Dachpappe gedecktes Satteldach ruhte an den Seiten auf etwa einen Meter hohen Lattenwänden. (...)

Links dreissig Strohsäcke, rechts dreissig Strohsäcke, keine Decken, kein Tisch, kein Stuhl, keine Bank, kein Nagel, kein Geschirr. (...)

Todmüde installierten wir uns auf unseren Strohsäcken, teilten, was wir an Mänteln und Decken mitgebracht hatten und waren froh, uns endlich ausstrecken zu können.»³³⁰

So beschreibt die aus politischen Gründen emigrierte Lehrerin Hanna Schramm ihre Ankunft in Gurs. Frauen machten dort eine neue Erfahrung mit der französischen Internierungspolitik. Sie erlebten es als Schock, in Frankreich, ihrer aller Freiheitsziel und -ideal, plötzlich als ‚feindliche Ausländerinnen‘ behandelt zu werden. Sie gerieten ins Chaos der Zeit des ‚debacle‘, zogen, getrennt von ihren Partnern, beim verzweifelten Versuch, Europa zu verlassen, auf Irrfahrten durch das Land und sahen sich Lagererfahrungen ausgesetzt, die auf diese Art und Weise nur Frauen machen

konnten. Zum einen die der Verantwortung und Last, im Lager mit Kindern leben zu müssen – denn Kinder wurden grundsätzlich in Frauenbaracken untergebracht –, zum anderen die Erfahrung, jegliche Intimsphäre zu verlieren und als Staatenlose unter Prostitutionsverdacht zu geraten; vor allem aber die der Demütigung, sich selbst prostituieren zu müssen, um an die notwendigen Lebensmittel und Entlassungspapiere zu kommen.³³¹

Des Weiteren litten Frauen besonders unter den katastrophalen hygienischen Verhältnissen und der Schwierigkeit, unter diesen Lebensbedingungen die ‚äussere Form‘ nicht mehr wahren zu können, die für ihr Selbstwertgefühl unverzichtbar war: ihr Aussehen und der Schutz ihrer Intimsphäre. Der Wunsch, sich und den eigenen Körper zu schützen, machte sich in oft zwanghafter Körper- und Schönheitspflege bemerkbar.

«Waschen wollte man sich gern. Aber wie sollte man das an der offenen Wascheinrichtung, die frei vor aller Blicken lag, auch nur halbwegs gründlich bewerkstelligen? In kleinen Gruppen zogen wir hin. An jedem der acht Wasserhähne stand eine Schlange von sechs bis acht Personen. Also anstellen.

Die halbwegs präsentablen Busen hatten keine falsche Scham, entblössten sich frank und frei und scheuerten sich zunächst bis zur Taille, und dann kam der Rest. Die Garden genossen das Schauspiel von Weitem (...). Das Wasser lief in der Regel von 6 bis 9 Uhr morgens, dann von 12 bis 15 und von 18 bis 21 Uhr, denn der Wasserturm am Ende des Lagers war auf einen grösseren Wasserverbrauch nicht eingerichtet. Während dieser Zeit sollten über tausend Frauen sich selbst, ihre Wäsche und ihr Geschirr waschen, und die Baracke musste auch mal geputzt werden. Es war ein Problem. (...)

Noch problematischer waren die Latrinen. An den beiden Aussenseiten des Hots stand je eine, eine Art Pfahlbau, die ‚Hochburg‘. Sechs Stufen führten zu einem Laufsteg, an dem acht bis zur halben Höhe abgedeckte Aborte lagen, die weiss Gott nicht zum Verweilen einluden. In jedem war ein Loch im Boden, dar-

unter eine Tonne. Keine Türen, man stand oder hockte dort, allen Winden, allen Blicken preisgegeben. Anfangs bat man seine Nachbarin, ‚sich eben mal vorzustellen‘; später gewöhnte man sich einigermassen an diese öffentliche Einrichtung, aber sie blieb in technischer wie in psychischer Beziehung peinlich.»³³²

In Frauengemeinschaften versuchten die Häftlinge, einander zu helfen. Zu einer solchen Gemeinschaft fanden sich etwa Adrienne Thomas mit Elsbeth Weichmann, Toni Kesten, der Frau des Schriftstellers Hermann Kesten, und Valerie Schwarzschild, der Frau des Exilpublizisten Leopold Schwarzschild, zusammen.

Einige der in Gurs inhaftierten Autorinnen haben die leidvollen Erfahrungen in dieser rein weiblichen Schicksalsgemeinschaft zur Grundlage ihrer Tatsachenberichte und autobiografisch gefärbten Romane gemacht: Hanna Schramm mit *Menschen in Gurs*, Lisa Fittko mit *Mein Weg über die Pyrenäen*, Gertrud Isolani mit *Stadt ohne Männer* und Adrienne Thomas mit *Fahren Sie ab, Mademoiselle!*

Stadt ohne Männer. Schreiben in Gurs

In Gurs zu schreiben, hiess, zu schreiben ohne jegliche Resonanz.³³³ Die Frauen, die hier schrieben, taten das nicht einmal für die Schublade, denn es gab auch nicht den letzten Rest eines geschützten Raumes. Zum Schreiben fehlten in der Enge des Barackenlebens die elementarsten Voraussetzungen. Der Alltag war bestimmt von Schmutz, Lärm, Kälte, Dunkelheit, Hunger, Streit und Krankheit. Es gab keine Möglichkeit, sich zurückzuziehen, keinen Tisch oder Stuhl, wo die Schreiberinnen sich hätten niederlassen können. Schreiben konnte man nur heimlich und es war gefährlich, vom Wachpersonal dabei ertappt zu werden. Es gab somit kaum Hoffnung, die Schrecken des Lagers für die Nachwelt festzuhalten, denn auch beschriebenes Papier wurde zum Ballast, der eine Flucht erschwerte.

Als sich Adrienne Thomas im Sommer 1940 die Chance bot, aus dem Lager zu entkommen, war sie bereit, dafür das Manuskript ihres noch unfertigen Romans *Fahren Sie ab, Mademoiselle!* zu verbrennen. Eine Lagernachbarin hinderte sie daran.³³⁴ So wurde Thomas' Manuskript gerettet; sie deponierte es in Frankreich bei einem Freund, der es ihr ein Jahr nach ihrer glücklichen Ankunft in New York wieder zuschickte. 1944 erschien der Roman bei Allert de Lange und wurde zum Erfolg.

Das Bedürfnis, sich während der Lagerzeit schriftlich zu artikulieren und literarisch produktiv zu werden, war trotz all dieser Hindernisse gross. Viele Internierte fanden darin eine Möglichkeit, mit Gleichgesinnten zu kommunizieren, sich durch die literarische Verarbeitung zu besinnen und Erleichterung zu finden.

«Dass ich überhaupt noch an die Schriftstellerei denken konnte, war ein Wunder, ein seltenes Glück», schreibt Gertrud Isolani. «Jedes Erlebnis musste ich sofort niederschreiben, aus mir herausschleudern, (...). Ich begann schon in den ersten Stunden, abends in der dunklen Baracke, wenn wir die Kerzen löschen mussten, (...) meine Erlebnisse und Beobachtungen hineinzukritzeln und mich von allem, was ich sah und hörte, seelisch zu befreien.»³³⁵

Dieser aus der konkreten Lebenssituation abgeleiteten Motivation entsprach der literarische Ertrag. Er bestand überwiegend aus Gelegenheitsgedichten, Briefen und Tagebüchern. Nur in Ausnahmefällen fanden die Autorinnen zu grösseren literarischen Formen wie der erzählenden Prosa.

Die einfachste und unmittelbarste Art, gegen die Demütigungen der Lagerexistenz und den dort drohenden Verlust der Individualität anzuschreiben, war der Brief. Durch Briefe versuchten die Häftlinge, die Verbindung zur Aussenwelt aufrechtzuerhalten, auch wenn die Kontaktmöglichkeiten sehr fragil geworden waren. In Gurs wurden täglich Tausende von Briefen geschrieben, verschickt und empfangen. Auch innerhalb des Lagers verständigte man sich illegal über Briefe, durch die sogenannte ‚Ilot-Post‘.

Grösstes Hindernis dieser Kommunikationsform war die Briefzensur, ein höchst wirksames Überwachungsinstrument. Sie wurde verschärft, als Exilzeitungen und -Zeitschriften wie *Aufbau* und *Israelitisches Wochenblatt* über die Deportationen in die ost-europäischen Vernichtungslager zu berichten begannen, aufgrund von Informationen, die nur aus dem Lager selbst kommen konnten. Frauen beschrieben in ihren Briefen meist den Lageralltag, Kritik an den Zuständen kam überwiegend von Männern.³³⁶

Aus der Briefflut gerettet und zum Grossteil auch veröffentlicht sind über 300 Briefe von Maria Krehbiel-Darmstädter, einer als junge Frau zum Protestantismus konvertierten Jüdin und Anthroposophin. Sie wurde als 48-Jährige von Mannheim nach Gurs deportiert und schrieb im Lager und unmittelbar danach an Freunde und Bekannte in Deutschland, in der Schweiz und in den USA.³³⁷ Mit der zunehmenden existenziellen Bedrohung verschärfte sich der Konflikt zwischen dem anthroposophisch-protestantischen Weltbild der Briefschreiberin und den Erfahrungen, denen sie sich im Lager ausgesetzt sah. Erst nach der Entlassung war sie in der Lage, zu benennen und zu beschreiben, was sie dort wirklich erlebt hatte.

Auch das Schreiben von Tagebüchern war illegal, daher sind nur Zeugnisse von sieben Frauen erhalten. Drei davon stammen von Autorinnen, die schon vorher literarisch aktiv gewesen waren: Thea Sternheim, Adrienne Thomas und Käthe Hirsch.

Die Tagebücher – geschrieben für fiktive, auch nachgeborene Adressaten – wollen durch detaillierte Einblicke in den Lageralltag Zeugnis geben vom Leben in Gurs. Sie ersetzen zudem die so schmerzlich vermisste Kommunikation, den direkten Austausch im Gespräch, motivieren zum Durchhalten und sind den Schreiberinnen Medium der Reflexion.³³⁸

Thea Sternheim (1883-1971), genannt Stoisy, die in zweiter Ehe mit dem Dramatiker Carl Sternheim verheiratet und seit 1927 von ihm geschieden war, hatte in ihrer Jugend von einer Karriere am Theater geträumt, jedoch bald erkennen müssen, dass sie dazu

einfach das falsche Geschlecht hatte: «Wenn ich ein Mann geworden wäre, hätte ich es zu etwas bringen können! Aber so!», schrieb sie schon 1906 an Sternheim.³³⁹ 1932 übersiedelte Thea Sternheim nach Paris und blieb dort auch während des Dritten Reichs. 1940 wurde sie als 57-Jährige in Gurs als ‚feindliche Ausländerin‘ interniert, jedoch schon nach drei Monaten auf Vermittlung von André Gide, mit dem sie befreundet war, entlassen.

Ihr wichtigstes literarisches Vermächtnis sind die Tagebücher, die sie von 1903 bis zu ihrem Tod führte. Unter dem Eindruck der Internierung wandelte sich ihre Bewunderung für Frankreich in tiefe Enttäuschung. Das Lagerleben in Gurs beschrieb sie detailliert; auch seine Tabus, wie die aus der Notsituation geborenen Liaisons zwischen Häftlingen und Personal, zwischen deutschen Frauen und ehemaligen Spanienkämpfern, die berüchtigten ‚Bratkartoffelverhältnisse‘.

«Wir hatten eine ganze Anzahl von werdenden Müttern in den Frauen-Ilots, und das war nicht nur das Werk der Spanier.

Ich hatte mich immer gefragt, wo wohl die Präliminarien stattgefunden haben können, denn in den Frauen-Ilots bestand keine Möglichkeit sich ungestört zurückzuziehen. Ich wandte mich an unsere treue Alice, die mir auf diesem Gebiet nicht ganz unerfahren zu sein schien. ‚Ganz einfach«, sagte sie, ‚draussen unter dem Wasserturm wächst das Gras so hoch, dass einen niemand sehen kann, und in den Männer-Ilots haben sie ein paar mit Decken verhängte Kabinen eingerichtet, und die Mitbewohner sind so rücksichtsvoll, sich im Fall der Fälle eine Weile nach draussen zu verziehen.»

Notgedrungen richtete die französische Verwaltung ein ausserhalb der Hots gelegenes Entbindungsheim ein, das, verglichen mit unseren Baracken, sogar ganz wohnlich war.»³⁴⁰

Am 12. August 1940 wurde Thea Sternheim entlassen:

«Während die Wagen in der noch dunklen Nacht vor der Strafkolonie warten, wasche ich im Gebet meine Seele von allen Gefühlen der Gehässigkeit rein. (...) Tränen. Die ersten, die ich in

Gurs vergiesse. (...) Ein bisschen Vertrauen, ein bisschen Güte – und der Himmel sinkt auf die Erde. Am Bahnhof von Pau kann man – auch das mutet mich wie ein Märchen aus 1001 Nacht an – Kaffee mit Milch trinken, ein Butterbrot essen! (...) den Kopf waschen lassen. Einkauf der notwendigen, so lange entbehrten Toilettenartikel. Ich gebe meine Kleider, denen der Gestank des Konzentrationslagers anhaftet, in die Reinigung, aber ich bin wie jemand, den man auf den Kopf geschlagen hat und der nicht zur Besinnung kommt.»³⁴¹

Die Berliner Publizistin Käthe Hirsch (1892-1984) kam aus intellektuellem jüdischem Milieu. Ihr Vater war Inhaber einer Nachrichtenagentur in Berlin. Käthe hatte in Frankfurt am Main und in Freiburg studiert und 1930 das Kinderbuch *Die Geschichte von Otto* veröffentlicht. Schon 1932 emigrierte sie nach Paris und arbeitete dort in der Leihbibliothek Biblion und zeitweise als Sekretärin von Hannah Arendt. In Gurs war sie insgesamt fast ein- und einhalb Jahre interniert: von Mai bis August 1940 und wieder ab September des gleichen Jahres bis November 1941. In der zweiten Phase schrieb sie ihr Tagebuch.

Hirschs oberstes Ziel war Authentizität. Sie berichtete vor allem vom Lageralltag, von den Kabarettabenden, der Einrichtung der Kulturbaracken in den Frauen-Ilots und den dort stattfindenden Konzerten; von der Geburt eines Kindes, der Ankunft von Briefen, vom Schwarzmarkt und von der Verhaftung eines Arztes, der sich im Lager sehr engagiert hatte. Feingühlig beschreibt Hirsch die Konflikte der Frauen miteinander und die psychischen Deformationen, die sie durch die Haft erlitten: die Selbstmordversuche und Anfälle von Wahnsinn, den Putzzwang und die Hysterie, aber auch die Fürsorglichkeit der Frauen untereinander.

Ende 1941 konnte Käthe Hirsch das Lager gemeinsam mit Hanna Schramm verlassen. Nach Kriegsende lebte sie in Paris und starb dort 1984. Ihr Tagebuch ist bis heute unveröffentlicht.³⁴²

Hungrig bin ich, geh zur Ruh
 Dünne Decke deck mich zu.
 Meine armen, armen Knochen
 Tun mir weh seit vielen Wochen.

Lieber Gott, hör' meinen Schrei,
 Mach mich endlich lagerfrei!
 Amen.³⁴³

Auch die in Gurs entstandenen Gedichte und Lieder sind Gelegenheitsprodukte, wie die oben zitierten Verse aus *Der Baracke Nachtgebet*, einem Gedicht der sonst unbekanntem Autorin und Lagerinsassin Herta Steinhart-Freund, zeigen. Die Literaturkritik nach 1945 wertete Gedichte wie dieses als drittklassige «Goldschnittlyrik»³⁴⁴ ab, als zu traditionell und ästhetisch misslungen – und das nicht ohne Grund, denn der Wert dieser Lagerlyrik liegt wohl jenseits ästhetischer Kriterien. Das Schreiben von Versen war ein Teil der in den Lagern entwickelten Überlebensstrategien und Ausdruck des Widerstands gegen den Ausschluss aus der Kultur und einem normalen Leben.

Ruth Klüger, die selbst eine Kindheit im KZ überlebt hat, schreibt dazu: «Wer nur erlebt, reim- und gedankenlos, ist in Gefahr, den Verstand zu verlieren (...). Ich habe den Verstand nicht verloren, ich habe Reime gemacht.»

Und zur ästhetischen Zuordnung der Lagerlyrik bemerkt sie:

«Es sind Kindergedichte, die in ihrer Regelmässigkeit ein Gegengewicht zum Chaos stiften wollten, ein poetischer und therapeutischer Versuch, diesem sinnlosen und destruktiven Zirkus, in dem wir untergingen, ein sprachlich Ganzes, Gereimtes entgegenzuhalten; also eigentlich das älteste ästhetische Anliegen. Darum mussten sie auch mehrere Strophen haben, zum Zeichen der Beherrschung, der Fähigkeit zu gliedern und zu objektivieren. Ich war leider belesen, hatte den Kopf voll von sechs Jahren Klassik, Romantik und Goldschnittlyrik. Und nun dieser Stoff. Meinem späteren Geschmack wären Fragmentarisches und Unregelmäs-

sigkeiten lieber, als Ausdruck sporadischer Verzweiflung, zum Beispiel. Aber der spätere Geschmack hat es leicht. Jetzt habe ich gut reden.»³⁴⁵

Und so wurde Gurs als literarischer Ort und Lebenszustand in all den lyrischen Formen verarbeitet, die den Insassen bekannt und vertraut waren. Die Vorbilder reichten vom Volkslied über die klassisch-romantische Tradition bis zur Triviallyrik der Jahrhundertwende.

Die breiteste Wirkung aller Lagerliteratur hatten die Romane *Reisen Sie ab, Mademoiselle!* von Adrienne Thomas, erschienen 1944 in Stockholm, und *Stadt ohne Männer* von Gertrud Isolani, 1945 in Basel publiziert.³⁴⁶ Ein dritter Gurs-Roman, Helmuth Linds *Die Beherbergten*, blieb unveröffentlicht.

In den Romanen von Isolani und Thomas stehen Frauen im Mittelpunkt der Handlung. Bei Thomas sind es die junge Wienerin Nicole und ihre Freundin Beate, bei Isolani drei Frauen, die im Internierungslager aufeinandertreffen: Nicole, Carola und Gisèle.

Isolanis Buch entstand ab 1943, nach ihrer Flucht aus dem Lager, auf Grundlage der Aufzeichnungen, die sie während der Internierung gemacht hatte. Sie schmuggelte ihre Notizen aus dem Lager und veröffentlichte sie zunächst als Erfahrungsberichte in Schweizer Zeitungen. Über die nötigen Kontakte verfügte sie, denn Isolani war bis zur Emigration 1933 und auch danach eine erfolgreiche Journalistin gewesen. Sie hatte für die Berliner Pressekonzerne Ullstein, Scherl und Mosse Theaterkritiken und Modeberichte geschrieben und als Autorin und Sprecherin für den Funk gearbeitet. Im Pariser Exil publizierte sie unter anderem im *Neuen Tage-Buch* und im *Pariser Tageblatt*, zu dessen meistgedruckten Autorinnen sie gehörte. Ihre Beiträge erschienen – wie viele von Frauen – im Unterhaltungsteil der Blätter, wozu das Feuilleton und die Frauenbeilage zählten, und befassten sich grossteils mit zeitlosunterhaltsamen Alltagsthemen, die das Bild einer unpolitischen, heilen Welt vermitteln sollten. Erst mit

Kriegsausbruch, als der Schutzraum des Pariser Exils unsicher zu werden begann, politisierten sich Isolanis Beiträge. Nach 1945 lebte sie in der Schweiz, schrieb für verschiedene Zeitungen und publizierte weitere Romane. Sie starb 1988 in der Nähe von Basel.

Im Mittelpunkt von *Stadt ohne Männer* steht das Alltagsleben in Gurs. Die aus der gehobenen Trivalliteratur der Zwanzigerjahre und ihren mondänen Schauplätzen bekannten Liebes-, Ehe- und Familienkonflikte um die drei Protagonistinnen werden, ohne dass sich die Themen wesentlich verändert hätten, ins Internierungslager verlegt. Es geht um den Frauenalltag an sich und nicht um die spezifische Situation der Emigration, Verfolgung und Internierung. Politische Fragen werden nur selten und in trivialisierter Form angesprochen.

Alles dreht sich um das Zwischenmenschliche, um die bekannten ‚Human Stories‘ von Geburt und Tod, Solidarität und Verrat, um die Künstlerabende, die Auseinandersetzungen mit dem Wachpersonal und die Versuche, es, mit welchen Mitteln auch immer, für sich zu gewinnen, um Liebesbeziehungen jeglicher Couleur und die Schwierigkeiten ihrer Realisierung im Lager, um die Sehnsucht nach den Männern und die Angst um sie: Hauptmotiv ist der «Schrei nach dem Manne»³⁴⁷.

Keine der Frauen interessiert sich für Themen, die über Männerbeziehungen, Liebe und Ehe hinausführen. Allen fehlt es an Selbstbewusstsein, auch wenn dieses mit der Lagererfahrung wächst. Im Mittelpunkt stehen die Oberflächenphänomene eines vermeintlich weiblichen Kosmos: Szenen vor dem Spiegel, der Kult um Mode, Schönheit, Lebensstil. Die ehemalige Modejournalistin Isolani greift ihre alten Themen auf und transponiert sie aus der bei Vicki Baum erprobten mondänen Hotelatmosphäre an einen zwar weniger mondänen, aber momentan aktuelleren Ort, die «Pyrenäenhölle» Gurs.

Alle Konflikte werden nach dem Muster trivialer Hollywood-Filme gelöst und haben ein Happy End. Einzige Ausnahme ist die politisch motivierte Widerstandskämpferin Nicole; sie stirbt ei-

Und so wurde *Isolanis* Buch denn auch nicht primär als KZ-Roman gelesen, sondern vielmehr als Trivialstudie des weiblichen Charakters in einer Grenzsituation. Diese besteht jedoch nicht in der politischen Rolle als ‚feindliche Ausländerin, sondern in einem «Dasein ohne Männer».³⁴⁸ Ein solches Leben war für die meisten der im Kaiserreich und der Weimarer Republik sozialisierten Frauen zweifelsohne eine neue Erfahrung. Und die Sorgen und Ängste, die durch die ungewollte Trennung ausgelöst wurden, schufen wohl eine wichtige Verbindung zwischen den Lagerfrauen. Verheiratet zu sein war zudem ein wichtiger Grund für vorzeitige Entlassung.

Als problematisch an *Isolanis* Darstellung gilt nicht, dass sie diesen Ausnahmezustand thematisiert, sondern dass sie ihn trivialisiert. Das Konzentrationslager wird als Basis für die Darstellung eines ‚Frauenstaates‘ mit austauschbaren politischen Bedingungen benutzt. Dass die Autorin das auch selbst so sah, zeigt die Korrespondenz mit dem seit 1939 in den USA lebenden Wiener Schriftsteller Heinrich Eduard Jacob, ebenfalls ein Emigrant. Bei ihm holte sich *Isolani* nach Kriegsende Rat für die internationale Vermarktung ihres Buches. Jacob, der selbst die Internierung in Dachau und Buchenwald überlebte, äusserte unverhohlen seine Zweifel an der inneren Wahrhaftigkeit ihrer Lagerdarstellung. Sein Haupteinwand: Der «soziale Durchschnitt» der hier geschilderten Frauen sei zu hoch.

«Sie werden mich erstaunt unterbrechen, weshalb Ihnen gerade das in Amerika schaden sollte, dem Lande des Dollars, des Snobismus, des Frisiertseins noch im Sarge und der grossen Vicki-Baum-Erfolge. (...) Durch die schiere Auswahl Ihrer an Kunst, Ehebruch, Tanz und Liebe interessierten Heldinnen haben Sie bereits gewählt. Jawohl, die Dinge, die Sie von diesen Frauen erzählen, sind schön und lebhaft, fraulich echt und oft bemerkenswert amüsant – ABER Sie lassen den Leser keinen Augenblick darüber im Zweifel, dass Sie das Verhältnis dieser Frauen zueinander und zu den abwesenden Frauen lieber in einem Pyrenäen-Hotel geschildert hätten als in Gurs.»³⁴⁹

Publiziert wurde *Stadt ohne Männer* 1945 zunächst als Fortsetzungsroman in den *Basler Nachrichten* und unmittelbar darauf als Buch. Es erlebte mehrere Auflagen und wurde in sieben Sprachen übersetzt. Als professionelle Schreiberin bemühte sich Isolani aktiv um Publikation und Marketing und zeigte sich dabei zu weitreichenden inhaltlichen und stilistischen Zugeständnissen bereit. «Einen Erfolg mit einem Lagerroman zu erzielen», schrieb sie an Jacob, «bedeutet etwas ganz Ausserordentliches, denn nichts ist momentan so eisern wie der Widerstand der Verleger und Leser gegen alles, was mit Krieg, Flucht, Lager usw. zusammenhängt.»³⁵⁰

Die positive Resonanz, die ihr Buch fand, war wohl dem für den Zeitgeschmack relativ starken, an Hemingway orientierten Realismus zu verdanken – auch wenn die Autorin selbst die Publikumsreaktion später, 1979, anlässlich einer Neuauflage, als «Sturm der Entrüstung» beschrieb. In den USA wurde *Stadt ohne Männer* übrigens nie publiziert.

Adrienne Thomas (1897-1980), Jüdin aus Elsass-Lothringen, war 1930 mit ihrem ersten Buch *Die Katrin wird Soldat*, einem Antikriegsroman, plötzlich berühmt geworden. Auch ihr Stil orientierte sich an Genre und Kriterien des Unterhaltungsromans à la Vicki Baum. Starke Gefühle und ein hohes Identifikationspotenzial standen auf ihrer Werteskala ganz oben. Dem kam entgegen, dass Thomas' als Tagebuch angelegter Roman eigene Erfahrungen als Krankenschwester im Ersten Weltkrieg zugrunde liegen. Das Buch wurde ein Sensationserfolg; nach Meinung des Journalisten Volker Weidermann allein schon deshalb, weil es «der langen Reihe der Kriegserinnerungen die Stimme einer Frau hinzufügte».³⁵¹ Es erreichte schon im ersten Jahr nach Erscheinen eine Auflage von mindestens 100'000 Exemplaren und wurde in sechzehn Sprachen übersetzt. 1933 wurde es als regimekritische ‚Asphaltliteratur‘ verboten.

Zu diesem Zeitpunkt war die Autorin bereits in die Schweiz emigriert; 1934 zog sie weiter, nach Frankreich, 1935 nach Ös-

terreich und 1938 wieder zurück nach Frankreich. In der Zeit des ‚debaclé‘ meldete sie sich 1940 im Pariser Velodrome d’Hiver freiwillig und wurde von dort nach Gurs deportiert. Mithilfe von Hermann Kesten, dessen Frau Toni mit Thomas interniert war, gelang es ihr, 1940 nach New York zu entkommen.

Dort lebte Adrienne Thomas sieben Jahre, vornehmlich in Emigrantenkreisen. Drei Jahre wohnte sie in Hotels und als Dauergast bei Freunden, bevor sie in einer eigenen kleinen Wohnung im deutschen Viertel Yorkville sesshaft wurde. 1947 kehrte sie, zusammen mit ihrem Mann, dem österreichischen Politiker und Sozialisten Julius Deutsch, den sie in New York kennengelernt hatte, nach Wien zurück, wo sie 1980 starb.

Adrienne Thomas war auch in der Emigration literarisch sehr produktiv. Sie schrieb für verschiedene Exilblätter und veröffentlichte sechs Romane, mit denen sie an ihren Erstlingserfolg anknüpfen konnte.

Ihre Exilerfahrungen verarbeitete sie in *Reisen Sie ab, Mademoiselle!* (1944) und in *Ein Fenster zum East River* (194 f). Der Lagerroman *Reisen Sie ab, Mademoiselle!* erzählt die Geschichte der jungen Französin Nicole, die in Wien bei der jüdischen Arztfamilie Elias aufwächst. Ihre streng katholische Mutter ist dort Haushälterin. Das Mädchen lebt im Haus Elias in liberaler Atmosphäre. Weitere positive Erfahrungen macht sie im Umgang mit dem sozialdemokratischen Chauffeur Wenzel Wegscheidt, der ihr zum väterlichen Freund, zum Vorbild «menschlicher Gesittung» wird und als politischer Lehrer fungiert.³⁵² Er entdeckt ihr Talent als Tänzerin und fördert es. Der Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich beendet dieses idyllische Dasein. Mit der Familie Elias emigrieren auch Nicole und ihre Mutter. Die Tochter geht, gemeinsam mit ihrer Freundin Beate, zu ihrem Verlobten, dem Ingenieur Jean-Claude, nach Frankreich; ihre Mutter folgt der Herrschaft in die USA.

In Frankreich gelingt der jungen Frau mithilfe Jean-Claudes ein Neuanfang. Doch wieder macht ihr die politische Entwicklung einen Strich durch die Rechnung. Der Verlobte wird zum Militär

eingezogen, die vereinsamte Nicole folgt ihrer Freundin Beate nach Gurs, weil dies die einzige Möglichkeit ist, aus dem besetzten Paris zu entkommen. Im Lager trifft sie den väterlichen Freund Wenzel Wegscheidt wieder. Er wird – in den Zeiten der Not – ihre grosse Liebe, auch wenn diese der politischen Situation wegen nicht gelebt werden kann – zumindest noch nicht. Denn schliesslich kommen die Freundinnen aus dem Lager frei und erreichen die unbesetzte Zone. Der Roman endet mit einer Doppelhochzeit und dem Plan, sich dem politischen Widerstand unter de Gaulle anzuschliessen.

Die Figuren des Romans werden als Teil der historischen Situation gezeigt. Sie setzen sich mit der politischen Aktualität aktiv auseinander, auch innerhalb des Lagerlebens von Gurs. Die Frauen dort sind – anders als bei Isolani – nicht primär durch ihre Weiblichkeit definiert, sondern durch Klassenzugehörigkeit und politisches Bewusstsein. Wenn bei Isolani Kameradschaft und Solidarität unter Frauen als «eine grosse Überraschung»³⁵³, als Ausnahme erscheinen, so sind sie bei Thomas unter Gesinnungsgenossinnen fast selbstverständlich.

Hauptthema beider Romane aber ist die Liebe. Das Lager Gurs ist der Ort, wo die Weichen für künftige Partnerschaften gestellt werden. Beide schliessen mit dem Happy End schwieriger Liebesbeziehungen. Thomas verklärt es zusätzlich, indem sie es an ein politisches Traumziel bindet, den Widerstand gegen den Faschismus – so klischeehaft und politisch unkorrekt er auch dargestellt sein mag.

Obwohl andere Lebensmodelle gezeigt werden, bietet die Ehe – diese traditionelle weibliche Zuflucht – in beiden Romanen die einzige Rettung in der existenziellen Notsituation der Internierung. Beide Bücher propagieren ein konservatives Lebensmodell, auch wenn dieses durch die Krisenerfahrung Exil in der Realität fraglicher denn je geworden ist. Ausschlaggebend für die Wendung ins Konservative und Triviale waren wohl auch im Fall von Adrienne Thomas nicht ihre eigenen literarischen Intentionen, sondern die Marktchancen.

Nelly Sachs

(1891-1970)

O die Schornsteine
Auf den sinnreich erdachten Wohnungen des Todes,
Als Israels Leib zog aufgelöst in Rauch
Durch die Luft –
Als Essenkehrer ihn ein Stern empfing
Der schwarz wurde
Oder war es ein Sonnenstrahl?

O die Schornsteine!
Freiheitswege für Jeremias und Hiobs Staub –
Wer erdachte euch und baute Stein auf Stein
Den Weg für Flüchtlinge aus Rauch?

O die Wohnungen des Todes,
Einladend hergerichtet
Für den Wirt des Hauses, der sonst Gast war –
O ihr Finger,
Die Eingangsschwelle legend
Wie ein Messer zwischen Leben und Tod –

O ihr Schornsteine,
O ihr Finger,
Und Israels Leib im Rauch durch die Luft!

Das Eingangsgedicht aus *In den Wohnungen des Todes* (1947), dem Lyrikband, der Nelly Sachs bekannt machte, enthält – sprachlich wie inhaltlich – alle Ingredienzien ihres literarischen Ruhmes. Ihr Generalthema, die Erfahrung des Holocaust, gehört ebenso dazu wie die pathetisch-hymnische Sprache, der Hang zu einer Bildersprache, die das Erlebte ins Kosmische erweitert, und der im Ausruf «O» gipfelnde Klage-ton.³⁵⁴

Im oben zitierten Gedicht erscheint dieser O-Ton in vier Strophen gleich sechs Mal. Er signalisiert, was den literarischen Erfolg der Dichterin in der Bundesrepublik der Sechzigerjahre begründete: Emphase, Empathie und Betroffenheit. Das war die Grundhaltung, aus der heraus man damals begann, sich mit der verdrängten nationalsozialistischen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Die Schwierigkeiten im öffentlichen Umgang mit den kollektiven Schuldgefühlen erwiesen sich als erheblich. Emotionale Betroffenheit schuf dafür eine notwendig diffuse und scheinbar breit akzeptierte Verständigungsgrundlage. Dazu passte sowohl die Lyrik der Nelly Sachs als auch ihre ganz auf das kollektive Schicksal der Vertreibung und Verfemung konzentrierte öffentliche Biografie. So stieg Sachs auf zur mit dem Nobelpreis geehrten Dichterin – vielleicht mehr in ihrer Opferrolle als aufgrund ihrer literarischen Leistung.

Verschwinden im Dunkeln

Nelly Sachs' Leben verlief, sieht man vom tiefen Einschnitt der Vertreibung und Emigration einmal ab, weitgehend ereignislos. Ihr Wunsch, «im Dunkeln zu verschwinden»³⁵⁵, erfüllte sich auf makabre Weise: mit dem Verschwinden in der Einsamkeit des Stockholmer Exils und, in einem zweiten Stadium, durch die Selbstauslöschung in der Paranoia.

Nelly Sachs war das einzige Kind einer begüterten, liberalen Berliner Fabrikantenfamilie jüdischer Herkunft. Sie wuchs, fern

von Politik, Religion, gesellschaftlichem und literarischem Leben, behütet, aber auch isoliert, in grossbürgerlichem Milieu auf – ähnlich wie Gertrud Kolmar. Ihrer fragilen Gesundheit wegen erhielt Nelly Privatunterricht; literarische Bildung wurde durch die bürgerlich-konservativ orientierte Privatbibliothek des Vaters vermittelt. Erst durch die Judenverfolgung im Dritten Reich wurde Nelly Sachs aus dieser abgeschirmten Idylle vertrieben und dazu motiviert, sich mit dem jüdischen Glauben ihrer Vorfahren zu beschäftigen.

Als 17-Jährige soll sich Nelly bei einem Familienurlaub in einen älteren, verheirateten Mann verliebt haben – eine Situation, die sie selbst zum Auslöser für ihre lyrische Produktion erklärte, aber auch zum Ausgangspunkt ihrer lebenslangen psychosomatischen Leiden machte. Es blieb, soweit bekannt, das einzige Liebeserlebnis ihrer realitätsfernen Existenz. Sachs verklärte es zur grossen Liebe ihres Lebens, vor allem, als sie noch vor ihrer Flucht aus Nazideutschland erfuhr, dass ihr Geliebter, der im Widerstand aktiv war, im KZ ermordet worden war. In einem Zyklus der Gedichtsammlung *In den Wohnungen des Todes* wird er dann postum zum «toten Bräutigam» stilisiert, der er de facto nie war.³⁵⁶

1921 erschien Sachs' erste Publikation *Legenden und Erzählungen*, gewidmet der verehrten Selma Lagerlöf, ihrem grossen Vorbild. Seit 1919 suchte sie den Briefkontakt zu der Literaturnobelpreisträgerin, schickte ihr Bücher und Gedichte. Persönlich begegneten sich die beiden Schriftstellerinnen nie. Sachs' frühe literarische Arbeiten sind durchweg epigonal. Sie verharren in der Tradition der Neuromantik und wurden wohl aufgrund ihrer Bedeutungslosigkeit zunächst nicht in die ‚Schwarzen Listen‘ aufgenommen. Das Publikationsverbot von 1938 galt der Jüdin Nelly Sachs, nicht der Schriftstellerin. Zwei Jahre verbrachte sie danach im Berliner Getto und in verschiedenen Verstecken, bis sie am 16. Mai 1940 endlich nach Schweden ausreisen konnte. Sie und ihre

Mutter emigrierten als letzte Mitglieder der Familie. Die anderen hatten schon 1933 begonnen, Deutschland zu verlassen.

Gerettet und heimatlos

Dass Sachs die Emigration nach Schweden zu einem Zeitpunkt gelang, als in der Regel nur noch Flüchtlinge mit Transitvisa das Land als Zwischenstation nutzen durften, daran wirkte Selma Lagerlöf wesentlich mit. Im Juli 1939 war Gudrun Harlan, Sachs' Freundin und Helferin, nach Schweden gefahren, um dort um Aufnahme für ihren Schützling und dessen Mutter zu bitten, und es gelang ihr, die sehr alte, schon todkranke Selma Lagerlöf als Unterstützerin zu gewinnen. Die notwendige finanzielle Garantie gaben – nach langem Zögern – die Jüdische Gemeinde Stockholm, der Rektor der Brunsviks Högskolan und Lagerlöfs Verleger.

Die Ausreise gelang im allerletzten Moment, als Sachs den Deportationsbefehl in die jüdischen Arbeitslager bereits erhalten hatte. Mit dem letzten Passagierflugzeug aus Berlin-Tempelhof erreichten die beiden Emigrantinnen Stockholm. Zu diesem Zeitpunkt war Selma Lagerlöf bereits tot. Empfangen wurden die beiden von deren Freund Enar Salin, den sie noch kurz vor ihrem Tod um Unterstützung für die Emigrantin gebeten hatte. Salin bemühte sich sehr um Sachs' Integration, z.B. indem er ihr schwedischen Sprachunterricht gab. So wurden Lagerlöfs Freunde zu Sachs' erster Anlaufstelle in der Fremde. Doch letztlich lebte sie in den dreissig Jahren in Stockholm wohl ebenso isoliert wie in den fünfzig vorangegangenen Jahren in Berlin. Zu allem Übel lebte sie hier in extrem beengten, unsicheren und ärmlichen Verhältnissen, im ständigen Provisorium einer Einzimmerwohnung im Haus der jüdischen Warburgstiftung, zunächst gemeinsam mit der Mutter bis zu deren Tod 1950. Erst 1952 erhielt Sachs die schwedische Staatsbürgerschaft, nachdem vorherige Anträge we-

gen «ungesicherter sozialer Verhältnisse» mehrfach abgelehnt worden waren.

Sachs erlebte die Emigration als endgültige Ausgrenzung aus dem geschützten Raum ihrer Kindheit, in dem sie fast ein halbes Jahrhundert verharnt hatte. Ihr Leben verlief im Zustand eines permanenten Transit und ständiger Hospitalisierung: zunächst in der privilegierten Isolation der elterlichen Villa, dann in den Berliner Verstecken, in der Enge der Stockholmer Einzimmerwohnung, vor allem aber bei den Aufenthalten in der Nervenklinik Beckomberga, wo sie die Jahre 1960 bis 1963 verbrachte, geplagt von Einsamkeit und Verfolgungsängsten, die sich zu Wahnsinnsanfällen verdichteten. Vor einer Lebensrealität, die sie offenbar nicht zu bewältigen vermochte, zog sich Sachs in die Paranoia zurück – zeitgleich mit dem nun einsetzenden beruflichen Erfolg. Literarisch ist dieser Rückzug an der dunklen, rein metaphorischen Sprache der späten Lyrik ablesbar, die sich vom konkreten Thema Exil immer weiter entfernt.

Überlebenshilfe Lyrik

Als Dichterin öffentlich wahrgenommen wurde Nelly Sachs erst mit der Erfahrung der Vertreibung und des Exils. Sie selbst verstand ihr Schreiben, ähnlich wie Rose Ausländer und Hilde Domin, von Anfang an als Überlebenshilfe in den existenziellen Ausnahmesituationen, aus denen ihr nach aussen hin so ereignisloses Leben bestand. Erst die ab 1943/44 im Stockholmer Exil entstehende Lyrik findet – im Generalthema des Leids, des Schmerzes und der Angst vor Verfolgung – nach und nach zu einem eigenen Ton.

Sachs' Lyrikband *In den Wohnungen des Todes* erschien 1947 im Ostberliner Aufbau Verlag, befürwortet von Johannes R. Becher. Der Westen zog – hier wie in vielen anderen Fällen von Exilliteratur – nur langsam nach. Ihren nächsten Gedichtband

Sternverdunkelung publizierte 1949 der Exilverlag Bermann Fischer in Amsterdam; zwei weitere erschienen, unterstützt von der literarischen Avantgarde der Fünfziger] ahre, wie Alfred Andersch, Paul Celan und Hans Magnus Enzensberger, in verschiedenen westdeutschen Verlagen. Erst 1961 fand Nelly Sachs bei Suhrkamp eine verlegerische Heimat.

Die Verleihung des Nobelpreises im Dezember 1966 ist der Höhepunkt ihres literarischen Erfolges. Damit stand sie nun auf gleicher Stufe mit ihrem Vorbild Selma Lagerlöf. Doch der Erfolg der Lyrikerin erschien an den spezifisch deutschen Umgang mit dem Erinnern und Verdrängen des Holocaust eng gebunden. Die Sachs-Rezeption war und ist geprägt von politischer Betroffenheit, kollektiven Schuldgefühlen und den Versuchen ihrer Verarbeitung. Dieser emotional dominierte Ausgangspunkt erschwert den nüchternen Umgang mit den Texten. Der in dieser Lyrik weitverbreitete O-Ton artikuliert wohl weniger emotionale Präsenz als eine in keiner historischen Situation verankerte Entfremdung von der Welt. «Sachs sollte» – so das Fazit ihres kritischen Interpreten Albrecht Holzschuh in Anlehnung an Lessings berühmte Klopstock-Kritik – «weniger erhoben und fleissiger gelesen werden».³⁵⁷

SECHSTES KAPITEL

Rückzug nach innen

Autorinnen der Inneren Emigration

Innere Emigration – der Begriff ist so unscharf wie umstritten. Angefangen hat die Diskussion darüber, was Innere Emigration meint und ist, unmittelbar nach 1945, in einer öffentlich ausgetragenen Kontroverse zwischen dem Schriftsteller Frank Thiess, der während des Dritten Reichs im Lande geblieben war, und Thomas Mann, der Leitfigur der literarischen Emigration. Thiess verstand sich, den Stellvertreter der Daheimgebliebenen, als den ‚besseren‘ Deutschen; die Emigranten hingegen sah er als Drückeberger und Landesverräter. Polemisch, kontrovers und ideologielastig blieb die Debatte und ist es bis heute.

«Emigration nach Innen konnte im Dritten Reich, im Angesicht totalitärer Herrschaftsgewalt, Flucht ebenso wie kalkulierten und realitätsgerechten Protest bedeuten. Eben diese Vieldeutigkeit aber liess die Leistungen und das Versagen der literarischen Inneren Emigration nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs zum Gegenstand eines öffentlichen Streits werden», schreibt dazu Ralf Schnell, der sich mit dem Phänomen intensiv wissenschaftlich auseinandersetzte. Die Wertung des Begriffs schwankt bis heute. Auch in der Forschung stellen die einen das «Widerstandspotenzial» der Inneren Emigration in den Vordergrund, während die anderen ihren «Anpassungscharakter» kritisieren.³⁵⁸

Unabhängig von solchen Positionsbestimmungen aber steht fest: Frauen kommen in dieser öffentlich ausgetragenen Kontroverse ebenso wenig vor wie als Protagonistinnen der Exilliteratur.

Die prominenten Positionen in der Debatte wurden – im Inland wie im Ausland – ausschliesslich von Männern besetzt, gleich ob kraft ihres literarischen Werks oder als gesellschaftliche Leitfiguren. Den Frauen fehlte auch dazu in den allermeisten Fällen der nötige Bekanntheitsgrad. Die einzige Schriftstellerin, die in der erwähnten Kontroverse von 1946 um eine öffentliche Stellungnahme gebeten wurde, war Ricarda Huch, die «grosse alte Dame» der deutschen Literatur seit der Weimarer Zeit. Huch verweigerte ein Statement, bezog mit der Begründung ihrer Verweigerung dennoch Position und unterstützte damit die im Lande Gebliebenen.

In diesem Kapitel soll es nun – trotz aller begrifflichen Unschärfen – um die Autorinnen gehen, die gemeinhin zur Inneren Emigration gezählt werden. Um diejenigen, die – obgleich sie keine Anhängerinnen des Nationalsozialismus waren – während der Zeit des Dritten Reichs in Deutschland blieben, sich den politischen Gegebenheiten widerwillig anpassten oder ihnen zumindest keinen öffentlich erkennbaren Widerstand entgegensetzten, die also die Flucht nach innen antraten. Diese Flucht war primär ein politisch-gesellschaftliches und erst in zweiter Linie ein literarisches Phänomen. Die Grenzen zwischen latentem Widerstand und Mitläufertum waren fließend.

Die Biografien der Schriftstellerinnen, die im Folgenden skizziert oder in einem Porträt vorgestellt werden, repräsentieren verschiedene Varianten dieses Rückzugs und seiner literarischen Ausformungen: Ricarda Huch gilt als ‚Vorzeigefrau‘ des literarischen Establishments; Clara Viebig, Ruth Schaumann und Erika Mitterer, als prominenteste Schriftstellerin der österreichischen Inneren Emigration, stehen stellvertretend für all die Autorinnen, die sich mit dem NS-Regime arrangierten, um weiter publizieren zu können; Elisabeth Langgässer war eine der wenigen Autorinnen, die trotz Publikationsverbots weiter schrieben, wenn auch vorerst nur für die Schublade; Marieluise Fleisser repräsentierte die zum Schweigen gebrachte literarische Moderne. In diesen Zusammenhang gehören auch zwei Autorinnen, deren Porträts be-

reits an anderer Stelle vorgestellt wurden: Irmgard Keun, die Vertreterin der Literatur der ‚Neuen Frau‘, die aus persönlicher Not und politischer Ambivalenz aus der Emigration zurückkehrte und verstummte, sowie die zu ihrer Zeit als Schriftstellerin nahezu unbekannte Gertrud Kolmar, die in Auschwitz ermordet wurde. Sie steht stellvertretend für die Frauen, die wegen familiärer Abhängigkeiten und Pflichten in Deutschland blieben und dies mit dem Leben bezahlten.

Als charakteristische literarische Formen des Rückzugs nach innen gelten die Naturlyrik, ein in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weitverbreitetes literarisches Genre und – in der Beliebtheitsskala bei Autoren wie Lesern ganz oben – der historische Roman. Er eröffnet ein nahezu unbegrenztes Themenfeld, denn hier kann sich aktuelle Gesellschaftskritik in vielfältig buntem historischem Gewand tarnen. Oft aber führte die Flucht in die Anonymität eines bürgerlichen Alltags auch zum Verstummen der Autorinnen. Dies war die konsequenteste Form literarischen Rückzugs. Die Schubladen der meisten im Lande gebliebenen Dichterinnen waren nach 1945 denn auch genauso leer wie die ihrer männlichen Kollegen.³⁵⁹

Schriftstellerinnen, die den Rückzug nach innen angetreten hatten, wurden ebenso spät öffentlich wahrgenommen wie die Vertreterinnen der Exilliteratur. Die literarische Rezeption der Adenauerzeit war bekanntlich ganz auf Restauration gestimmt. Der Kanon wurde von religiös orientierten Autorinnen wie Gertrud von Le Fort und Ruth Schaumann dominiert oder von solchen mit wertkonservativer Grundhaltung, auch wenn sich diese, wie bei Ina Seidel, mit nationalsozialistischer Ideologie als durchaus vereinbar erwiesen hatte?⁶⁰ Erst die Achtundsechziger und die ‚Neue Frauenbewegung‘ fragten auch nach Vita und Werk der Schriftstellerinnen der Inneren Emigration.

Zu den Autorinnen, die sich mit den Nazis arrangierten, um literarisch präsent zu bleiben, zählt Clara Viebig (1860-1952). Ihre Romane und Erzählungen, die alle in deutscher Umgebung spielen und meist Frauen als Protagonistinnen haben, gehörten seit der Jahrhundertwende zur Standardlektüre bürgerlicher Haushalte. Viebigs Naturalismus passte sich bald den Werten und Kriterien der völkischen Heimatkunst an.

Ihr literarisches Debüt gab sie relativ spät, 1894, mit einer Erzählung in einer Berliner Zeitung. Ihr weiteres Werk erschien hauptsächlich im Berliner Verlag E Fontane & Co, mit dessen Teilhaber Friedrich Theodor Cohn die Schriftstellerin seit 1896 verheiratet war. Berühmt wurde sie durch den Skandal um ihren 1900 erschienenen Roman *Das Weiberdorf*, den die katholische Kirche wegen seiner naturalistischen Darstellung des dörflichen Frauenlebens auf den Index setzte. Der Grossteil von Viebigs Werk kam bereits vor dem Ersten Weltkrieg auf den Markt. So auch der Roman *Das schlafende Heer* (1904), der im deutschen Osten spielt und den Kampf zwischen Deutschen und Polen um die politische Vorherrschaft zum Thema hat – ein in der literarischen Heimatkunst beliebtes und weitverbreitetes Sujet.

Hitlers Machtergreifung schränkte Werk und Wirkung der damals schon 73-jährigen Autorin stark ein. Wegen der Ehe mit dem jüdischen Verleger Cohn, einem national gesinnten, zum Protestantismus konvertierten deutschen Bürger, blieb sie aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen, was sie jedoch nicht daran hinderte, dieser beizutreten, sobald das ‚Problem‘ mit dem Tod Cohns 1935 beseitigt war. Doch die Zeit hatte ihr literarisches Werk überholt. Clara Viebig starb 92-jährig, am 31. Juli 1952 in Berlin.

Das Werk der Schriftstellerin und bildenden Künstlerin Ruth Schaumann (1899-1975) ist, gleich ob in ihren Bildhauerarbeiten oder Zeichnungen, in Lyrik, Erzählungen oder Romanen, von christlichen Überzeugungen bestimmt. Durch ihren Mann Friedrich Fuchs, den Redakteur der Zeitschrift *Hochland*, stand Schau-

mann einem NS-kritischen Christentum nahe. Die Zeitschrift wurde im Dritten Reich mehrfach, 1941 endgültig verboten. Als bildende Künstlerin wurde Schaumann ab 1935 als ‚entartet‘ diffamiert, als Schriftstellerin jedoch blieb sie weitgehend unbehelligt. 1937 erschien ihre Erzählung *Der Petersiliengarten*, während des Zweiten Weltkriegs die Lyriksammlungen *Die Berufenen* (1939) und *Kind unterm Himmel* (1942) sowie der Roman *Die Silberdistel* (1941). Die *Krakauer Zeitung*, ein Blatt der NS-Besatzungspresse im Generalgouvernement, veröffentlichte mehr als fünfzig Beiträge von ihr. Einige ihrer Texte sollen im Dritten Reich jedoch auch verboten worden sein?⁶¹ In der Nachkriegszeit war Schaumann vor allem als bildende Künstlerin mit sakraler Kunst erfolgreich. 1968 erschien ihr autobiografischer Roman *Das Arsenal*. Doch es gelang ihr nicht mehr, eine breitere literarische Öffentlichkeit zu erreichen.

Erika Mitterer (1906-2001) gilt als bekannteste Schriftstellerin der Inneren Emigration Österreichs. Sie blieb während der Zeit des Austrofaschismus mit ihrer Familie in Wien und konnte weiter publizieren. Ihr erzählerisches, lyrisches und dramatisches Werk blieb traditionellen Werten verhaftet, sowohl in den literarischen Formen als auch in der restaurativ-konservativen, christlich geprägten Tendenz. Mitterer verstand sich als Vertreterin des Inneren Widerstands.

Mit dem 1940 erschienenen Roman *Der Fürst der Welt* gelang ihr der literarische Durchbruch. Das Buch behandelt einen historischen Stoff, der hier zugleich christlich fundiert ist. Am Beispiel von Inquisition und Hexenprozessen in einer süddeutschen Bischofsstadt des frühen 16. Jahrhunderts wird die Auseinandersetzung zwischen guten und bösen Mächten geschildert. Die Nationalsozialisten verstanden die Botschaft des Romans als Kirchenkritik und behinderten sein Erscheinen nicht; andere sahen darin eine Parabel des Nationalsozialismus.

Auch nach 1945 setzte sich Mitterer immer wieder kritisch mit der NS-Zeit auseinander, z.B. in ihrem Roman *Alle unsere Spiele*.

In dessen Mittelpunkt steht die Erinnerungsarbeit der Protagonistin, die sich und ihrem Sohn ihr Leben unterm Hakenkreuz begreiflich zu machen sucht. Das Manuskript war 1971 abgeschlossen, fand jedoch in Österreich jahrelang keinen Verlag, weil man das Thema ‚Vergangenheitsbewältigung‘ als zu wenig attraktiv und marktaffin einschätzte. Der Roman erschien erst 1977 in einem Kleinverlag, abseits der literarischen Öffentlichkeit.

Elisabeth Langgässer (1899-1950) hatte – ihren eigenen Aussagen nach – in den ersten Jahren des Dritten Reichs ein durchaus positives Verhältnis zum Nationalsozialismus. Bis sie 1936 – als Tochter eines jüdischen, wenn auch zum Katholizismus konvertierten Vaters – aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen wurde und damit auch vom literarischen Markt. Nur die Tatsache, dass Langgässer in einer sogenannten ‚privilegierten Mischehe‘ mit einem Arier lebte, rettete sie vor dem KZ. Ihre 1929 in München geborene Tochter Cordelia aus einer früheren Beziehung zu einem jüdischen Mann aber fiel unter die Rassengesetze und wurde nach Theresienstadt und dann nach Auschwitz deportiert. Cordelia Edvardson erzählte ihre Lebensgeschichte später in den Büchern *Gebranntes Kind sucht das Feuer* und *Die Welt zusammenfügen*, mit grosser öffentlicher Resonanz.

Elisabeth Langgässer publizierte seit 1924, zunächst Gedichte, Feuilletons, Theaterkritiken und Hörspiele, dann auch erzählende Prosa. Sie gehörte zum Kreis um die literarische Zeitschrift *Die Kolonne* in Berlin. Und sie schrieb, als eine von wenigen Autorinnen, trotz Publikationsverbots auch in der Inneren Emigration weiter. Noch 1938, kurz vor der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich, gelang es ihr, im Salzburger Verlag Otto Müller einen Band mit Erzählungen zu publizieren: *Rettung am Rhein*. Ihre Hauptwerke, der Roman *Das unauslöschliche Siegel* und der Gedichtband *Der Laubmann und die Rose*, beide während der Zeit des Rückzugs entstanden, wurden unmittelbar nach dem Ende des

Dritten Reichs, 1946 und 1947, publiziert. Danach erschienen zwei weitere Erzählbände und postum der Roman *Märkische Argonautenfahrt* (1950).

Langgässer verstand sich als Verfolgte des Nationalsozialismus, machte die Judenverfolgung zum Thema ihres Werks und ging mit den Autoren der Inneren Emigration und ihrer eigenen Haltung während der NS-Zeit kritisch ins Gericht. In der literarischen Öffentlichkeit nach 1945 galt sie als typische Vertreterin der wertkonservativ-christlichen deutschen Nachkriegsliteratur. 1950, kurz nach ihrem Tod, wurde sie postum mit dem Georg-Büchner-Preis geehrt.



«Die Frage: Gibt es eine Entschuldigung dafür, dass deutsche Schriftsteller während der vergangenen 12 Jahre in Deutschland geblieben sind? empört mich. Für mich heisst die Frage: gibt es eine Entschuldigung für die Deutschen, die Deutschland während der vergangenen 12 Jahre verlassen haben? Ausgenommen sind natürlich die Juden und die jüdisch Verheirateten, ferner diejenigen, deren Leben unmittelbar bedroht war. Aber auch unter diesen gab es solche, die tapfer genug waren hierzubleiben.»³⁶²

Mit dieser Replik lehnte Ricarda Huch 1946 die Bitte der Redaktion der Zeitschrift *Der Schriftsteller* um ein Statement zu der grossen öffentlichen Kontroverse um Exil und Innere Emigration ab. Doch auch mit ihrer Weigerung bezog sie Stellung, ebenso wie 1933, als sie die Frage nach ihrer künftigen Haltung zu der von den Nazis gleichgeschalteten Akademie der Schönen Künste zurückgewiesen hatte. Jetzt, 1946, stellte sich Ricarda Huch auf die Seite der im Lande Gebliebenen. Als deren bekannteste literarische Repräsentantin gilt sie bis heute.

Ricarda Huch war seit der Jahrhundertwende als Schriftstellerin öffentlich präsent; zunächst mit ihrer Lyrik, dann mehr noch mit ihren Romanen, Biografien und Geschichtsstudien. Allen ge-

meinsam ist die Vorliebe für historische Stoffe und nationalkonservative Botschaften. Schon allein vom Umfang ihres Werks her, aber auch wegen ihres literarischen Erfolgs war sie eine echte ‚Grossschriftstellerin‘. Und so erscheint es nur konsequent, dass sie 1926 als erste und einzige Frau zum Mitglied der honorigen Preussischen Akademie der Künste, Sektion Dichtkunst, gewählt wurde. Das Einladungsschreiben trug peinlicherweise die Anrede «Sehr geehrter Herr». Huch hatte die Wahl zunächst abgelehnt und sich erst nach Thomas Manns Intervention zur Annahme überreden lassen.

Anfang 1933, in der revolutionären Phase des Dritten Reichs, war die Akademie wie alle kulturpolitischen Institutionen gleichgeschaltet, ihre Mitglieder mit einem von Gottfried Benn formulierten Text zur politischen Loyalität verpflichtet worden. Sie sollten unter anderem folgende Fragen beantworten: «Sind Sie bereit, unter Anerkennung der veränderten geschichtlichen Lage weiter Ihre Person der Preussischen Akademie der Künste zur Verfügung zu stellen? Eine Bejahung dieser Frage schliesst die öffentliche politische Betätigung gegen die Regierung aus.»³⁶³

Ricarda Huch reagierte auch zu diesem Zeitpunkt mit Verweigerung. Erst als man ihr drohte, das Schweigen positiv, also als ‚Ja‘ zur Akademie auszulegen, entschloss sie sich zum Austritt. Ihre Begründung entspricht ganz der sehr deutschen Verbindung des Konservativen mit dem Nationalen, liest sich zugleich aber als deutliche Distanzierung von den ideologischen Bestrebungen der Nazis: «Dass ein Deutscher deutsch empfindet, möchte ich fast für selbstverständlich halten; aber was deutsch ist, und wie Deutschtum sich betätigen soll, darüber giebt es verschiedene Meinungen. Was die jetzige Regierung als nationale Gesinnung vorschreibt, ist nicht mein Deutschtum. Die Zentralisierung, den Zwang, die brutalen Methoden, die Diffamierung Andersdenkender, das prahlerische Selbstlob halte ich für undeutsch und unheilvoll.»³⁶⁴

Diese Verweigerungshaltung blieb für Huch weitgehend folgenlos. Während die meisten der Akademiekollegen, die mit ‚Nein‘ gestimmt hatten, ins Exil gingen, blieb sie im Lande. Huch war damals bereits fast 70 Jahre alt. Doch Annette Kolb war nur wenig jünger, als sie sich – zu gleicher Zeit und finanziell nicht abgesichert – für die Emigration entschied. Ricarda Huch also blieb und konnte, mit gewissen Einschränkungen, weiter publizieren, auch wenn sie den Nazis als «unerwünschte Autorin» galt. Offenbar war sie zu prominent, als dass die Reichsschrifttumskammer sie hätte ausschliessen und mit einem Publikationsverbot belegen wollen. Ihr Austritt aus der Akademie wurde nie publik gemacht, ihr 80. Geburtstag 1944, trotz persönlicher Gratulationsschreiben von Goebbels, öffentlich ignoriert.

In der Zeit des Dritten Reichs konnte Huch zwei der auf drei Bände angelegten *Geschichte des Deutschen Reiches* publizieren, die sie auf Anregung des Schweizer Verlegers Martin Hürlimann schrieb. Die Veröffentlichung des dritten Bandes, der sich mit dem *Untergang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation* der Darstellung der Moderne annähert, wurde verhindert. Zunächst von der immer rigider eingreifenden Literaturkontrolle der Nazis, dann, nach 1945, von der französischen Besatzungsbehörde. Das Buch erschien erst postum, 1949, in Zürich.

1944 kam im Insel Verlag der Gedichtband *Herbstfeuer* heraus. Die schon 1923 veröffentlichte Biografie *Michael Bakunin und die Anarchie* aber wurde verboten. Ausserhalb des Deutschen Reichs, in Zürich, erschienen 1938 *Frühling in der Schweiz*, ein autobiografischer Text, und 1943 die Novelle *Weisse Nächte*.

1934 verliess Huch München und zog zur Familie ihrer Tochter Marietta, zunächst nach Freiburg, dann nach Jena, wo ihr Schwiegersohn Franz Böhm, ein Jurist, eine Professur erhalten hatte. Dort, im Schutzraum des Familienwohnhauses am Oberen Philosophenweg, überdauerte Huch die NS-Zeit.

Das Haus wurde zum Mittelpunkt eines Kreises von Gleichgesinnten im Geist des konservativen Widerstands. Die Nazi-Behörden observierten die Schriftstellerin zwar, letztlich aber blieb sie unbehelligt. Das hatte sie zum einen ihrem internationalen literarischen Renommee zu verdanken, zum anderen wohl auch der Protektion von höherer Stelle.

Weiteren staatlichen Vereinnahmungsversuchen widersetzte Huch sich erfolgreich. Als man ihr 1940 die ‚Ehrengabe‘ der Reichsschrifttumskammer unterstellten Deutschen Schillerstiftung verleihen wollte, lehnte sie das ab.

Nach 1945 griff Ricarda Huch, die Widerstandskämpfern des 20. Juli 1944 nahestand, das Thema des Inneren Widerstands gegen den Nationalsozialismus in einem eigenen zeitgeschichtlichen Projekt auf. In Zeitungsannoncen forderte sie ihre Mitbürger auf, sie mit dokumentarischem Material zu unterstützen. Doch sie konnte die Fülle der Dokumente und persönlichen Berichte, die ihr zugesandt wurden, nicht mehr auswerten. Die *Bilder deutscher Widerstandskämpfer*, konzipiert als dreibändige Studie, blieben Fragment. Die Porträts der Geschwister Scholl, die Huch noch selbst abschliessen konnte, erschienen kurz nach ihrem Tod, zunächst in der *Neuen Schweizer Rundschau*. Das Gedenkbuch wurde erst aus dem Nachlass veröffentlicht.

Ricarda Huchs Leben nahm noch einmal eine Wende, als sie 1947 eingeladen wurde, als Ehrenpräsidentin den 1. Deutschen Schriftstellerkongress in Berlin zu eröffnen. Sie nutzte die offizielle Reisegelegenheit in die Vierzonen-Stadt, um von hier aus, gemeinsam mit ihrer Tochter, zurück nach Westdeutschland zu gelangen. Ihr Ziel war Frankfurt, wo der Schwiegersohn Franz Böhm an der wiedereröffneten Universität lehrte. Da die sowjetische Besatzungsmacht die für ihre politische Integrität bekannte Schriftstellerin nicht an den Westen verlieren wollte, musste sie heimlich reisen. Doch der Gesundheitszustand der alten Dame war den Aufregungen der Flucht über die Sektorengrenze und durch die russische Besatzungszone nicht mehr gewachsen. Huch

erkrankte unterwegs an einer Lungenentzündung und starb, da das lebensrettende Penicillin nicht verfügbar war, im Gästehaus der Stadt Frankfurt in Schönberg im Taunus am 17. November 1947. Am 24. November wurde sie auf dem Frankfurter Hauptfriedhof begraben.



Der Weg zurück
nach Ingolstadt
Marieluise Fleisser
(1901-1974)

Im September 1932 floh Marieluise Fleisser aus einem unsteten Leben zwischen Hauptstadt und Provinz heim ins Elternhaus, zu ihrem Vater nach Ingolstadt. Sie hatte viel hinter und viel um sich. Einen Theaterskandal um ihr Stück *Pioniere in Ingolstadt*, der sie unversehens zum Star der Literaturszene gemacht hatte, die Trennung vom Kreis um Brecht, der ihre literarische Heimat gewesen war, wirtschaftliche Not, die Entlobung von Bepf Haindl und die Verlobung mit Hellmut Draws-Tychsen, die ihrerseits auf eine Trennung zusteuerte, sowie einen Selbstmordversuch.

«In Gefahren- und Notzeiten wird die Lage der Frau automatisch schlechter»,³⁶⁵ notierte Marieluise Fleisser damals, und ihre eigene Situation bestätigte diese allgemeine Erkenntnis. Die Zeiten waren schwierig, Hitlers Machtübernahme warf ihre Schatten voraus. Ein eigenständiges Leben als Schriftstellerin, das ihr Wunsch und Ziel war, erschien unter den gegebenen Umständen nicht möglich. Denn Fleissers literarische Existenz war von diesen Umständen, von der «materiellen Instabilität», den «politischen Polarisierungen und ideologischen Turbulenzen», die das erste Drittel des 20. Jahrhunderts prägten, stark abhängig. Auch wenn sie «weder eine politisch Denkende noch politisch Handelnde» war?⁶⁶

So wurde die junge Dramatikerin Anfang der Dreissiger] ihre unversehens auf ihre Anfänge zurückgeworfen, in die bayerische Provinz. Sie versank dort für mehr als zehn entscheidende Lebens- und Schaffens] ihre in der Sprachlosigkeit einer kleinbürgerlichen Existenz, ein Zustand, der ihren Schreib- und Publikationswünschen im Wege war und von dem sie sich nie erholte. Dieser Rückzug war nicht primär politisch motiviert, die literarische Abstinenz nicht gewollt.

Shootingstar der Theateravantgarde

Das Interesse der Ingolstädter Kleinbürgerstochter Marieluise Fleisser hatte von Anfang an dem Theater gegolten. Sie hatte in München Germanistik und Theaterwissenschaft studiert und dort Anfang 1922 Lion Feuchtwanger kennengelernt, der damals am und für das Theater aktiv war. Er hatte die literarisch interessierte Studentin dazu angeregt, im Stil der ‚Neuen Sachlichkeit‘ zu schreiben, und auch erste Publikationsmöglichkeiten für ihre Erzählungen vermittelt. Auf solche Kontakte zu den männlich dominierten literarischen Netzwerken waren junge Talente, besonders die weiblichen, damals dringend angewiesen.

Zwei Jahre später, im März 1924, hatte Fleisser auch die persönliche Bekanntschaft von Bert Brecht gemacht, dessen Theaterstücke sie schon kannte. Auf seine Vermittlung hin war 1926 ihr erstes eigenes Stück *Fegefeuer in Ingolstadt* an der Jungen Bühne Berlin uraufgeführt worden. Nach Berlin hatte sich die literarische Avantgarde inzwischen aus dem ins Provinzielle abdriftenden München abgesetzt. Die Aufführung brachte der jungen Dramatikerin den Durchbruch. Sie avancierte zum «literarische(n) ‚Fräuleinwunder‘ der zwanziger Jahre»³⁶⁷ und gehörte nun zur Theateravantgarde – eine singuläre Position für eine junge Frau von 24 Jahren aus der bayerischen Provinz. Ein Einjahresvertrag des Ullstein Verlags, Brechts Verlag, sicherte bis auf Weiteres ih-

ren Lebensunterhalt. Und so zog auch Fleisser 1927 nach Berlin, wenn auch nur vorübergehend, in die Nähe ihres Gönners, Förderers und Ideengebers Brecht, den sie schwärmerisch verehrte. Zwischendurch kam sie immer wieder nach Ingolstadt und verlobte sich dort 1928 mit Bepp Haindl, einem Sportschwimmer und Tabakwarenhändler. Doch die Angst, in der Provinz unterzugehen, muss gross gewesen sein. Nach einigem Hin und Her, dem leibhaftigen Ausdruck ihrer Ambivalenz, nach Entlobung, verschiedenen Männerbeziehungen und einer zweiten Verlobung heiratete sie Haindl 1935 schliesslich und ging, wie befürchtet, in der Provinz unter. Die Ehe war und blieb unglücklich, hatte dennoch Bestand und funktionierte als eine Art Not- und Zwangsgemeinschaft in schlechten Zeiten bis zu Haindls Tod 1958.

1929 wurde Fleissers zweites Stück *Pioniere in Ingolstadt* – nach einer unspektakulären Uraufführung in Dresden im Jahr zuvor – am Berliner Theater am Schiffbauerdamm gezeigt, in der Bearbeitung und Inszenierung von Bert Brecht. Diese Aufführung löste einen Eklat aus, den der Dramaturg wohl einkalkuliert hatte; seine Strategie ging auf. Der Skandal erschütterte die internationale Theaterszene und provozierte die politische Rechte. Die Creme der avantgardistischen Kritik, Alfred Kerr, Herbert Ihering, Kurt Pinthus und Alfred Polgar, erging sich in Lobeshymnen über Stück und Aufführung, die rechte Presse aber schäumte. Der Skandal förderte zwar Fleissers Ruhm als neuer Shootingstar, brachte ihr aber zugleich mächtige Feinde ein. Das sollte sich in den kommenden wirtschaftlich und politisch schwierigen Zeiten als fatal erweisen. Brecht hingegen triumphierte; er folgte auch in diesem Fall seinen alten Verhaltensmustern.

Die Dramatikerin sah sich instrumentalisiert und ausgenutzt. Doch anders als Brechts Mitarbeiterinnen und Geliebten gelang es ihr, sich aus seinem Umfeld zu lösen. Sie schlug sich auf die Gegenseite und verlobte sich, nachdem sie sich von Haindl ge-

trennt hatte, mit dem Brecht-Gegner Hellmut Draws-Tychsen, einem heute vergessenen, rechtskonservativen westpreussischen Schriftsteller und Journalisten. Damit wechselte sie über ins Lager ihrer bisherigen literarischen Feinde, «der frauenverachtenden Polemiker gegen die *Pioniere-Aufführung*». So wurde das Jahr 1929 zur Zäsur, ja zum Bruch in Fleissers Leben?⁶⁸

Die Schriftstellerin stand damals auf dem Höhepunkt ihrer literarischen Laufbahn. Ihre Stimme zählte in der zeitgenössischen Literaturszene. Sie reüssierte mit ihren neuen Erzählungen in dem Band *Ein Pfund Orangen*, mit ihrem einzigen Roman *Mehltreisende Frieda Geier* und – eingeschränkt – auch mit dem neuen Schauspiel *Der Tiefsee Fisch*. Als Spezialistin galt sie – im Theater wie in ihrer Prosa – für das heikelste Thema aus dem Repertoire des neusachlichen Genres: Geschlechtertriebe, «Geschlechterliebe und Geschlechterkrieg»⁶⁹

Rückzug nach Ingolstadt

Doch ihr neuer Verlobter und Mentor Draws isolierte die Autorin immer mehr von ihrem literarischen Umkreis, von ihren Kontakten, ja er verbaute ihr sogar ihre Verdienstmöglichkeiten, obwohl er selbst von ihren Einkünften lebte. Draws beutete Fleisser wesentlich mehr aus, als dies Brecht getan hatte, sowohl physisch und psychisch als auch ökonomisch; er mischte sich in all ihre Belange ein bis hin zu Schreibart und Stil. Unter seinem Einfluss distanzierte sich die Schriftstellerin von der literarischen Avantgarde, verlor damit aber ihre literarische Stimme und geriet in eine Schreibkrise. Diese weitete sich, als die allgemeine Wirtschaftskrise hinzukam, zur Absatzkrise aus. Der Absturz folgte unmittelbar. 1932 war Fleisser am Ende, beruflich, finanziell und persönlich. Das ‚Fräuleinwunder‘ hatte den Boden unter den Füßen verloren. Ende September 1932 floh sie zu ihrem Vater nach Ingolstadt.

Wieder folgten Jahre des Hin und Her, vor allem in den Männerbeziehungen: der zu Draws in Berlin, die kein Ende fand, und der zu Haindl. Ausserdem unternahm sie diverse Ausbruchversuche durch neue Affären. Die alten literarischen Freunde, Mentoren und Förderer waren längst emigriert; Fleisser blieb zurück. Als Dramatikerin hatte sie jetzt keine Chance, weder in Deutschland noch im Exil. 1935 trennte sie sich definitiv von Draws und heiratete ihren ersten Verlobten Bepp Haindl, «einen Kramladen in Ingolstadt»³⁷⁰, wie Brecht in einem Brief an Feuchtwanger despektierlich formulierte.

«Hier gibt es viele Hitler», hatte Vater Fleisser der Tochter schon im Februar 1932, als sie ihm ihre Heimkehr ankündigte, nachdenklich und warnend geschrieben, «wenn es einmal kracht wehe d. Haus Fleisser!»³⁷¹ Siebentausend Mitglieder, mehr als ein Viertel der Einwohnerschaft, soll die NSDAP damals in Ingolstadt gehabt haben, die nicht registrierten Parteianhänger nicht mitgerechnet. Ihnen allen wurde Marieluise Fleisser zum willkommenen Opferlamm. Und auch höheren Orts, bei den Instanzen der staatlichen und parteispezifischen Literaturkontrolle, hatte man sie genau im Blick. Der *Völkische Beobachter* vom 11./12. Februar 1933, aus den ersten Wochen des NS-Regimes, betrachtete sie, die einzige Frau der literarischen Avantgarde, als Vertreterin der «antinationalen Literatur».³⁷² Anstoss erregten vor allem der Roman *Mehlreisende Frieda Geier* und das Stück *Pioniere in Ingolstadt*. Ihretwegen stand Fleissers Name schon ab 1934 in den Verbotslisten der Bayerischen Politischen Polizei und ab 1935 in den Verbotslisten der Reichsschrifttumskammer.³⁷³ So wurde die Autorin für die Zugehörigkeit zu einer literarischen Richtung gebrandmarkt, von der sie sich längst distanziert hatte. Die Schriftstellerin war, zumindest mit diesem Teil ihres Werks, im nationalsozialistisch gesteuerten Literaturbetrieb unerwünscht.

Sie verhielt sich in dieser prekären Situation, wie so oft, ambivalent. Aus dem Schutzverband deutscher Schriftsteller, der vor seiner ‚Gleichschaltung‘ die Position und Fraktion der ‚Asphalt-

literaten' gestärkt hatte, war sie schon im November 1931 ausgetreten. Im Dezember 1933 wurde sie, auf eigenen Antrag, Mitglied in der Reichsschrifttumskammer. Ohne diese Mitgliedschaft war ein Publizieren zu diesem Zeitpunkt nicht mehr möglich. In den Fragebögen, die dafür auszufüllen waren, zeigte sich Fleisser opportunistisch und denunzierte dabei auch ihren früheren Förderer Brecht. 1938 wurde sie aus der Mitgliederliste der RSK gestrichen. Doch nicht etwa wegen der antinationalen Tendenz ihres Werks, sondern weil sie mittlerweile primär Geschäftsfrau war und seit Jahren nichts mehr publiziert hatte.³⁷⁴

Fleisser jedoch sah sich selbst immer noch als Schriftstellerin, vor allem als Dramatikerin. Sie versuchte, mit einem neuen Projekt, das sie seit ihrer Rückkehr nach Ingolstadt beschäftigte, wieder Anschluss an den literarischen Markt zu finden: mit dem Staatsdrama *Karl Stuart*, konzipiert als Tragödie in klassischer Manier, die – nach Meinung der Autorin – «von der unzerstörbaren inneren Freiheit und von der Würde des Menschen» handelt.³⁷⁵ Aber das neue, ihrer bisherigen Schreibweise konträre Genre blieb ihr fremd. Sechs Fassungen brauchte sie, bis der Text 1946 im Verlag von Kurt Desch erscheinen konnte. Eine Bühne fand das Drama nie. Ausserdem arbeitete sie an einem Stück, das an ihre avantgardistischen Anfänge anschloss, der bayerischen Komödie *Der starke Stamm*.

Prinzipiell aber hielt Fleisser zu ihrer frühen literarischen Karriere Distanz. Das zeigt ein Brief an den Publizisten Erich Kuby, der während des Kriegs als Soldat in Ingolstadt Kontakt mit ihr aufnahm:

«Ich habe einen kleinen Schock gehabt. Ich hatte nämlich in den *Orangen* geblättert, weil ich wissen wollte, was ich Ihnen da eigentlich gegeben habe. Ich war recht niedergeschlagen, und es ist mir von dieser kurzen Begegnung mit einem verschollenen Produkt der im Grunde doch notwendige Gang meines Lebens klargeworden. Es ist doch eine jämmerliche und eindeutig schizophrene Angelegenheit, und ich bedauere nur immer, dass ich

die primären Jugendarbeiten unter dem zersetzenden Einfluss Feuchtwangers verbrannt habe. Es ist in meinen Augen ein reiner Krankheitsprozess, die Widerstandslosigkeit eines Mediums gegenüber einer Zeitentartung, man hat das einmal interessant gefunden und mit der registrierenden Tätigkeit eines Seismographen verglichen, aber ich möchte keinen Augenblick meines Lebens damit identifiziert werden. Ich hatte das so völlig abgestossen, dass ich vergessen hatte, was darin stand. Zeigen Sie es niemand.»³⁷⁶

Die Erfolgsautorin der Zwanziger] ahre war verstummt. Als massiver Störfaktor für die literarische Produktivität erwies sich – neben der radikalen Zerstörung der literaturpolitischen Verhältnisse, unter denen sie bekannt geworden war – die Ehe mit Bepp Haindl. Diese basierte offenbar auf einer stillschweigenden Übereinkunft zwischen den Partnern: Haindl erhoffte sich vom literarischen Erfolg seiner Frau ökonomische Vorteile, eine dauerhafte Aufbesserung des Familieneinkommens, Fleisser von ihrem Mann Schutz vor den Anfeindungen, denen sie in Ingolstadt ausgesetzt war und – mehr noch – einen gesicherten Raum zum Schreiben. Keine dieser Hoffnungen erfüllte sich. Schliesslich brach Fleisser unter der psychischen Belastung dieser Ehe, die ihren Freiraum mehr einengte als schützte, zusammen. Im August 1939 begab sie sich freiwillig für drei Monate in stationäre psychiatrische Behandlung ins Krankenhaus Neufriedenheim in München. Der Rückzug nach Ingolstadt hatte sie in die totale Isolation geführt – für mehr als zehn Jahre.

Nach 1945 versuchte die Schriftstellerin, sich der literarischen Szene wieder anzunähern. Die Verlage erinnerten sich ihrer und fragten nach neuen Arbeiten. Doch ihre Kreativität schien erschöpft. Den Kontakt zu den alten Freunden unter den Emigranten nahm Fleisser nur zögerlich wieder auf, zunächst zu den wertkonservativen, erst später zum Kreis um Brecht und Feuchtwanger. Wieder kam ein Stück von ihr durch Brechts Vermittlung auf die

Bühne. *Der starke Stamm* wurde 1950 an den Münchener Kammerspielen erfolgreich uraufgeführt. Ab 1952 interessierte sich auch die literarische Öffentlichkeit für die Erfolgsautorin der Weimarer Zeit und ehrte sie mit Auszeichnungen und Preisen. Nach dem Tode Haindls lebte sie – oft an der Armutsgrenze – von kleinen Honoraren für Lektoratsarbeiten bei Funk und Verlagen.

Als avantgardistisches, dramatisches Talent wurde Marieluise Fleisser erst von den frühen Achtundsechzigern wiederentdeckt, von den revolutionären jungen Theatermachern Martin Sperr, Rainer Werner Fassbinder und Franz Xaver Kroetz. In ihren Inszenierungen feierten ihre Stücke *Der starke Stamm* und *Pioniere in Ingolstadt* neue Erfolge. 1972 erschien im Suhrkamp Verlag eine Gesamtausgabe ihrer Werke, die Autorin kehrte für die letzten Jahre ihres Lebens in die literarische Öffentlichkeit zurück. Neues schrieb sie kaum mehr. Von ihrer opportunistischen Haltung im Nationalsozialismus distanzierte sie sich nie.

SIEBTES KAPITEL

Entfremdet

Exil und Rückkehr nach 1945

«,Thomas’, sagte ich, ‚warum gehst Du nicht nach Europa zurück?’ – ‚Ja’, sagte er. ‚Warum nicht? Es wäre die einfachste Lösung.’ Er unterbrach sich. Vielleicht tue ich’s ja eines Tages. Wenn ich soweit bin. Wenn ich es ertragen kann, meinem völligen Versagen ins Gesicht zu sehen.’»³⁷⁷

Thomas Munk gehört zum Kreis der politisch-literarischen Emigranten-Intelligenzia, die in Hilde Spiels Roman *Lisas Zimmer* auch nach dem Ende des Dritten Reichs weiterhin zusammenkommt. Lisas Wohnung in der 75. Strasse der New Yorker East Side ist ihnen zum letzten Hort jener ‚Welt von gestern’ geworden, die sie in die neue Heimat zu retten versucht hatten. Nun, da das Exil seine politische Berechtigung verloren hat, droht ihnen diese Welt endgültig abhandenzukommen. In Drogenabhängigkeit und Tod der Protagonistin Lisa wird der Emigrantenstatus als Krankheit entlarvt und dramatisch zerstört. Die USA stehen am Beginn der McCarthy-Ära; Munk wird vom FBI als kommunistischer Agitator verdächtigt, verhaftet und verschwindet aus der Geschichte. Leie aber, seine junge Geliebte, ein Europaflüchtling wie er, wendet sich der Gegenwart zu. Sie findet in den USA, in einem gänzlich unintellektuellen Milieu, ein neues Zuhause.

Die Frage der Remigration ist in der Exilliteratur allgegenwärtig. Nicht nur bei Hilde Spiel, sondern auch bei Hilde Domin und in den Erzählungen von Ilse Losa, sowie in den Gedichten der Mascha Kaléko und anderer, in den USA lebender Lyrikerinnen.

In Ilse Losas Erzählung *Treffen im Herbst*, die 1967 in Ostberlin erschien, begegnet die Ich-Erzählerin, auch sie – wie die Autorin – während des Dritten Reichs nach Portugal emigriert, bei einem Klassentreffen in der alten Heimatstadt den ehemaligen Mitschülerinnen. Die Erzählerin ist wegen dieses Treffens in den Aufbaujahren der Bundesrepublik erstmals wieder nach Deutschland gekommen. Die alten Heimatgefühle, die Freude, die sie bei der Wiederbegegnung mit der vertrauten Landschaft und dem Ort ihrer Kindheit empfindet, werden im Lauf der Unterhaltung mit den Schulkameradinnen mehr und mehr gestört und weichen einem tiefen Befremden. Vor allem, als das Gespräch auf die Klassenkameradinnen kommt, die bei diesem Treffen fehlen – und das nicht ohne Grund, denn sie sind Opfer des Holocaust geworden. Am Schicksal der in Auschwitz ermordeten Freundin Sofie scheiden sich schliesslich die Geister. Die Erzählerin muss erleben, dass sie ihrer alten Heimat, trotz aller Vertrautheit mit den Freundinnen, durch ihre Emigration und die politische Entwicklung im Nachkriegsdeutschland unwiederbringlich entfremdet ist.

«(...) warum gehst Du nicht nach Europa zurück?» Die Entscheidung für oder wider die Remigration kostete, so meinte Hilde Domin, die 1954 nach Deutschland zurückkam, mehr Mut als der Entschluss zur Emigration. Domin's eigene Entscheidung war für eine emigrierte Schriftstellerin – soweit sich das bei heutigem Kenntnisstand sagen lässt – untypisch. Frauen tendierten, da sie sich um Integration bemüht hatten, generell dazu, in den Gastländern zu bleiben und erwiesen sich dort, jedenfalls in den USA, als mobil und flexibel.³⁷⁸ Wie viele Autorinnen nach 1945 remigriert sind, lässt sich nicht genau ermitteln. Von den 204 in Walls *Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen im Exil* verzeichneten kehrten nur 36 auf Dauer in ihre Heimat zurück. Das sind nicht mehr als 17 Prozent.

Insgesamt geht man davon aus, dass rund ein Drittel der politi-

schen Emigranten beiderlei Geschlechts und 4 Prozent der Juden remigrierten.³⁷⁹ Die meisten kamen nicht direkt nach Kriegsende, sondern in den Nachkriegsjahren, andere mit grosser zeitlicher Verzögerung bis in die Achtzigerjahre.

Dass sich die Mehrheit der Emigranten gegen eine Rückkehr entschied, hat unterschiedliche Gründe. Viele Juden scheuten sich davor, auch nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft wieder im ‚Land der Täter‘ zu leben. Viele befürchteten ein Wiederaufleben der nationalsozialistischen Barbarei und damit neue Bedrohung. Zurückgekehrte Juden sahen sich, ebenso wie die politischen Emigranten, in beiden deutschen Nachkriegsstaaten – oft wider Willen – zum Politikum gemacht. Die in Westdeutschland verbreitete Nachkriegsmentalität des Verschweigens und Verdrängens, deren Vertreter nicht davor zurückschreckten, den Emigranten, etwa in der öffentlichen Debatte um Exil contra Innere Emigration, die Rolle der Profiteure und Nestbeschmutzer zuzuweisen, musste auf Heimkehrer abstossend wirken. Hannah Arendt, die diese Entwicklung kritisch beobachtete, konstatierte schon 1949/50 die kollektive, «tief verwurzelte, hartnäckige und gelegentlich brutale Weigerung (...), sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen».³⁸⁰

Doch auch der von Thomas Munk in *Lisas Zimmer* genannte Grund dürfte bei der Entscheidung gegen eine Heimkehr eine wichtige Rolle gespielt haben: die Scheu vor der Konfrontation mit den neuen Verhältnissen, welche die von den Emigranten hochgehaltenen Werte infrage stellten; die Scheu davor, sich angesichts der Entwicklung in Nachkriegsdeutschland und -Österreich das eigene Versagen einzugestehen.

Hinzu kam die Angst vor der Rückkehr in die realen, durch keinerlei Nostalgie verklärten alten Verhältnisse.

Für viele dürften auch lebenspraktische Überlegungen, wie die schwierige Versorgungslage im Deutschland der unmittelbaren Nachkriegsjahre, ausschlaggebend gewesen sein: «Die Emigranten kehrten zunächst nicht zurück», stellte Gina Kaus für die No-

belemigration von Hollywood mit dem ihr eigenen Pragmatismus fest: «Die Verhältnisse in Mitteleuropa waren übel und verworren, während die Emigranten in Los Angeles in ihren hübschen Häusern lebten und fleißig arbeiteten.»³⁸¹

Das änderte sich mit Beginn der McCarthy-Ära. Bespitzelungen und Verdächtigungen wegen kommunistischer Umtriebe⁷ veranlassten viele Emigranten, nach Europa zurückzukehren, darunter auch Erika Mann. Doch sie kam nicht nach Deutschland, sondern blieb, wie ihre Eltern, jenseits seiner Grenzen, in der Schweiz, resignierte letztlich in ihrem politischen Engagement und zog sich – ein «bleiche(r) Nachlassschatten», wie sie selbstironisch anmerkte – auf die Verwaltung des väterlichen Nachlasses zurück.³⁸²

Überdurchschnittlich hoch lag die Rückkehrquote der politischen Emigranten. Besonders umworben wurden sie von der DDR, vor allem, wenn es sich um prominente Autoren handelte. Anna Seghers gehörte ebenso zu den frühen Rückkehrerinnen nach Ostberlin wie die Kommunistin Hedda Zinner, wie Elisabeth Hauptmann und Ruth Berlau, die Frauen aus dem Brecht-Kreis.

Heimkehr ins Wort

Schriftstellerinnen sollen übrigens häufiger zurückgekehrt sein als Emigrantinnen mit anderen Berufen. Dies überrascht nicht, denn für sie bedeutete die Remigration ja auch die Heimkehr in ihr Urmedium, die Muttersprache?⁸³ Die damit verbundene Hoffnung, sich als Autorinnen in der Literaturszene der beiden deutschen Staaten neu etablieren zu können, erfüllte sich allerdings nur für wenige, wie zum Beispiel für Anna Seghers, Vicki Baum und Irmgard Keun, die sich schon vor 1933 als Autorinnen einen Namen gemacht hatten.

Sieht man von diesen Ausnahmen ab, so waren Exilautorinnen

auf dem Buchmarkt der Nachkriegszeit, vor allem in der Bundesrepublik, nur wenig präsent. Dort und auch in Österreich scheuten die Leser die Konfrontation mit der jüngsten Vergangenheit – und sei es auch nur literarisch. In der DDR hingegen hatten die Heimkehrerinnen eine wichtige Funktion beim ideologischen und realen Wiederaufbau. Der Antifaschismus gehörte – wenn auch von oben verordnet – zu den politischen Leitlinien; verdrängt und auch literarisch ausgeblendet wurden dagegen die stalinistischen Gräu- el.

In der literarischen Szene der Adenauerzeit hatten vor allem konservative Autorinnen wie Ricarda Huch, Gertrud von le Fort, Agnes Miegel, Ruth Schaumann und Ina Seidel Konjunktur. Ihr Werk vermittelte die wertkonservativen Vorstellungen, auf denen die Adenauer'sche Republik aufbaute, auch was die Zuschreibung der Geschlechterrollen betraf. Das Interesse an Exilliteratur dagegen war generell gering, das an deren Verfasserinnen noch geringer. Ihre Bücher waren in der Zeit des tausendjährigen Reichs', in denen sie vom Markt entfernt worden waren, in Vergessenheit geraten. Und nun, nach 1945, wollte die Mehrheit der Deutschen nicht mehr an die NS-Zeit erinnert werden. Auch nicht durch Exilautoren, ihre vergangenheitslastigen Biografien und Themen. Ausserdem galten die remigrierten Schriftsteller generell als zu wenig national, wenn nicht gar kommunistisch, auf jeden Fall aber als zu wenig am neuen kollektiven Ziel orientiert, dem Wiederaufbau. Ihre Werke wurden nach 1945 zunächst kaum mehr neu aufgelegt. Einige Bücher erlebten in den Siebzigerjahren, unterstützt von der Frauenemanzipationsbewegung, einen kleinen Boom, der jedoch nicht lange anhielt.

Trotz der im Grundgesetz der Bundesrepublik festgelegten Gleichstellung der Geschlechter hat die mit der Weimarer Republik beginnende Emanzipation «durch die Emigration (und Ermordung) eines grossen Teils ihrer Elite (...) einen schweren Rückschlag erlitten». Er war wohl massiver als der durch die anfäng-

lich frauenfeindliche Politik der Nazis?⁸⁴ Denn die unabhängig denkenden und schreibenden Frauen hatten schon vor 1933 Anstösse für die Frauenbewegung gegeben. Als Künstlerinnen und Literatinnen waren sie, als Persönlichkeiten und durch ihre weiblichen Protagonistinnen, in der Weimarer Republik Vorbild für ein selbstständiges Frauenleben. Das Verschwinden dieser Frauen hinterliess eine Leere, die bis in die Nachkriegszeit spürbar blieb?⁸⁵

Kein Wunder, dass die emigrierten Autorinnen und Autoren sich vor der Wiederbegegnung mit der alten Heimat und den Daheimgebliebenen scheuten. Mascha Kaléko notierte die Ambivalenz ihrer Gefühle stellvertretend für viele andere:

Bleibtreu heisst die Strasse

Vor fast vierzig Jahren wohnte ich hier. ...
 Zupft mich was am Ärmel, wenn ich
 So für mich hin den Kurfürstendamm entlang
 Schlendere – heisst wohl das Wort.
 Und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
 Und immer wieder das Gezupfe.
 Sei doch vernünftig, sage ich zu ihr.
 Vierzig Jahre! Ich bin es nicht mehr.
 Vierzig Jahre. Wie oft haben meine Zellen
 Sich erneuert inzwischen
 In der Fremde, im Exil.
 New York, Ninety-Sixth Street und Central Park, Minetta
 Street in Greenwich Village.
 Und Zürich und Hollywood. Und dann noch Jerusalem.
 Was willst du von mir, Bleibtreu?
 Ja, ich weiss. Nein, ich vergass nichts.
 Hier war mein Glück zu Hause. Und meine Not.
 Hier kam mein Kind zur Welt. Und musste fort.
 Hier besuchten mich meine Freunde
 Und die Gestapo.

Nachts hörte man die Stadtbahnzüge
Und das Horst-Wessel-Lied aus der Kneipe nebenan.
Was blieb davon?
Die rosa Petunien auf dem Balkon.
Der kleine Schreibwarenladen.
Und eine alte Wunde, unvernarbt.³⁸⁶

Die zweite Geburt
Hilde Domin
(1909-2006)



Hilde Domin, geborene Löwenstein, verheiratete Palm, begann 1951, als 42-Jährige, im dominikanischen Exil ihre ersten Gedichte zu schreiben, wenige Wochen nach dem Tod der Mutter. Domin reflektierte diesen Neubeginn in ihren autobiografischen Schriften. Sie verstand ihn als Ausgleich für den Verlust der Mutter und überhöhte ihn zur zweiten Geburt: «Ich, H.D., bin erstaunlich jung. Ich kam erst 1951 auf die Welt (...)». Und sie assoziierte diese Urszene literarischer Kreativität mit der Neuentdeckung der Muttersprache als ihrer eigentlichen Heimat: «(...) da stand ich auf und ging heim, in das Wort.»³⁸⁷

Da erscheint es nur konsequent, dass sie sich mit der Selbsterfindung als Dichterin zugleich auch einen neuen Namen zulegte: Hilde Domin, nach der Dominikanischen Republik, dem Ort, der ihr Zuflucht vor nationalsozialistischer Verfolgung bot:

Ich nannte mich
ich selber rief mich
mit dem Namen einer Insel
gerade als ich an Land ging.³⁸⁸

Zeichenhaft überhöht wie diese Urszene erscheint auch Domin's literarische Nähe zu Nelly Sachs. Zwar lernten sich die beiden Dichterinnen persönlich nie kennen, doch ab 1959 standen sie im Briefwechsel miteinander. Beide sahen sich in einer Art schwesterlicher Schicksalsgemeinschaft verbunden. Sachs widmete Domin den Gedichtband *Flucht und Verwandlung* (1959) mit dem Satz «Für Hilde – verschwistert von Anbeginn». Und Domin verstand die 18 Jahre ältere Lyrikerin als Stellvertreterin, die durch ihre literarische Auseinandersetzung mit dem Holocaust auch die jüngere Schwester im Geiste entlastete, indem sie «meine Toten bestattet, all diese fremden furchtbaren Toten, die mir ins Zimmer kamen».⁷⁸⁹

Auszug und Rückkehr auf Raten

In den ersten Jahren ihrer literarischen Produktivität hatte Hilde Domin kaum Ambitionen, ihre Gedichte zu veröffentlichen. Das tat sie erst nach der Rückkehr nach Deutschland, 1954, zunächst vereinzelt in literarischen Zeitschriften. Erst 1959 erschien ihr erster Gedichtband *Nur eine Rose als Stütze* – ein spektakuläres Debüt. Zu diesem Zeitpunkt war Hilde Domin 50 Jahre alt und hatte die Hauptstationen ihres Lebens bereits hinter sich: eine behütete Kindheit und Jugend in Deutschland vor 1933, zweiundzwanzig Jahre des Exils in fünf Ländern und die erste Phase einer noch unbewältigten Remigration.

Hilde Domin wurde 1909 in Köln geboren und wuchs in einem assimilierten jüdischen Elternhaus auf. Der Vater war ein angesehener Rechtsanwalt, die Mutter Sängerin. Die Tochter erhielt, wie im jüdischen Bildungsbürgertum üblich, eine gute Schulbildung in einem privaten humanistischen Mädchengymnasium und studierte 1929 bis 1932 in Heidelberg, Köln-Bonn und Berlin, zunächst Jura, auf den Spuren des verehrten Vaters, dann Soziologie, Philosophie und Nationalökonomie. Hilde engagierte sich in einer sozialistischen Studentengruppe, wo sie, ähnlich wie Anna Seg-

hers und Hannah Arendt, marxistisch geschult wurde. Der Philosoph Karl Jaspers, dessen Schülerin auch Hannah Arendt war, der Nationalökonom Karl Mannheim und der Rechtsphilosoph Gustav Radbruch gehörten zu Hilde Domins akademischen Lehrern.

1932, als sich die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten bereits abzuzeichnen begann, wich Hilde Löwenstein mit ihrem Partner, dem Archäologen und Kunsthistoriker Erwin Walter Palm, nach Italien aus. Der ursprüngliche Plan des Paares, ins Spanien der Zweiten Republik zu emigrieren, liess sich nicht verwirklichen. Die junge Frau studierte nun in Rom und Florenz und promovierte dort 1935 in Politischer Wissenschaft mit einer Arbeit über die Staatstheorie der Renaissance. Auf das Angebot einer akademischen Karriere an der Universität Florenz verzichtete sie und verdiente ihren Lebensunterhalt durch Sprachunterricht und Übersetzungen.

Nach der Annäherung Mussolinis ans Hitler-Regime und dem Erlass antisemitischer Rassengesetze in Italien 1938 wurden viele jüdische Bürger sowie deutsche Emigranten und Hitlergegner verhaftet oder ausgewiesen. Deshalb entschlossen sich Hilde und Erwin Walter Palm, die seit 1936 verheiratet waren, im Februar 1939 zur Flucht; über Sizilien und Paris erreichten sie England. Doch hier war man, bekanntermassen, wenig flüchtlingsfreundlich. So reisten die Palms im Sommer 1940 unter schwierigen und demütigenden Bedingungen, im Unterdeck eines kleinen Dampfers, weiter über Kanada, Jamaika und Kuba in die Dominikanische Republik, weil kein anderes Land sie aufnehmen wollte.

Die Dominikanische Republik akzeptierte Emigranten vor allem aus politisch-formalen Gründen. Hier landeten, ähnlich wie in Mexiko, vor allem die linken, nicht begüterten Flüchtlinge, die in den USA nicht willkommen waren. Mit ihrer Hilfe versuchte die Regierung, ein europäisches Bildungssystem aufzubauen und den weissen Bevölkerungsanteil zu erhöhen. Die Dominikanische Republik war nur formal demokratisch, de facto herrschte Dikta-

tur. Die Emigranten hatten wenig Freiheit, ihre künstlerische Produktivität war massiv eingeschränkt. Entsprechend ernüchtert und distanziert beschreibt Hilde Domin denn auch ihre Situation: «Zuflucht am Rande, wo man nicht weiter weglaufen kann, so weit ist man schon gelaufen, sondern abwartet, ob man weiterleben darf. Ob die Welt wieder aufgeht.»³⁹⁰ Immerhin aber gelang es den Palms, sich in Santo Domingo eine bürgerliche Existenz aufzubauen. Erwin Walter Palm wurde Professor für Kunstgeschichte an der Universität, Hilde Palm, die mittlerweile eine Ausbildung zur Fotografin absolviert hatte, wurde 1948 Universitätsdozentin für Deutsch. Ihre ausgeprägte Sprachkompetenz – sie beherrschte vier Sprachen – erleichterte Integration und Arbeitsleben und bereitete sicherlich auch aufs literarische Schreiben vor. Die Ehe war, das zeigen Domins Briefe an ihren Mann, extrem belastet durch dessen anhaltende Affären und durch qualvolle gegenseitige Abhängigkeit. Vielleicht auch deshalb hielt sich Hilde Palm immer wieder für längere Zeit in den USA auf. New York wurde 1953 auch zur ersten Station ihrer Rückkehr nach Deutschland.

Es war eine Rückkehr auf Raten. Sie war geprägt von hohen Erwartungen und entsprechend grossen Enttäuschungen: in der Auseinandersetzung mit den neu-alten politischen Verhältnissen in einem Nachkriegsdeutschland, das – nach der NS-Diktatur und dem Zweiten Weltkrieg – nicht mehr das Land war, das die Palms 1932 als junge Leute verlassen hatten. Im Februar 1954 kam das Paar auf Einladung des DAAD erstmals wieder nach Deutschland, nach Hamburg, Berlin, Frankfurt und Köln, in die Heimatstadt der Dichterin. Das Gedicht *Köln* benennt die schmerzlichen Erfahrungen dieser ersten Wiederbegegnung:

Die versunkene Stadt
für mich
allein
versunken.

Ich schwimme
in diesen Strassen.
Andere gehn.

Die alten Häuser
haben neue grosse Türen
aus Glas.

Die Toten und ich
wir schwimmen
durch die neuen Türen
unserer alten Häuser.³⁹¹

Fast ein Jahr wohnten Hilde Domin und ihr Mann dann in München und Oberbayern. 1957 bis 1959 lebten sie in Frankfurt, hier begann die Dichterin, Kontakte zum literarischen Leben zu knüpfen. Sesshaft wurden die Palms aber vorerst nicht. Sieben Jahre lang hausten sie in möblierten Zimmern; vier dieser Jahre verbrachte Domin in Spanien, dessen Sprache ihr seit dem dominikanischen Exil besonders vertraut war und wohin sie viele literarische Verbindungen hatte. Erst Anfang 1961 liess sich das Ehepaar endgültig in Deutschland nieder. E. W. Palm hatte einen Ruf auf eine Professur für iberamerikanische Kunst- und Kulturgeschichte an der Heidelberger Universität angenommen. So wurde Heidelberg, die Stadt ihrer Studienanfänge, für Hilde Domin zur letzten Station eines an politisch erzwungener Unrast reichen Lebens. Hier starb sie mit 96 Jahren im Februar 2006, zu einer Zeit, in der ihr Lebensthema, die politische Verfolgung durch die Nationalsozialisten, die Emigration und Remigration, in ihrer öffentlichen Relevanz längst durch andere, nicht minder drängende Migrationsthemen abgelöst worden war.

«Die Rückkehr, nicht die Verfolgung war das grosse Ereignis meines Lebens», schreibt Hilde Domin in ihren Erinnerungen.³⁹²
Die Etappen und retardierenden Momente dieses langen Remigra-

tionsprozesses spiegeln die existenzielle Krisensituation, der sich die Dichterin ausgesetzt sah. Zugleich aber war dies auch die Zeit ihrer grössten literarischen Produktivität.

Deren Keimzelle bildete die Erfahrung von Vertreibung und Exil. Entfalten konnte diese Produktivität sich jedoch erst mit der Rückkehr nach Deutschland. Und nur hier konnte die Schriftstellerin, der Sprache wegen, einen adäquaten Resonanzboden finden.

Innerhalb weniger Jahre entstanden drei Gedichtbände, *Nur eine Rose als Stütze* (1959), *Rückkehr der Schiffe* (1962) und *Hier* (1964), die im hochrenommierten S. Fischer Verlag erschienen. Ein vierter Band, *Ich will dich*, erschien 1970 bei Piper. Zentrale Themen von Domins Lyrik sind die Erfahrungen des Fremdseins, in der Vertreibung wie bei der Rückkehr. Der autobiografische Kontext ihrer Gedichte ist relativ unverstellt, das lyrische Ich dem erlebenden Ich sehr nah.

Mit dieser Lyrik hatte Domin Erfolg, ebenso wie Nelly Sachs. Diese Gedichte trafen den Zeitgeschmack der Sechzigerjahre, als die kritische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit eben begann. Seit dem Erscheinen ihres ersten Gedichtbandes engagierte sich die Autorin auch gesellschaftlich, war erfolgreich unterwegs mit Lesungen, Vorträgen, später auch Poetikvorlesungen, in denen sie die Bedingungen lyrischen Schaffens theoretisch reflektierte. Domins literarischer Erfolg und ihre gesellschaftlichen Aktivitäten spiegeln sich auch in zahlreichen Auszeichnungen und Preisen, die sie seit 1971 erhielt.

Weniger Erfolg hatte sie als Prosaautorin. Ihr Roman *Das zweite Paradies*, dessen erste Fassung 1960 abgeschlossen war, blieb umstritten. Der S. Fischer Verlag lehnte das Manuskript ab; das Buch erschien, nach Umarbeitungen, 1968 bei Piper, Domins neuem Verlag.

Die Resonanz auf den Roman war im Ausland durchweg positiv, in Deutschland divergierte sie stark. Anstoss erregten zum einen die experimentelle Form, die sich der realistischen Erzähltra-

dition verweigerte, aber auch die vorsichtig-kritische Haltung der Erzählerin gegenüber der jungen Bundesrepublik. *Das zweite Paradies* blieb Domins einziger Roman.

In der letzten Phase ihres Schaffens wandte sie sich, neben der literaturtheoretischen Reflexion, vor allem dem Erinnern, der Autobiografie, zu. Die beiden 1974 und 1982 erschienenen Bände *Von der Natur nicht vorgesehen* und *Aber die Hoffnung* nehmen Domins grosses Lebensthema wieder auf: die Entfremdung von und die Rückkehr nach Deutschland – die Heimkehr ins Wort³⁹³.

Mutterland Wort
Rose Ausländer
(1901–1988)



Mein Vaterland ist tot
sie haben es begraben im Feuer
Ich lebe
In meinem Mutterland
Wort.

Rose Ausländers wohl bekannteste Verse formulieren die Quintessenz ihres Schreibens, in der für ihr spätes Werk charakteristischen Sprache und Form: ohne Reim und Metrum, in knappen, scheinbar einfachen, doch sehr präzisen Wortbildern. Sie beschreiben die Grunderfahrung auch dieses Lebens: den Verlust der Heimat und den Rückzug in die Muttersprache als einzig verlässlichem Lebenselement. Bei Rose Ausländer erscheint das bekannte Flüchtlingssyndrom anhaltender Ruhe- und Heimatlosigkeit besonders stark ausgeprägt; auch nach dem Ende des Exils war sie ständig unterwegs, mit stets gepackten Koffern, zwischen Ländern und Kontinenten, in Pensionen und möblierten Zimmern bis hin zu ihrem letzten Refugium im jüdischen Altenheim, wo sie ihr Bett in den letzten zehn Lebensjahren nicht mehr verlassen

haben soll. Als einziges Kontinuum dieser heimatlosen Existenz erwies sich die Czernowitzer Emigrantenenklave, gleich, ob sie in den Armenvierteln von New York, im Wien der Nachkriegszeit oder im Düsseldorf der Wirtschaftswunder] ihre angesiedelt war. Nur hier fand Ausländer offenbar den ihr vertrauten Ton, im freundschaftlichen Kontakt – und vor allem im Klang der Muttersprache.

Rose Ausländer wurde 1901 (nicht 1907, wie sie später angab) als Rosalie Beatrice Scherzer in der Vielvölkerstadt Czernowitz, Hauptstadt der Bukowina, des Buchenlandes, geboren. Damals stand die Stadt, als Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie, auf dem Höhepunkt ihrer kulturellen Entwicklung. Sie war Sitz einer Universität und Mittelpunkt einer vielsprachigen, multikulturellen, stark jüdisch geprägten Gesellschaft. Rose wuchs in einer kaisertreuen, deutschsprachigen Beamtenfamilie jüdischer Herkunft auf. Sie studierte Literatur und Philosophie an der heimischen Universität. Hier entstanden die Kontakte zum Kreis des jüdisch-spinozistischen Philosophen Constantin Brunner, die sie ein Leben lang begleiteten.

Dieses wohlgeordnete, behütete Leben brach mit der russischen Besetzung der Stadt im Ersten Weltkrieg, vor der die Familie nach Budapest und Wien floh, und dem Ende der Donaumonarchie zusammen. Familie Scherzer kehrte ins jetzt rumänische Czernowitz zurück – und verarmte, als der Vater überraschend starb. 1921 ging Rose, eine dunkelhaarige Schönheit in der Blüte ihrer Jugend, mit ihrem Studienfreund und späteren Mann Ignaz Ausländer in die USA. Dort plante das junge Paar, ein neues, erfolgreiches Leben zu beginnen. Doch es kam anders. Rose Ausländer gelang es nicht, sich in den USA zu etablieren. Sie geriet in einen Zustand anhaltender Heimatlosigkeit und materieller Not, ein permanentes Hin und Her zwischen Czernowitz und New York. Diese rastlose Existenz dauerte vierzig Jahre, bis Ausländer Anfang der Sechzigerjahre endgültig nach Europa zurückkehrte. Und auch danach änderte sich dies kaum.

Begründet lag diese dauerhaft problematische Lebenssituation primär in der politischen Entwicklung. Die nördliche Bukowina wurde im Zweiten Weltkrieg von Russland annektiert, im Juli 1941 besetzten SS-Truppen Czernowitz. Die jüdische Bevölkerung, rund 60'000 Menschen, wurde in Gettos eingesperrt, zu Zwangsarbeit abgestellt und nach Transnistrien deportiert. Nur 5'000 Juden überlebten.

In einer schon prekären politischen Situation reiste die Schriftstellerin 1939 noch einmal überstürzt von New York nach Czernowitz, um die herzkrankte Mutter zu pflegen. Die Tochter folgte damit den im Judentum noch stärker als in der christlich-patriarchalen Gesellschaft ausgeprägten Rollenmustern, in denen die Pflege der Eltern zu den Pflichten der weiblichen Nachkommen gehörte. Also begab sie sich freiwillig in akute Lebensgefahr, obwohl ihr jüngerer Bruder Max vor Ort in Czernowitz lebte. Gemeinsam gingen Mutter und Tochter ins Getto und 1943 in den Untergrund. Diese innere Abhängigkeit von der Mutter, die über deren Tod im Jahr 1947 hinaus anhielt, gehörte zu den persönlichen Belastungen, die Ausländers Schicksal zusätzlich zu den politischen Umständen prägten und bestimmten.

Dazu zählte auch die Verstrickung in schwierige Partnerbeziehungen. Die Ehe mit Ignaz Ausländer wurde 1930 geschieden; bereits drei Jahre vorher hatte sich das Paar getrennt. Auch die neue Partnerschaft mit dem Schriftsteller und Grafologen Helios Hecht, der grossen Liebe ihres Lebens, deretwegen Ausländer 1931 in ihre Heimatstadt zurückgekehrt war, hatte keinen Bestand. 1935 trennte sie sich von ihm und zog nach Bukarest, bevor sie erneut in die USA flüchtete.

Über die Jahre im Getto und im Untergrund berichtet Ausländer in den wenigen autobiografischen Notizen, die sie hinterliess, nüchtern und distanziert:

«In Czernowitz ansässig, hatte ich unter der Judenverfolgung, die im Sommer 1941 begonnen hat, sehr zu leiden. Ich war nicht nur den bekannten und menschenunwürdigen Beschränkungen

unterworfen, sondern wurde auch zu überaus schweren Zwangsarbeiten herangezogen und im Getto von Czernowitz unter entsetzlichen und unhygienischen Bedingungen festgehalten. Die Zwangsarbeiten, die ich bei Strassen- und Verladearbeiten sowie bei verschiedenen anderen Arbeitsgelegenheiten leistete, waren sehr anstrengend, und die Behandlung war brutal und unmenschlich. Ich wurde oft und schwer misshandelt und mit dem Tode bedroht. Ich lebte in namenlosem Elend und in Angst vor meinem weiteren Schicksal und der immer wieder angedrohten Deportation nach Transnistrien. «³⁹⁴

Im Getto traf die Dichterin 1943 mit dem jungen Paul Antschel (Paul Celan) zusammen, der ihre Gedichte kannte und ihr seine eigenen vorlegte. Diese Begegnung förderte Ausländers literarische Entwicklung. 1957 traf die Schriftstellerin Celan in Paris wieder und lernte durch ihn die neue Sprache der deutschen Nachkriegsliteratur kennen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, wanderte Ausländer 1946 noch einmal in die USA aus, wurde dort aber nicht sesshaft. Bis 1961 lebte sie in New York und arbeitete als schlecht bezahlte Fremdsprachenkorrespondentin für die Speditionsfirma Freedman & Slater – in einem Dauerzustand extremer physischer und psychischer Belastung. Sie war und blieb arm und heimatlos, bezog nie eine eigene Wohnung. New York blieb ihr fremd, soziale Kontakte unterhielt sie nur in die Czernowitzer Emigrantenszene. 1961 konnte sie ihre Arbeit krankheitshalber aufgeben, 1964 kehrte sie nach Europa zurück. Ein Jahr später zog sie nach Düsseldorf, finanziell unterstützt durch eine Rente und die Entschädigungszahlungen für Verfolgte des Naziregimes. Doch auch jetzt gelang es ihr nicht, sich endgültig niederzulassen. Wieder lebte sie aus dem Koffer, reiste viel, wohnte in häufig wechselnden Untermietzimmern, bei Freunden, in Pensionen. Erst als sie 1972 schwer erkrankte, fand sie zumindest nach aussen hin Ruhe: im Nelly Sachs-Haus, dem Altenheim der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf.

Ab 1978 war Rose Ausländer bettlägerig und blieb es bis zu ihrem Tod. Der totale Rückzug in die Krankheit, ein Weg, der durch die Mutter vorgezeichnet war, wurde von denen, die die Dichterin gut kannten, als Verweigerung verstanden.³⁹⁵

Dass Ausländer – nach gescheiterten Versuchen, sich in Wien und Israel niederzulassen – ausgerechnet in Düsseldorf sesshaft wurde, hatte sehr persönliche Gründe. Hier gab es eine kleine Czernowitzer Gemeinde und damit wohl eine Art von ursprünglichem Heimatgefühl. Sie bemerkte dazu recht lakonisch:

«Schliesslich habe ich mich für Düsseldorf entschieden, weil ich hier einen grösseren Bekanntenkreis habe, als in jeder anderen Stadt (...).»³⁹⁶

Im kulturellen Leben der BRD war Düsseldorf bis dahin nicht eben positiv aufgefallen, auch wenn es, als Geburtsstadt Heinrich Heines, des grössten jüdischen Dichters deutscher Sprache, dafür gute Voraussetzungen gehabt hätte. Doch Düsseldorf setzte diese durch eine Provinzposse aufs Spiel: den jahrzehntelangen Streit darum, ob die Universität künftig den Namen Heines tragen solle. Der Senat der Universität entschloss sich dazu erst 1988, in Rose Ausländers Todesjahr.

Rose Ausländers literarischer Weg

Ausländers literarische Anfänge liegen in der Zeit ihres ersten Amerikaaufenthalts, Anfang der Zwanzigerjahre. Damals hatte sie als Redakteurin professionell zu schreiben begonnen und in Zeitschriften auch ihre ersten Gedichte publiziert. 1939, während der vorübergehenden Rückkehr in die Heimat, erschien in Czernowitz ihr erster Gedichtband *Der Regenbogen* – mit grossem Erfolg. Doch er ging in den politischen Wirren der sowjetischen und deutschen Besatzung unter. Heute gilt das Buch als verschollen. Auch in den Jahren der nationalsozialistischen Verfolgung schrieb Aus-

länder weiter, verstummte dann aber und begann erst in den USA langsam wieder zu schreiben – zunächst in einer ihr fremden Sprache: Englisch.

Als ihr literarischer Neubeginn gilt *Der Mohn ist noch nicht rot* von 1956; es ist eines ihrer ersten wieder auf Deutsch geschriebenen Gedichte. Dieser Neuanfang steht, folgt man den Aussagen des Texts, in engem Zusammenhang mit der späten Emanzipation von der Mutter, der Trauer um die eigene zerbrochene Existenz und deren Neudefinition aus der Sprache:

Mutter Sprache

Ich habe mich in mich verwandelt
von Augenblick zu Augenblick

in Stücke zersplittert auf dem Wortweg

Mutter Sprache setzt mich zusammen

Menschmosaik³⁹⁷

Unterstützt wurde Ausländer bei diesem literarischen Neuanfang von der renommierten amerikanischen Lyrikerin Marianne Moore, die sie im Sommer 1956 kennenlernte. 1965 erschien ihr zweiter Gedichtband *Blinder Sommer* im Bergland Verlag Wien, wenn auch nur in der Kleinauflage von 500 Exemplaren. Er war kein Publikumserfolg, ebenso wenig wie die folgenden Gedichtbände. Dennoch markiert er die Anfänge von Ausländers Anerkennung als Lyrikerin. Den literarischen Durchbruch brachten die *Gesammelten Gedichte* von 1976. Die Dichterin wurde vielfach ausgezeichnet und mit Preisen geehrt. Mehr als zwanzig Gedicht-

bände erschienen, wenn auch mit allmählich nachlassender Sprachkraft.

An ihrem Lebensende, 1986, gab sie mit dem Entschluss, nichts Neues mehr zu schreiben, auch das Letzte auf, was sie ans Leben band. Sie zog sich noch weiter zurück, in den Kosmos ihrer unveröffentlichten Texte.

AUSBLICK

Verboten – verfemt – vertrieben: vergessen?

Verboten – verfemt – vertrieben: Dieses Buch zeigt, wie massiv die Literaturpolitik der Nazis ins Leben und Schreiben der Autorinnen eingriff, wie radikal sie deren Lebenspläne und literarische Karrieren zerstörte; gleich, ob der Widerstand gegen die NS-Diktatur die Autorinnen ins Exil oder in die Innere Emigration getrieben hatte. Die NS-Diktatur und ihre Folgen warfen die Frauen auch zurück in ihrem Kampf um ein selbstbestimmtes Leben, um Emanzipation und rechtliche Gleichstellung – Themen, die die gesellschaftliche Debatte in den Jahrzehnten davor mitgeprägt hatten.

Verboten – verfemt – vertrieben: Wer von den in diesem Buch vorgestellten Schriftstellerinnen ist heute noch im kollektiven Gedächtnis lebendig? Wer von ihnen wird heute noch gelesen? Wer wird als Zeitzeugin noch gehört? Und: Wer ist fast, wer ist ganz vergessen?

Misst man die Verankerung im kollektiven Gedächtnis an der Präsenz in Literaturgeschichten, Lesebüchern und Anthologien, so trifft man auf die Namen von Rose Ausländer, Vicki Baum, Hilde Domin, Marieluise Fleisser, Ricarda Huch, Mascha Kaléko, Irmgard Keun, Annette Kolb, Else Lasker-Schüler, Nelly Sachs und Anna Seghers. Die meisten von ihnen schrieben in den Gattungen, die typisch sind für die Erfolgsschriftstellerin der Moderne: die Lyrik und der auflagenstarke Unterhaltungsroman. Nur wenigen Autorinnen gelang es, sich – unabhängig von allen Gattungsprä-

ferenzen – in den klassischen literarischen Kanon einzuschreiben, wie Marieluise Fleisser, Ricarda Huch, Annette Kolb, Else Lasker-Schüler und Anna Seghers.

Dass die Schriftstellerinnen im Exil unter mangelnder Resonanz und öffentlicher Missachtung generell mehr zu leiden hatten als ihre männlichen Kollegen, sei nochmals angemerkt. Diese Missachtung setzte sich nach 1945 fort, zumindest in der westdeutschen Literaturszene.

Es ist bekannt, dass die meisten Exilschriftsteller, die in der Nachkriegszeit nach Deutschland zurückkehrten, sich für die DDR entschieden und nur wenige für die BRD. Das gilt tendenziell auch für Schriftstellerinnen, sofern sie sich überhaupt zur Heimkehr entschlossen. So z.B. Anna Seghers, Berta Lask, Hedda Zinner und die Frauen um Brecht, die dem Meister ausnahmslos folgten, als er nach Ostberlin zurückkehrte.

Die DDR zeigte sich aufgeschlossen und aufnahmebereit für politische Emigrantinnen und Emigranten. Sie bot ihnen die Integration in eine sozialistisch definierte Gemeinschaft, die zumindest versprach, zugleich eine neue geistige Heimat zu werden; auch wenn sich diese Hoffnung nicht immer erfüllte. Anna Seghers klagte, ebenso wie Annette Kolb, schon während der Exilzeit über die so unumgängliche wie problematische ‚Nähe zu Freund und Feind‘ innerhalb der Emigrantenfamilie; dieser Zustand setzte sich in der DDR für viele fort.

In Westdeutschland und in Österreich aber war das Interesse an Exilliteratur generell gering; das am Werk der Exilautorinnen noch geringer. Die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft, deren Grundwerte – auch in der Geschlechterfrage – definiert waren durch die Adenauer'sche Restauration, pflegte, ebenso wie die österreichische, massive Vorbehalte gegen die Emigranten. Das zeigte sich exemplarisch an der unmittelbar nach Kriegsende einsetzenden, höchst kontrovers geführten öffentlichen Debatte um Exil und Innere Emigration, in der die Emigranten als Drückeberger und Netzbeschmutzer diffamiert wurden. Diese rückwärtsge-

wandte, an der konservativen Literaturtradition vor 1933 und der Rechtfertigungsposition der Inneren Emigranten orientierte Haltung prägte auch die offizielle Literaturrezeption. Dies wird im Programm der westdeutschen belletristischen Verlage ebenso deutlich wie im Kanon westdeutscher Schullektüren.

Verändert hat sich diese Position erst spät und zögerlich, beginnend mit den Protesten der Achtundsechziger gegen das Schweigen der Elterngeneration über die kollektive und die individuelle NS-Vergangenheit, und – nicht zuletzt – durch den Protest der neuen Frauenbewegung gegen die vermeintliche ‚Geschichtslosigkeit der Frauen‘. Diese offenere Einstellung zur Emigration begünstigte auch die Exilliteraturforschung und in ihr den spät entwickelten Schwerpunkt ‚Frauen und Exil‘.

Jetzt waren Schriftstellerinnen wie Marieluise Fleisser, Irmgard Keun und Grete Weil, Partnerinnen berühmter Schriftsteller wie Marta Feuchtwanger und Alice Herdan-Zuckmayer, aber auch politische Emigrantinnen wie Lisa Fittko als Zeitzeuginnen und mit ihrem literarischen Werk gefragt. Jedoch nur für kurze Zeit.

Heute, eine weitere Generation später, gibt es nur noch wenige Überlebende. Und das öffentliche Interesse an ihnen, ihrem Schicksal und Werk schwindet mit der fortschreitenden zeitlichen Distanz und mit den Veränderungen auf dem gesamtdeutschen Buchmarkt mehr und mehr.

Wer also von den im ‚Dritten Reich‘ verbotenen, verfemten und vertriebenen Autorinnen ist auch heute noch einem breiteren Publikum bekannt? Wer von ihnen wird – über ein rein literaturhistorisches Interesse hinaus – heute noch gelesen? Es sind nur sehr wenige: Anna Seghers etwa und ihr Gegenstück Vicki Baum, der einstige Star der literarischen Unterhaltungsindustrie, und – mehr noch – Mascha Kaléko. Die nach 1945 erschienenen Neuausga-

ben ihrer Gedichte dürften sich auf mindestens 700'000 Exemplare beziffern. Nach wie vor lebendig ist also das Werk der Autorinnen, die, als sie in den Zwanzigerjahren die literarische Bühne betraten, den Typus der ‚Neuen Frau‘ repräsentierten und mit ihrem Werk die ‚Asphaltliteratur‘. Ob es nun die zeitkritischen politischen Romane der Anna Seghers sind, die zeitlosen Unterhaltungsromane der Vicki Baum mit ihren aus dem Leben gegriffenen Heldinnen und Handlungen oder die in ihrem melancholischen Witz emotional noch immer wirksamen Verse der Mascha Kaléko; sie finden – jenseits literarischer Trends und Moden – noch immer ihre Leser und vor allem ihre Leserinnen.

ANHANG

Anmerkungen

- ¹ Seghers/Herzfelde, S. 128
- ² Vgl. Siegel, S. 16
- ³ Hinzuweisen ist auf die grundlegenden Arbeiten von Siglinde Bolbecher, Hiltrud Häntzschel, Waltraud Kannonier-Finster/Meinrad Ziegler, Heike Klapdor, Gabriele Kreis, Irmela von der Lühe, Gabriele Mittag, Sibylle Quack, Eva-Maria Siegel, Hans-Albert Walter, Ingrid Walter sowie auf die von Gisela Brinker-Gabler u.a., Hiltrud Gnüg u.a., Claus-Dieter Krohn u.a., Claudia Schoppmann, John M. Spalek/Joseph Strelka, Renate Wall und Reiner Wild herausgegebenen Sammelwerke zur Frauen- und Exilliteratur. Nur auf der Basis dieser (und einer Vielzahl weiterer, an dieser Stelle nicht explizit genannter) Studien konnte dieses Buch entstehen (vgl. das Verzeichnis verwendeter Literatur)
- ⁴ Auf geschlechtsspezifische Aspekte des Exils und der Exilforschung haben bisher v.a. Klapdor und Häntzschel, *Aspekte*, hingewiesen
- ⁵ Vgl. Rose Ausländers Gedicht *Mutterland*
- ⁶ Brecht, S. 81
- ⁷ So Hedwig Dohm, zit. nach Brinker-Gabler, *Perspektiven*, S. 169h; auf dieser Darstellung fassen die folgenden Ausführungen
- ⁸ S. Fischer, *Bemerkungen zur Bücherkrise*, in: *Die literarische Weitz* (1926), Nr. 43; vgl. auch Barndt, S. 31
- ⁹ Zit. nach Gürtler/Schmid-Bortenschlager, S. 235; vgl. dazu auch Barndt, S. 38 ff.
- ¹⁰ Wall, Bd. 2, S. 104 ff.
- ¹¹ Soltau, *Anstrengungen*, S. 226
- ¹² Von der Decken, S. 288 ff.; auf ihre Darstellung der Frauenliteratur im Nationalsozialismus beziehen sich die folgenden Ausführungen
- ¹³ Barndt, S. 1; auf ihrer Darstellung beruht das folgende Porträt
- ¹⁴ Ebd., S. 3
- ¹⁵ Ebd., S. 38
- ¹⁶ Ebd., S. 1 ff.
- ¹⁷ Soltau, *Anstrengungen*, S. 221
- ¹⁸ Ebd., S. 221 f.
- ¹⁹ Ebd., S. 222
- ²⁰ Vgl. ebd., S. 224
- ²¹ Ebd., S. 229
- ²² Ebd., S. 227 f.
- ²³ Zum Folgenden vgl. Barndt, S. 21 f.
- ²⁴ Ebd., S. 21
- ²⁵ Ebd., S. 3
- ²⁶ Zit. nach ebd.
- ²⁷ Ebd., S. 10; vgl. auch Brinker-Gabler, *Perspektiven*, S. 170
- ²⁸ Zit. nach Nöttelmann, S. 224
- ²⁹ Zit. nach Barndt, S. 65
- ³⁰ Vgl. ebd., S. 75 f.
- ³¹ Zit. nach ebd., S. 70
- ³² Ebd., S. 87
- ³³ Ebd., S. 85
- ³⁴ Vgl. ebd., S. 65 f.
- ³⁵ Nöttelmann, S. 132
- ³⁶ Baum, *Erinnerungen*, S. 15
- ³⁷ Zit. nach Bell, S. 252
- ³⁸ Ebd., S. 217
- ³⁹ Ebd., S. 216
- ⁴⁰ Kaléko, *Jahre*, S. 241
- ⁴¹ Ebd., S. 225; auf Gisela Zoch-Westphals biografischen Ausführungen basiert dieses Porträt
- ⁴² Zoch-Westphal, S. 221
- ⁴³ Kaléko, *Jahre*, S. 121 f.
- ⁴⁴ Bauschinger, *Kaléko*, S. 410
- ⁴⁵ Kaléko, *Jahre*, S. 237
- ⁴⁶ Bauschinger, *Kaléko*, S. 410
- ⁴⁷ Kaléko, *Jahre*, S. 244
- ⁴⁸ Hermann Hesse, zit. nach ebd., S. 238
- ⁴⁹ Ebd., S. 256
- ⁵⁰ Ebd., S. 266
- ⁵¹ Ebd., S. 331
- ⁵² Ebd., S. 55

- ⁵³ Ebd., S. 329
- ³⁴ Ebd., S. 59
- ⁵⁵ Barndt, S. 123
- ⁵⁶ Zit. nach Häntzschel, *Keun*, S. 32
- ⁵⁷ Zum Folgenden vgl. Barndt, S. 149 ff.
- ⁵⁸ Ebd., S. 167
- ⁵⁹ Häntzschel, *Keun*, S. 40 f.; auf dieser Biografie fusst die folgende Darstellung
- ⁶⁰ Zit. nach Roloff, S. 51
- ⁶¹ Vgl. dazu Häntzschel, *Gilgi*, S. 186
- ⁶² Zit. nach Häntzschel, *Keun*, S. 52
- ⁶³ 30. Oktober 1933, Keun, *Briefe*, S. 32
- ⁶⁴ Keun, *Bilder*, S. 3
- ⁶⁵ 5. Mai 1936, Keun, *Briefe*, S. 166
- ⁶⁶ Zit. nach Häntzschel, *Keun*, S. 61 f.
- ⁶⁷ 5. Mai 1936, Keun, *Briefe*, S. 169
- ⁶⁸ Häntzschel, *Keun*, S. 62
- ⁶⁹ Zit. nach ebd., S. 71h
- ⁷⁰ Ebd., S. 87 f.
- ⁷¹ Ebd., S. 89
- ⁷² Vgl. ebd., S. 89 f.
- ⁷³ Keun, *Kind aller Länder*, S. 7 f.
- ⁷⁴ Ebd., S. 113
- ⁷⁵ Vgl. Häntzschel, *Keun*, S. 68 f.
- ⁷⁶ Vgl. ebd., S. 92 ff.
- ⁷⁷ Nathorff, S. 14
- ⁷⁸ Kolb an René Schickele, 2. Januar 1934, zit. nach Strohmeyr, *Kolb*, S. 198
- ⁷⁹ Kolb an René Schickele, 2. Januar 1934, zit. nach ebd., S. 223
- ⁸⁰ 18. Februar 1933, zit. nach ebd. S. 183 f.
- ⁸¹ Zit. nach Bauschinger, *Kolb*, S. 128
- ⁸² 6. Februar 1935, zit. nach Strohmeyr, *Kolb*, S. 188
- ⁸³ Zit. nach ebd., S. 217 f.
- ⁸⁴ Zit. nach ebd., S. 225
- ⁸⁵ Kolb/Schickele, *Briefe*, S. 100 f.
- ⁸⁶ Zit. nach Strohmeyr, *Kolb*, S. 193 f.
- ⁸⁷ Ebd., S. 194
- ⁸⁸ Kolb/Schickele, *Briefe*, S. 267
- ⁸⁹ 11. November 1933, zit. nach ebd., S. 192
- ⁹⁰ An Ilse Gräfin Seilner, 27. Juli 1944, zit. nach Bauschinger, *Kolb*, S. 175
- ⁹¹ Zit. nach Strohmeyr, *Kolb*, S. 236
- ⁹² Ebd., S. 236
- ⁹³ Die folgende Darstellung beruht vor allem auf den Publikationen von Irmela von der Lühe. Ihrer Erika Mann-Biografie (1993) ist auch der Titel dieses Porträts entlehnt
- ⁹⁴ Zit. nach Lühe, in: Spalek/Strelka, S. 290 f.
- ⁹⁵ Ebd., S. 291
- ⁹⁶ Mann, *Blitze überm Ozean*, S. 13
- ⁹⁷ Lühe, in: Spalek/Strelka, S. 172
- ⁹⁸ Gespräch mit Fritz Raddatz, 1965, in: Mann, *Briefe*, S. 113
- ⁹⁹ Vgl. Lühe, in: Spalek/Strelka, S. 292 f.
- ¹⁰⁰ Vgl. ebd., S. 293 f.
- ¹⁰¹ Mann, *Briefe*, S. 140; vgl. auch Lühe, in: Spalek/Strelka, S. 303
- ¹⁰² Lühe, in: Spalek/Strelka, S. 293
- ¹⁰³ Vgl. Häntzschel, *Aspekte*, S. 105
- ¹⁰⁴ Lühe, in: Spalek/Strelka, S. 302
- ¹⁰⁵ Vgl. ebd., S. 294; zum Folgenden vgl. ebd.
- ¹⁰⁶ Lühe, *Mann. Biografie*, S. 184
- ¹⁰⁷ Mann, Erika: *Wenn die Lichter ausgehen. Geschichten aus dem Dritten Reich*. Rowohlt, Reinbek 2005
- ¹⁰⁸ Lühe, in: Spalek/Strelka, S. 295
- ¹⁰⁹ Vgl. ebd., S. 296
- ¹¹⁰ Vgl. ebd., S. 299
- ¹¹¹ Vgl. ebd., S. 306
- ¹¹² Zit. nach ebd., S. 304
- ¹¹³ Vgl. ebd., S. 306
- ¹¹⁴ Lühe, *Mann. Biografie*, S. 249
- ¹¹⁵ Zit. nach Häntzschel, *Brecht*, S. 181
- ¹¹⁶ Vgl. dazu Jäger, S. 41 ff.; auf dieser Monografie fusst die folgende Darstellung
- ¹¹⁷ Vgl. Wolf, S. 342
- ¹¹⁸ Zit. nach Lühe, *Mann. Biografie*, S. 160
- ¹¹⁹ Die folgenden Informationen über Wege in die Emigration und Stationen des Exils entstammen im Wesentlichen Walter, *Exilliteratur*, Bd. 1-3, passim
- ¹²⁰ Arendt im Fernsehgespräch mit Günter Gaus, zit. nach Grunenberg, S. 171 f.
- ¹²¹ Zit. nach Dippel, S. 100
- ¹²² Zit. nach ebd., S. 162
- ¹²³ Dazu wird im Kapitel *Alltag im Exil* noch Näheres zu berichten sein

- ¹²⁴ Dies und der folgende Absatz, vgl. Häntzschel, *Aspekte*, S. 102 f.
- ¹²⁵ Zit. nach Lühe, *Mann. Biografie*, S. 160
- ¹²⁶ Häntzschel, *Aspekte*, S. 103
- ¹²⁷ Nathorff, *Tagebuch*, S. 127
- ¹²⁸ Dies und der folgende Absatz vgl. Häntzschel, *Aspekte*, S. 103 f.
- ¹²⁹ Ebd., S. 104
- ¹³⁰ Vgl. ebd., S. 105 f.
- ¹³¹ Vgl. die entsprechenden Artikel bei Wall und das Porträt Veza Canettis in diesem Buch
- ¹³² Vgl. dazu Mittag, *Verdamnte*, S. 20-26; Vormeier, passim
- ¹³³ Zit. nach Voswinckel/Berninger, S. 15
- ¹³⁴ Vgl. Vormeier, S. 188-192
- ¹³³ Zit. nach Voswinckel/Berninger, S. 153
- ¹³⁶ Ebd., S. 163
- ¹³⁷ Pauli, S. 267
- ¹³⁸ Vgl. dazu Winckler, S. 88 ff., und Werner, *Gmeyer*, S. 256 ff.
- ¹³⁹ Winckler, S. 89
- ¹⁴⁰ Kaus, *Leben*, S. 224 f.
- ¹⁴¹ Werner, *Gmeyer*, S. 256; auf Werners zusammenfassender Darstellung fassen die folgenden Bemerkungen
- ¹⁴² Pauli, S. 9
- ¹⁴³ Werner, *Gmeyer*, S. 260
- ¹⁴⁴ Zit. nach Schoppmann, S. 173 f.
- ¹⁴⁵ Spiel, *Briefwechsel*, S. 8
- ¹⁴⁶ Zum Folgenden vgl. Pazi, S. 317 h
- ¹⁴⁷ Zit. nach Serke, S. 51
- ¹⁴⁸ Vgl. dazu Hilzinger, passim
- ¹⁴⁹ Scheer, S. 112
- ¹⁵⁰ Vgl. dazu Grunenberg, S. 215 ff.
- ¹⁵¹ Vgl. dazu auch Quack, passim
- ¹⁵² Zit. nach Zehl Romero, S. 386
- ¹⁵³ Zit. nach ebd., S. 388
- ¹⁵⁴ Zit. nach Bauschinger, *Lasker-Schüler. Biographie*, S. 55
- ¹⁵⁵ Sackville-West, S. 253
- ¹⁵⁶ Zit. nach Alsberg, S. 112
- ¹⁵⁷ Zit. nach Bauschinger, *Lasker-Schüler. Werk*, S. 267
- ¹⁵⁸ Vgl. dazu Bauschinger, *Lasker-Schüler. Biographie*, S. 431 ff.
- ¹⁵⁹ *Heimweh*, in: *Lasker-Schüler*, S. 166
- ¹⁶⁰ Ebd., S. 337
- ¹⁶¹ Bauschinger, *Lasker-Schüler. Werk*, S. 275
- ¹⁶² Bauschinger, *Lasker-Schüler. Biographie*, S. 431
- ¹⁶³ Zit. nach Helfrich, S. i 76
- ¹⁶⁴ Grete Weil, *Generationen*, S. 8
- ¹⁶³ Zit. nach Braese, S. 106
- ¹⁶⁶ Ebd., S. in
- ¹⁶⁷ Weil, *Antigone*, S. 56
- ¹⁶⁸ Vgl. die Arbeiten von Helmut Göbel, Angelika Schedel und Sibylle Mulot
- ¹⁶⁹ Vgl. Schedel, S. 102 ff.
- ¹⁷⁰ Göbel, S. 4 f.
- ¹⁷¹ Gürtler/Schmid-Bortenschlager, S. 237
- ¹⁷² Kosenina, S. 82; auf Koseninas Studie fusst diese Deutung
- ¹⁷³ Gürtler/Schmid-Bortenschlager, S. 238
- ¹⁷⁴ Nach ebd., S. 67; auf dieser Darstellung fassen die folgenden Angaben
- ¹⁷³ Zit. nach ebd., S. 70
- ¹⁷⁶ Vgl. auch ebd., S. 68
- ¹⁷⁷ Walter, *Exilliteratur*, Bd. 2, S. 246
- ¹⁷⁸ Zit. nach Schoppmann, S. 12 iff.
- ¹⁷⁹ Zit. nach Zehl Romero, S. 286
- ¹⁸⁰ Vgl. Häntzschel, *Aspekte*, S. 105 f.
- ¹⁸¹ Kaus, *Leben*, S. 213 f.
- ¹⁸² Siehe dazu auch Walter, *Exilliteratur*, Bd. 2, S. 159 ff.
- ¹⁸³ Nathorff, *Tagebuch*, S. 169 f.
- ¹⁸⁴ Vgl. Häntzschel, *Aspekte*, S. 106
- ¹⁸³ Vgl. ebd., S. 103 ff.
- ¹⁸⁶ Zit. nach Winckler, S. 95
- ¹⁸⁷ Klapdor, S. 15 ff.
- ¹⁸⁸ Zit. nach Moore, S. 27
- ¹⁸⁹ Vgl. dazu auch Walter, *Exilliteratur*, Bd. 2, S. 247 ff. und Klapdor, S. 17 ff.
- ¹⁹⁰ Viertel, S. 356
- ¹⁹¹ Ebd., S. 376
- ¹⁹² Die folgenden Beispiele nach Mittag, *Emigrantinnen*, S. 20 ff. und Klapdor, S. 18-22
- ¹⁹³ Zit. nach Schoppmann, S. 18 f.
- ¹⁹⁴ Zit. nach Klapdor, S. 23; vgl. auch Schoppmann, S. 18 f.
- ¹⁹³ Zit. nach Schoppmann, S. 97
- ¹⁹⁶ Domin, *Natur*, S. 22
- ¹⁹⁷ Seghers/Herzfelde, S. 35
- ¹⁹⁸ Nathorff, *Tagebuch*, S. 149

- 199 Ebd., S. 171
- 200 Lessie Sachs, *Tag- und Nachtgedichte*. 1944; zit. nach Schoppmann, S. 126 f.
- 201 Vgl. dazu auch Klapdor, S. 23
- 202 Ebd., S. 26
- 203 Seghers/Herzfelde, S. 136
- 204 Zit. nach Schoppmann, S. 11; vgl. auch Klapdor, S. 26
- 205 Kaus, *Lehen*; zur Exilbiografie von Gina Kaus vgl. auch Malone, S. 751-761
- 206 Zit. nach Roth, S. 167
- 207 Kaus, *Leben*, S. 66
- 208 Roth, S. 167
- 209 Vgl. Weidermann, S. 79
- 210 Kaus, *Leben*, S. 231 f.
- 211 Ebd., S. 233 f.
- 212 Ebd., S. 234
- 213 Ebd., S. 236 f.
- 214 Ebd., S. 252 f.
- 215 Zit. nach Malone, S. 756
- 216 Nathorff, *Tagebuch*; auf der Einleitung des Herausgebers basiert das folgende Porträt
- 217 Ebd., S. 13
- 218 Ebd., S. 20
- 219 Ebd., S. 22
- 220 Ebd., S. n8f.
- 221 Ebd., S. 13
- 222 Ebd., S. 173
- 223 Ebd., S. 189 f.
- 224 Ebd., S. 197
- 225 Vgl. auch Schoppmann, S. 19
- 226 Auszug aus Bertolt Brecht, *Vom armen B. B.*, 1922
- 227 Das folgende Kapitel basiert auf Hiltrud Häntzschels Studie über Brechts Frauen und Werner Mittenzweis Brecht-Biografie
- 228 Vgl. Häntzschel, *Brecht*, S. 9 f.
- 229 Vgl. ebd., S. 10 ff.
- 230 Ebd.
- 231 Ebd., S. 13
- 232 Vgl. ebd., S. 12 f.
- 233 Vgl. ebd., S. 116
- 234 Zit. nach ebd., S. 102 f.
- 235 Zit. nach ebd., S. 118 f.
- 236 Ebd., S. 129
- 237 Ebd., S. 130
- 238 Ebd., S. 151
- 239 Zit. nach ebd., S. 13
- 240 Zit. nach ebd., S. 154
- 241 Vgl. ebd., S. 162 f.
- 242 Vgl. ebd., S. 164 f.
- 243 Vgl. ebd., S. 174
- 244 Vgl. ebd., 182 f.
- 245 Vgl. ebd., S. 177 h
- 246 Vgl. ebd., S. 206
- 247 Vgl. ebd., S. 206 ff.
- 248 Zit. nach ebd., S. 208
- 249 Zit. nach ebd., S. 206
- 250 Ebd., S. 193
- 251 Vgl. ebd., S. 193 f.
- 252 Zit. nach ebd., S. 218
- 253 Vgl. ebd., S. 213
- 254 Zit. nach ebd., S. 219
- 255 Vgl. Mittenzwei, Bd. 1, S. 509; vgl. auch Häntzschel, *Brecht*, S. 215
- 256 Häntzschel, *Brecht*, S. 216 f.
- 257 Ebd., S. 218
- 258 Vgl. Berlau, S. 78
- 259 Vgl. Häntzschel, *Brecht*, S. 228 ff.
- 260 Ebd., S. 239
- 261 Vgl. Mittenzwei, Bd. 2, S. 73 f.; vgl. auch Häntzschel, *Brecht*, S. 242 f.
- 262 Häntzschel, *Brecht*, S. 238
- 263 Vgl. ebd., S. 236 ff.
- 264 Vgl. ebd., S. 261
- 265 Domin, *Natur*, S. 3
- 266 Vgl. dazu auch Schoppmann, S. 23 f.
- 267 Ausländer, *Gedichte*, Bd. 5, S. 98
- 268 Vgl. Häntzschel, *Aspekte*, S. 105
- 269 Zit. nach Schmidinger/Schoeller, S. 178
- 270 Grunenberg, S. 220
- 271 Zit. nach Schoppmann, S. 231; vgl. auch Häntzschel, *Aspekte*, S. 105
- 272 Zit. nach Schoppmann, S. 29
- 273 Vgl. Deutschkron, *Emigrant*
- 274 Zit. nach Walter, *Exilliteratur*, Bd. 2, S. 177; auf die hier genannten Fakten stützt sich die folgende Darstellung
- 275 Vgl. ebd., S. 182
- 276 Vgl. ebd., S. 252
- 277 Keun, *Briefe*, S. 248
- 278 Keun, *Bilder*, S. 26
- 279 Ebd., S. 24 f.
- 280 Vgl. Mittag, *Verdamnte*, S. 180

- 281 Walter Mehring über das Lager
St. Cyprien; zit. nach ebd., S. 12
- 282 Domin, *Natur*, S. 18
- 283 Vgl. auch Klapdor, S. 26
- 284 Zit. nach Helfrich, S. 176
- 285 Vgl. dazu die Analyse des Romans bei
Werner, *Gmeyner*, S. 240-286
- 286 Spiel, *Lisas Zimmer*, S. 43
- 287 Zum Folgenden vgl. Mittag, *Erinnern*,
S. 54 ff.
- 288 Vgl. ebd., S. 56
- 289 Vgl. ebd., S. 55 f.
- 290 Häntzschel, *Aspekte*, S. 110f.
- 291 Vgl. Mittag, *Erinnern*, S. 63
- 292 Vgl. Häntzschel, *Aspekte*, S. in
- 293 Vgl. Mittag, *Erinnern*, S. 63
- 294 Kaléko, *Zeitgenossen*, S. 76
- 295 In Adornos Aufsatz *Kulturkritik und Ge-
sellschaft* von 1949 heisst es: «nach
Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist
barbarisch, und das frisst auch die Er-
kenntnis an, die ausspricht, warum es un-
möglich ward, heute Gedichte zu schrei-
ben.» Zit. nach Schnell, *Geschichte*.
S. 129
- 296 Zit. nach Bauschinger, *Lasker-Schüler.
Biographie*, S. 5 5
- 297 Lasker-Schüler, S. 345
- 298 Schoppmann, S. 124
- 299 Mein Dank gilt Doris Hermanns, die eine
Biografie über Christa Winsloe vorberei-
tet, für bisher unveröffentlichte Informati-
onen und die kritische Lektüre dieses Tex-
tes
- 300 Dieses Porträt beruht v. a. auf dem Aufsatz
von Moore, S. 21-39
- 301 Viertel, S. 377 f.
- 302 Moore, S. 23
- 303 Viertel, S. 349
- 304 Moore, S. 23
- 303 Ebd., S. 26
- 306 Zit. nach ebd., S. 23
- 307 Viertel, S. 328
- 308 Kaus, *Lehen*, S. 252
- 309 Baum, *Erinnerungen*, S. 474
- 310 Ebd., S. 483
- 311 Zit. nach Moore, S. 38
- 312 Vgl. dazu Zehl Romero, S. 270; auf Zehl
Romeros Biografie fusst das folgende
Porträt
- 313 Zit. nach Weidermann, S. 188
- 314 Seghers/Herzfelde
- 315 Zehl Romero, S. 151
- 316 Ebd., S. 153
- 317 Ebd., S. 280
- 318 Seghers/Herzfelde, S. 34 ff.;
vgl. auch Klapdor, S. 12
- 319 Zit. nach Zehl Romero, S. 368
- 320 Zit. nach ebd., S. 384
- 321 Zit. nach ebd., S. 395
- 322 Ebd., S. 406
- 323 Zit. nach ebd., S. 415
- 324 Ndiaye, *Wer schreibt, handelt*
- 325 Zit. nach Zehl Romero, S. 400 f.
- 326 Vgl. Mittag, *Verdammte*, S. 20-43
- 327 Ebd., S. 255
- 328 Zit. nach ebd., S. 12
- 329 Vgl. ebd., S. 27
- 330 Schramm, S. 4 ff.
- 331 Vgl. auch Mittag, *Verdammte*, S. 36
- 332 Schramm, S. 8 f.
- 333 Vgl. Mittag, *Verdammte*, S. 45
- 334 Ebd.
- 333 Zit. nach ebd., S. 161
- 336 Vgl. ebd., S. 55
- 337 Ebd., S. 57
- 338 Ebd., S. 87
- 339 Zit. nach ebd., S. 93
- 340 Zit. nach Schramm, S. 106 f.
- 341 Zit. nach Mittag, *Verdammte*, S. 99
- 342 Ebd., S. 99 ff.
- 343 Zit. nach ebd., S. 248
- 344 Zit. nach ebd., S. 62
- 345 Zit. nach ebd., S. 62 f.
- 346 Vgl. dazu ebd., S. 157-182
- 347 Ebd., S. 164
- 348 Ebd., S. 166
- 349 Zit. nach ebd., S. 169
- 330 Zit. nach ebd., S. 241
- 331 Weidermann, S. 50
- 332 Zit. nach Mittag, *Verdammte*, S. 171
- 333 Ebd., S. 177
- 334 Das folgende Kurzporträt stützt sich v.a.
auf die Biografie von Ruth Dinesen und
auf Holzschuhs kritische Textanalyse

- ³⁵⁵ Sachs, *Briefe*, S. 238
³⁵⁶ Sachs, *Gebete für den toten Bräutigam*
³⁵⁷ Holzschuh, S. 353
³⁵⁸ Schnell, *Finstere Zeiten*, S.120
³⁵⁹ Vgl. Wall, Bd. 1 S. 215
³⁶⁰ Vgl. von der Decken, S.301
³⁶¹ Vgl. Wall, Bd. 2, S. 109
³⁶² Zit. nach Bendt/Schmidgall, S. 421
³⁶³ Zit. nach ebd., S. 326
³⁶⁴ Zit. nach ebd., S. 327
³⁶⁵ Zit. nach Reichert, S. 130
³⁶⁶ Häntzschel, *Fleisser*, S. 15; auf dieser
 und Carl-Ludwig Reicherts Fleisser-Bio-
 grafie beruht dieses Porträt
³⁶⁷ Ebd., S. 95
³⁶⁸ Ebd., S. 205
³⁶⁹ Ebd., S. 229
³⁷⁰ Zit. nach Häntzschel, *Brecht*, S. 91
³⁷¹ Zit. nach Reichert, S. 133
³⁷² Zit. nach Häntzschel, *Fleisser*, S. 289
³⁷³ Vgl. ebd., S. 291
³⁷⁴ Vgl. ebd., S. 294
³⁷⁵ Fleisser-Nachlass, zit. nach ebd., S. 301
³⁷⁶ Zit. nach ebd., S. 296 f.
³⁷⁷ Spiel, *Lisas Zimmer*, S. 123
³⁷⁸ Vgl. dazu auch Häntzschel, *Aspekte*,
 S. 111
³⁷⁹ Vgl. auch Schoppmann, S. 29
³⁸⁰ Arendt, *Besuch in Deutschland*; zit. nach
 Grunenberg, S. 276 f.
³⁸¹ Kaus, *Leben*, S. 263
³⁸² Zit. nach Lühe, *Mann. Biografie*, S. 269
³⁸³ Vgl. Häntzschel, *Aspekte*, S. 111
³⁸⁴ Ebd., S. 113
³⁸⁵ Ebd., S. 112 f.
³⁸⁶ Kaléko, *Sturm*, S. 136
³⁸⁷ Domin, *Natur*, zit. nach Lermen/ Braun,
 S. 12
³⁸⁸ *Landen dürfen*, zit. nach ebd., S. 13
³⁸⁹ Domin, *Natur*, zit. nach ebd., S. 12
³⁹⁰ Zit. nach ebd., S. 17
³⁹¹ Domin, *Hier*, S. 19
³⁹² *Hoffnung*, 1982, zit. nach Lermen/ Braun,
 S. 21
³⁹³ Domin, *Natur*, S. 34
³⁹⁴ Notiz Rose Ausländers von 1962, zit.
 nach Helfrich, S. 169
³⁹⁵ Vgl. ebd., S. 298 ff.
³⁹⁶ Zit. nach ebd., S. 256
³⁹⁷ Ausländer, *Werke*, Bd. 3, S. 104

Verzeichnis der verwendeten Literatur

Primärliteratur

- Ausländer, Rose: *Gesammelte Werke in sieben Bänden*. Hg. von Helmut Braun. S. Fischer, Frankfurt am Main 1984 ff.
- Baum, Vicki: *stud, ehem. Helene Willfüer*. Berlin 1929
- Dies.: *Menschen im Hotel. Ein Kolportageroman mit Hintergründen*. Berlin 1929
- Dies.: *Hotel Shanghai*. New York 1939
- Dies.: *Hier stand ein Hotel*. New York 1947
- Dies.: *Es war alles ganz anders. Erinnerungen*. Berlin 1962
- Berlau, Ruth: *Brechts Lai-Tu. Erinnerungen und Notate*. Hg. von Hans Bunge. Darmstadt 1985
- Brecht, Bertolt: *Werke. Grosse kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe*. Bd. 12. Gedichte 2, Hg. von Werner Hecht (u.a.). Suhrkamp, Berlin/Frankfurt am Main 1988
- Dauber, Doris: *Eine Nacht – ein Leben. Autobiographische Skizzen einer unbekanntenen Frau*. Rudolstadt 1949
- Domin, Hilde: *Hier*. Frankfurt am Main 1964
- Dies.: *Von der Natur nicht vorgesehen. Autobiographisches*. Piper, München 1988
- Fittko, Lisa: *Mein Weg über die Pyrenäen. Erinnerungen 1940/41*. München 1985
- Fromm, Bella: *Als Hitler mir die Hand küsste*. Rowohlt, Berlin 1993
- Gmeyner, Anna: *Café du Dôme*. London 1941 (Nachdruck der engl. Ausgabe Bern 2006)
- Isolani, Gertrud: *Stadt ohne Männer*. Zürich 1945 (Neuausgaben 1959,1979)
- Kaléko, Mascha: *Das lyrische Stenogrammheft*. Berlin 1933 (Neuausgabe 1956)
- Dies.: *Verse für Zeitgenossen*. Reinbek 1975
- Dies.: *In meinen Träumen läutet es Sturm. Gedichte und Epigramme aus dem Nachlass*. Hg. und eingeleitet von Gisela Zoch-Westphal. München 1997
- Dies.: *Die paar leuchtenden Jahre. Mit einem Essay von Horst Krüger*. Hg., eingeleitet und mit der Biografie *Aus den sechs Leben der Mascha Kaléko* von Gisela Zoch-Westphal. 8. Aufl., München 2009
- Kaus, Gina: *Die Schwestern Kleb*. Amsterdam 1933
- Dies.: *Katharina die Grosse*. Amsterdam 1935
- Dies.: *Luxusdampfer. Roman einer Überfahrt*. Amsterdam 1937
- Dies.: *Der Teufel nebenan*. Amsterdam 1940
- Dies.: *Und was für ein Leben ... mit Liebe und Literatur, Theater und Film. Autobiographie*. Hamburg 1979 (Neuausgabe u. d.T.: *Von Wien nach Hollywood*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1990)
- Keun, Irmgard: *Gilgi, eine von uns*. Berlin 1931
- Dies.: *Das kunstseidene Mädchen*. Berlin 1932
- Dies.: *Nach Mitternacht*. Amsterdam 1937
- Dies.: *D-Zug dritter Klasse*. Amsterdam 1938
- Dies.: *Kind aller Länder*. Amsterdam 1938
- Dies.: *Bilder und Gedichte aus der Emigration*. Köln 1947
- Dies.: *Ich lebe in einem wilden Wirbel. Briefe an Arnold Strauss 1933-1947*. Hg. von Gabriele Kreis und Marjory S. Strauss. Claassen, Düsseldorf 1988

- Kolb, Annette: *Memento*. Frankfurt am Main 1960
- Dies.: *Die Romane. Das Exemplar. Daphne Herbst. Die Schaukel*. Frankfurt am Main 1968
- Dies, und René Schickele: *Briefe im Exil. 1933-1940*. Hg. von Hans Bender (u.a.). Hase & Koehler, Mainz 1987
- Lasker-Schüler, Else: *Gedichte. 1902-1943*. Hg. von Friedhelm Kemp. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2009
- Mann, Erika: *Briefe und Antworten*. Bd. 1. 1922-1950. Hg. von Anna Zanco Prestel. 2 Bde. München 1988
- Dies.: *Blitze überm Ozean. Aufsätze, Reden, Reportagen*. Hg. von Irmela von der Lühe und Uwe Naumann. Rowohlt, Reinbek 2000
- Dies.: *Wenn die Lichter ausgehen. Geschichten aus dem Dritten Reich*. Rowohlt, Reinbek 2005
- Dies, und Klaus Mann: *Das Buch von der Riviera*. München 1930 (Neuausgabe, Rowohlt, Reinbek 2004)
- Nathorff, Hertha: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin – New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1943*. Hg. von Wolfgang Benz. Fischer, Frankfurt am Main 2009
- Pauli, Hertha: *Der Riss der Zeit geht durch mein Herz*. Wien 1970
- Sachs, Lessie: *Tag- und Nachtgedichte. Mit einem Geleitwort von Heinrich Mann*. New York 1944
- Sachs, Nelly: *In den Wohnungen des Todes*. Frankfurt am Main 1947
- Dies.: *Briefe*. Hg. von Ruth Dinesen und Helmut Müsseener. Frankfurt am Main 1984
- Sackville-West, Vita: *Geliebtes Wesen. Briefe von Vita Sackville-West an Virginia Woolf*. Hg. von Louise DeSalvo und Mitchell A. Leaska. S. Fischer, Frankfurt am Main 1999
- Scheer, Maximilian: *Paris-New York*. Berlin 1966
- Schramm, Hanna: *Menschen in Gurs. Erinnerungen an ein französisches Internierungslager (1940-1941)*. Worms 1977 (erweiterte Neuausgabe)
- Seghers, Anna: *Das siebte Kreuz. Roman aus Hitlerdeutschland*. Mexiko 1942
- Dies.: *Transit*. New York 1944 (deutsche Erstausgabe: Konstanz 1948)
- Dies.: *Der Ausflug der toten Mädchen und andere Erzählungen*. New York 1946
- Dies.: *Die Toten bleiben jung*. Berlin 1949
- Dies, und Wieland Herzfelde: *Gewöhnliches und gefährliches Leben. Ein Briefwechsel aus der Zeit des Exils 1939-1946*. Luchterhand, Darmstadt 1986
- Spiel, Hilde: *Lisas Zimmer*. München 1968
- Dies.: *Die hellen und die finsternen Zeiten. Erinnerungen 1911-1946*. List, München 1989
- Dies.: *Briefwechsel*. Hg. von Hans A. Neunzig. List, München 1995
- Steffin, Margarete: *Konfutsse versteht nichts von Frauen*. Nachgelassene Texte. Hg. von Inge Gellert. Rowohlt, Berlin 1991
- Sternheim, Thea: *Tagebücher 1903-1971*. Hg. von Thomas Ehram und Regula Wyss im Auftrag der Heinrich Enrique Beck-Stiftung. Bd. 3. 1936-1951. Wallstein, Göttingen 2002
- Thomas, Adrienne: *Reisen Sie ab, Mademoiselle!* Stockholm 1944 (Neuausgabe 1982)
- Dies.: *Ein Fenster am East River*. Amsterdam 1945
- Viertel, Salka: *Das unbelehrbare Herz. Ein Leben in der Welt des Theaters, der Literatur und des Films*. Hamburg 1970
- Weil, Grete: *Meine Schwester Antigone. Roman*. Zürich/Köln 1980
- Dies: *Generationen*. Zürich/Köln 1983

Wissenschaftliche Literatur

- Alsberg, Paul (Hg.): «*Jedes Wort hab ich vergoldet.*» XIII. Else Lasker-Schüler-Forum. 26.-29. Oktober 2006 in Zürich. Zürich 2006 (Katalog)
- Arnold, Heinz Ludwig (Hg.). *Anna Seghers*. Text 4-Kritik. Zeitschrift für Literatur. Heft 38. München, April 1973
- Ders.: *Veza Canetti*. Text 4-Kritik. Zeitschrift für Literatur. Heft 156. München, Oktober 2002
- Barndt, Kerstin: *Sentiment und Sachlichkeit. Der Roman der neuen Frau in der Weimarer Republik*. Böhlau, Köln 2003
- Bauschinger, Sigrid: *Mascha Kaléko*, in: Spalek/Strelka, Bd. 2, S. 410-420
- Dies.: *Lyrikerinnen im amerikanischen Exil*. In: Spalek/Strelka, Bd. 3, T. 5, S. 217-242
- Dies.: *Else Lasker-Schüler. Ihr Werk und ihre Zeit*. Heidelberg 1980
- Dies. (Hg.): *Ich habe etwas zu sagen. Annette Kolb 1870-1967. (Ausstellung der Münchener Stadtbibliothek)* München 1993
- Dies.: *Else Lasker-Schüler. Eine Biographie*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2006
- Bell, Robert E: *Vicki Baum*. In: Spalek/Strelka, Bd. 1, S. 252
- Bender, Stephanie: *Lebensentwürfe im Romanwerk Irmgard Keuns*. Driesen, Taunusstein 2000
- Bendt, Jutta und Karin Schmidgall: *Ricarda Huch 1864-1947. Ausstellung und Katalog des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum*. Marbacher Katalog 47, Marbach 1994
- Benz, Wolfgang (Hg.): *Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration*. Beck, München 1991
- Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*. hg. vom Institut für Zeitgeschichte, München, unter der Gesamtleitung von Werner Röder und Herbert A. Strauss, 3 Bde. München 1980-1983
- Bolbecher, Siglinde u.a. (Hg.): *Frauen im Exil*. Drava, Klagenfurt 2005
- Bolius, Gisela: *Lisa Tetzner. Leben und Werk*. Dipa, Frankfurt am Main 1997
- Braese, Stephan: *Die andere Erinnerung. Jüdische Autoren in der westdeutschen Nachkriegsliteratur*. Philo, Berlin/Wien 2002
- Braun, Michael: *Rückkehr aus dem Exil. Zu Hilde Domin's Roman «Das zweite Paradies»*.
In: v. Wangenheim, Bettina (Hg.): *Vokabular der Erinnerungen. Zum Werk von Hilde Domin*. Aktualisierte Neuausgabe von Iseluis Metz. Fischer, Frankfurt am Main 1998, S. 96-104
- Brinker-Gabler, Gisela u.a. (Hg.): *Deutsche Literatur von Frauen*. Bd. 2: 19. und 20. Jahrhundert. Beck, München 1988
- Dies.: *Perspektiven des Übergangs*. In: dies., S. 168-205
- Bronnen, Barbara: *Fliegen mit gestutzten Flügeln. Die letzten Jahre der Ricarda Huch 1933-1947 – Arche*, Zürich/Hamburg 2007
- Decken, Godele von der: *Die neue ‚Macht des Weibes‘. Frauen-Literatur im Umkreis des Nationalsozialismus*. In: Brinker-Gabler, *Deutsche Literatur von Frauen*, S. 285-304
- Deutschkron, Inge: *Emigranto. Vom Überleben in fremden Sprachen*. Transit, Berlin 2001
- Dinesen, Ruth: *Nelly Sachs – eine Biografie*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1999
- Dippel, John V. H.: *Die grosse Illusion. Warum deutsche Juden ihre Heimat nicht verlassen wollten*. Beltz, Weinheim 1997

- Durzak, Manfred (Hg.): *Die deutsche Exilliteratur 1933-1945*. Stuttgart 1973
- Eichmann-Leutenegger, Beatrice: *Gertrud Kolmar. Leben und Werk in Texten und Bildern*. Jüdischer Verlag, Frankfurt am Main 1993
- Engimann, Bettina: *Poetik des Exils. Die Modernität der deutschsprachigen Exilliteratur*. Niemeyer, Tübingen 2001
- Friedländer, Saul: *Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933-1939*. 2 Bde. München 1998, 2007
- Fritsch-Vivie, Gabriele: *Nelly Sachs*. Rowohlt, Reinbek 1993
- Gnüg, Hiltrud (Hg.): *Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2000
- Göbel, Helmut: «Zur Wiederentdeckung Veza Canettis als Schriftstellerin. Einige persönliche Anmerkungen». In: Veza Canetti. Edition Text + Kritik. Heft 156, S. 4-10
- Grunenberg, Antonia: *Hannah Arendt und Martin Heidegger. Geschichte einer Liebe*. Piper, München 2006
- Gürtler, Christa und Sigrid Schmid-Bortenschlager: *Erfolg und Verfolgung. Österreichische Schriftstellerinnen 1918-1945. Fünfzehn Porträts und Texte*. Residenz, Salzburg/Wien 2002
- Häntzschel, Hiltrud: *Geschlechtsspezifische Aspekte*. In: *Handbuch der deutschsprachigen Emigration*. 101-116
- Dies.: *Irmgard Keun*. Rowohlt, Reinbek 2001
- Dies.: *Brechts Frauen*. Rowohlt, Reinbek 2002
- Dies.: *„Ist Gilgi eine von uns?“ Irmgard Keuns Zickzackkurs durch die NS-Zensurbarrieren*. In: Wild, S. 183-192
- Dies.: *Marieluise Fleisser. Eine Biographie*. Insel, Frankfurt am Main 2007
- Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933*. Hg.v.d. Stiftung Jüdisches Museum Berlin und der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt am Main 2006 (Katalog)
- Helfrich, Cilly: «*Es ist ein Aschensommer in der Welt*». *Rose Ausländer. Biografie*. Quadriga, Weinheim 1995
- Hessing, Jakob: *Else Lasker-Schüler. Biografie einer deutsch-jüdischen Dichterin*. Karlsruhe 1985
- Hilzinger, Sonja: «*Ich hatte nur zu schweigen*». *Strategien des Bewältigens und Verdrängens der Erfahrung Exil in der Sowjetunion am Beispiel autobiografischer Texte*. In: *Exilforschung 11*. 1993,8. 31-52
- Holzschuh, Albrecht: *Lyrische Mythologeme. Das Exilwerk von Nelly Sachs*. In: Durzak, S. 344-357
- Jäger, Gudrun: *Gertrud Kolmar. Publikations- und Rezeptionsgeschichte*. Campus, Frankfurt am Main 1998
- Kannonier-Finster, Waltraud und Meinrad Ziegler: *Frauen-Leben im Exil*. Böhlau, Wien 1996
- Kaufmann, Eva: *Lebensanspruch und Kraftentwicklung. Anna Seghers (1900-1983). Ein Porträt*. In: Brinker-Gabler, *Deutsche Literatur von Frauen*, S. 352-364
- Ketelsen, Kai-Uwe: *Literatur und Drittes Reich*. Süddeutsche Hochschul-Verlagsgesellschaft, Scheinfeld 1992
- Klapdor, Heike: *Überlebensstrategie statt Lebensentwurf. Frauen in der Emigration*. In: *Exilforschung 11*. München 1993, S. 12-30
- Kosenina, Alexander: «*Wir erheben uns über das Land und verlassen es mit Verachtung*». *Veza Canettis Exilroman „Die Schildkröten“*. In: Wild, S. 77-86

- Kreis, Gabriele: *Frauen im Exil. Dichtung und Wirklichkeit*. Düsseldorf 1984
- Krohn, Claus-Dieter u.a. (Hg.): *Frauen und Exil. Zwischen Anpassung und Selbstbehauptung. Exilforschung – Ein internationales Jahrbuch*, Bd. 11, Edition Text + Kritik. München 1993
- Ders. u.a. (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1998
- Krüger, Dirk: *Die deutsch-jüdische Kinder- und Jugendbuchautorin Ruth Rewald und die Kinder- und Jugendliteratur im Exil*. Dipa, Frankfurt am Main 1990
- Lermen, Birgit und Michael Braun: *Hilde Domin. «Hand in Hand mit der Sprache»*. Bouvier, Bonn 1997
- Loster-Schneider, Gudrun: ‚Unerwünscht fremd?‘ *Zu Anna Seghers‘ ‚anderem‘ Identitätsroman Transit*. In: Wild, S. 377-386
- Lühe, Irmela von der: *Erika Mann*. In: Spalek/Strelka, Bd. 3.2, S. 289-310
- Dies.: *«Zum Andenken an die fröhlichste Stadt Zentraleuropas»*. *Veza Canettis ‚Die Schildkröten‘ im Kontext der deutschsprachigen Exilliteratur*. In: Veza Canetti. Edition Text 4-Kritik, Heft 156, S. 65-81
- Dies.: *Erika Mann. Eine Biografie*. Fischer, Frankfurt am Main 1993
- Dies.: *Erika Mann – Eine Lebensgeschichte*. Rowohlt, Reinbek 2009
- Malone, Dagmar: *Gina Kaus*. In: Spalek/Strelka, Bd. 1, S. 751-761
- Marchiewitz, Ingrid: *Irmgard Keun. Leben und Werk*. Königshausen & Neumann, Würzburg 1999
- Mittag, Gabriele (Hg.): *Gurs. Deutsche Emigrantinnen im französischen Exil*. Argon, Berlin 1992
- Dies.: *Erinnern, Schreiben, Überliefern. Über autobiographisches Schreiben deutscher und deutsch-jüdischer Frauen*. In: Krohn (u.a.), *Frauen und Exil*, S. 53-67
- Dies.: *Es gibt Verdammte nur in Gurs*. Attempto, Tübingen 1996
- Mittenzwei, Werner: *Das Leben des Bertolt Brecht oder der Umgang mit den Welträtsehn*. 2 Bde. Aufbau, Berlin/Weimar 1986
- Moore, Erna: *Exil in Hollywood: Leben und Haltung deutscher Exilautoren nach ihren autobiographischen Berichten*. In: Spalek/Strelka, Bd. 1, S. 21-39
- Mulot, Sybille: *Befreundet mit den Geliebten. (Über Veza Canetti)*. In: Spiegel online, 27.12.2001
- Ndiaye, Seynabou: *Wer schreibt, handelt. Exilliteratur und politisches Engagement bei Anna Seghers und Mongo Beti*. Peter Lang, Frankfurt am Main 2009
- Nöttelmann, Nicole: *Die Karrieren der Vicki Baum. Eine Biografie*. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2007
- Patka, Marcus G.: *Zu nahe der Sonne. Deutsche Schriftsteller im Exil in Mexiko*. Aufbau, Berlin 1999
- Patsch, Sylvia M.: ‚Und alles ist hier fremd‘. *Schreiben im Exil*. In: Brinker-Gabler, *Deutsche Literatur von Frauen*, S. 304-317
- Pazi, Margarita: *Staub und Sterne. Deutschschreibende Autorinnen in Erez-Israel und Israel*. In: Brinker-Gabler, *Deutsche Literatur von Frauen*, S. 317-333
- Quack, Sibylle: *Zuflucht Amerika. Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in die USA; 1933-1945*. Dietz, Bonn 1995
- Reichert, Carl-Ludwig: *Marieluise Fleisser*. München 2001
- Roloff, Gerhard: *Irmgard Keun – Vorläufiges zu Leben und Werk*. In: Würzner, Hans: *Zur deutschen Exilliteratur in den Niederlanden*. Amsterdam 1977, S. 45-68
- Rosenkranz, Jutta: *Mascha Kaléko. Biografie*. München 2006

- Roth, Marie-Louise: *Gina Kaus. Ein gestohlenen Leben*. In: Wild, S. 167-174
- Schedel, Angelika: *Vita Veza Canetti*. In: *Veza Canetti*. Edition Text + Kritik, Heft 156, S. 95-104
- Scheer, Maximilian: *Paris-New York*. Berlin 1966
- Schlenstedt, Silvia: *Bilder neuer Welten*. In: Gnüg, S. 300-317
- Schmidinger, Veit Johannes und Wilfried F. Schoeller: *Transit Amsterdam. Deutsche Künstler im Exil 1933-1945*. Buch & Media, München 2007
- Schnell, Ralf: *Dichtung in finsternen Zeiten. Deutsche Literatur und Faschismus*. Rowohlt, Reinbek 1998
- Ders.: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, 2. Aufl., Metzler, Stuttgart/Weimar 2003
- Schoeps, Karl-Heinz Joachim: *Literatur im Dritten Reich*, 2. Aufl., Weidler, Berlin 2000
- Schoppmann, Claudia (Hg.): *Im Fluchtgepäck die Sprache. Deutschsprachige Schriftstellerinnen im Exil*. Orlanda-Frauenverlag, Berlin 1991
- Serke, Jürgen: *Die verbrannten Dichter. Berichte. Texte. Bilder einer Zeit*. Weinheim 1977
- Siegel, Eva-Maria: *Jugend, Frauen, Drittes Reich. Autorinnen im Exil 1933-1945*. Centaurus, Pfaffenweiler 1993
- Soltau, Heide: *Trennungsspuren. Frauenliteratur in den 20er Jahren*. Frankfurt am Main 1984
- Dies.: *Die Anstrengungen des Aufbruchs. Romanautorinnen und ihre Heldinnen in der Weimarer Zeit*. In: Brinker-Gabler, *Deutsche Literatur von Frauen*, S. 220-235
- Sontheimer, Kurt: *Hannah Arendt. Der Weg einer grossen Denkerin*. Piper, München 2005
- Spalek, John M. und Joseph Strelka (Hg.): *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933*. Bd. 1. *Kalifornien*, Bd. 2. *New York*, Bd. 3. T. 1./2. *USA*. Bern/München 1976ff.
- Spiel, Hilde: *Psychologie des Exils, in: Österreicher im Exil 1934 bis 1945. Protokoll des Internationalen Symposiums zur Erforschung des Österreichischen Exils von 1934 bis 1945*. Hg. v. Dokumentenarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 1977
- Stephan, Alexander: *Die deutsche Exilliteratur 1933-1945*. München 1979
- Ders.: *Anna Seghers im Exil. Essays, Texte, Dokumente*. Bouvier, Bonn 1993
- Strohmeier, Armin: *Annette Kolb. Dichterin zwischen den Völkern*. München 2002
- Ders.: *Verlorene Generation. Dreissig vergessene Dichterinnen und Dichter des «anderen Deutschland»*. Atrium, Zürich 2008
- Tauschwitz, Marion: *Dass ich sein kann, wie ich bin. Hilde Domin. Die Biographie*. Palmyra, Heidelberg 2009
- Vormeier, Barbara: *Dokumentation zur französischen Emigrantenpolitik (1933-1944)*. In: Schramm, S. 157-245
- Voswinckel, Ulrike und Frank Berninger (Hg.): *Exil am Mittelmeer. Deutsche Schriftsteller in Südfrankreich von 1933-1941*. Buch & Media, München 2005
- Wall, Renate (Hg.): *Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen im Exil 1933-1945*. 2 Bde. Kore Edition, Freiburg 1995
- Walter, Hans-Albert: *Deutsche Exilliteratur 1933-1950*. Bd. 1: *Deutsche Exilpresse 1933-1950* Bd. 2: *Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis*, Bd. 3: *Internierung, Flucht und Lebensbedingungen im Zweiten Weltkrieg*. Metzler, Stuttgart 1978-88
- Walter, Ingrid: *Dem Verlorenen nachspüren. Autobiografische Verarbeitung des Exils deutschsprachiger Schriftstellerinnen*. Driesen, Taunusstein 2000

- Weidemann, Volker: *Das Buch der verbrannten Bücher*. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2008
- Werner, Birte: *Illusionslos. Hoffnungsvoll. Die Zeitstücke und Exilromane Anna Gmeyners*. Wallstein, Göttingen 2006
- Werner, Charlotte Marlo: *Annette Kolb, eine literarische Stimme Europas*. Helmer, Königstein 2000
- Wild, Reiner (Hg.): *Dennoch leben sie. Verfemte Bücher, verfolgte Autorinnen und Autoren. Zu den Auswirkungen nationalsozialistischer Literaturpolitik*. Edition Text + Kritik. München 2003
- Winckler, Lutz: *Louise Straus-Ernst: ‚Zauberkreis Paris‘. Erfahrung und Mythos der ‚grossen Stadt‘*. In: *Exilforschung 11*. 1993, S. 88-105
- Wolf, Ruth: *Wandlungen und Verwandlungen. Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts*. In: Brinker-Gabler, *Deutsche Literatur von Frauen*, S. 334-352
- Woltmann, Johanna: *Gertrud Kolmar – Leben und Werk*. Wallstein, Göttingen 1995
- Zehl Romero, Christiane: *Anna Seghers. Eine Biographie 1900-1947*. Aufbau, Berlin 2000
- Zoch-Westphal, Gisela: *Aus den sechs Leben der Mascha Kaléko*. In: *Kaléko, Jahre*, S. 215-343

Rechtehinweise

Bildnachweise

Rose Ausländer	325
© Rose Ausländer Stiftung, Köln	
Vicki Baum	28
© ullstein bild/Hoppe	
Ruth Berlau, Bertolt Brecht, Bodil Ipsen und Helene Weigel (v. 1.)	198
© ullstein bild/Granger Collection	
Veza Canetti	153
© Carl Hanser Verlag München	
Hilde Domin	318
© Deutsches Literaturarchiv Marbach	
Marieluise Fleisser	303
© ullstein bild/Tucholka	
Ricarda Huch	298
© akg-images	
Mascha Kaléko	38
© Deutsches Literaturarchiv Marbach	
Gina Kaus	181
© ullstein bild/Fleischmann	
Irmgard Keun	49
© ullstein bild	
Annette Kolb	71
© ullstein bild/Hess	
Gertrud Kolmar	97
© akg-images	
Else Lasker-Schüler	143
© ullstein bild	
Erika Mann	84
© akg-images/Gottlieb	
Hertha Nathorff	190
© Deutsche Nationalbibliothek Deutsches Exilarchiv 1933-1945, Frankfurt am Main	
Nelly Sachs	285
© akg-images	

Anna Seghers	246
© akg-images/Thüringer Volksverlag	
Grete Weil	150
© Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München, Signatur: Grete Weil, Fotos 1	
Hermynia Zur Mühlen	158
© Rechtsnachfolger Hermynia Zur Mühlen	

Textnachweise

Elisabeth Augustin <i>gemigreerd – ausgewandert</i>	217
In: Lichtbandreihe. Buch 12, Dülmen 1977	
© 2010 Karen Augustin	
Rose Ausländer <i>Mutter Sprache</i>	330
<i>Mutterland</i>	215/325
In: Gesammelte Werke in sieben Bänden. Hg. von Helmut Braun.	
© S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1984	
Bertolt Brecht <i>Über die Bezeichnung Emigranten (Auszug)</i>	14
<i>Vom armen B. B., 1922 (Auszug)</i>	198
<i>What times are these</i>	96
In: Werke. Grosse kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Bd. 12.	
Hg. von Werner Hecht (u.a.).	
© Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1988	
Hilde Domin <i>Landen dürfen</i>	318
<i>Köln</i>	321
In: Gesammelte Gedichte.	
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1987	
Mascha Kaléko	
<i>Bleibtreu heisst die Strasse</i>	316
<i>Das sechste Leben</i>	38
In: In meinen Träumen läutet es Sturm. München 1977	
<i>Hätte ich einen Vater gehabt</i>	41
<i>Heimweh, statistisch erfasst</i>	46
<i>Mein Epitaph</i>	48
In: Die paar leuchtenden Jahre. München 2003 <i>Emigranten-Monolog</i>	233
In: Verse für Zeitgenossen. Erschienen im Rowohlt Verlag, Reinbek.	
©1975 Gisela Zoch-Westphal	

Else Lasker-Schüler	
<i>Die Verscheuchte</i>	236
<i>Mein blaues Klavier</i>	149
In: Gedichte. 1902-1943. Hg. von Friedhelm Kemp. © Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009	
Lessie Sachs <i>Und draussen weht ein fremder Wind</i> 178	
© Rechtsnachfolger Lessie Sachs	
Nelly Sachs <i>O die Schornsteine</i> 285	
In: Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. © Suhrkamp Verlag, Berlin 2010	
Herta Steinhart-Freund	
<i>Hungrig bin ich, geh zur Ruh</i>	278
© Helene Weigel, Saarbrücken	

Trotz aller Bemühungen konnten nicht alle Rechteinhaber ermittelt bzw. erreicht werden. Der Verlag verpflichtet sich, rechtmässige Ansprüche jederzeit in angemessener Form abzugelten.

Namensregister

- Adenauer, Konrad 293, 315, 334
Adler, Alfred 197
Adorno, Theodor W. 48, 234
Albert-Lasard, Lou 115
Alfen, Philip van 56
Andersch, Alfred 290
Andersen Nexö, Martin 210
Arendt, Hannah 104 f., 115, 120, 136, 138,
172, 218, 267, 270, 277, 313, 320
Asch, Schalom 55
Aub, Max 141
Auden, WH. 88
Auf richt, Ernst Josef 201
Augustin, Elisabeth 125, 216 f.
Augustin, Paul Felix 216
Ausländer, Ignaz 326 h
Ausländer, Rose 11, 18, 150, 215, 227, 235,
289, 325-330, 333
Bach, Susanne 231
Baerensprung, Horst 206
Balk, Theo 141, 252
Banholzer, Paula 201
Baum, Vicki 11 f., 15 f., 20, 23 f., 26-37, 49,
51, 69, 93, 103, 125, 137, 167, 183, 187,
189, 216, 220 f., 223 f., 231 f., 235, 241,
243 f., 280ff., 314, 333, 335 f.
Bäumer, Gertrud 69
Becher, Johannes R. 289
Benjamin, Walter 97, 99, 113, 119 f., 146, 201
Benn, Gottfried 20, 116, 299
Benz, Wolfgang 190
Beradt, Charlotte 171
Beradt, Martin 171
Berl-Lee, Maria 103
Berlau, Ruth 199, 202 f., 210-214, 314
Bermann Fischer, Gottfried 76, 79 ff., 103
Bernhard, Georg 5 5
Blei, Franz 116, 182 f.
Blencke, Erna 172
Bloch, Ernst 173
Bloch, Karola 173
Blücher, Heinrich 138
Bobrowski, Johannes 259
Böhlau, Helene 20
Böhm, Franz 300 f.
Bondi, Hilde 171
Börne, Ludwig 114
Brecht, Bertolt 13 f., 17, 57, 96, 123, 133, 156,
169, 172, 189, 198-214, 239, 261, 303-309,
314, 334
Bredel, Willi 165
Brentano, Bernard von 201
Breton, André 141, 256
Broch, Hermann 182
Brod, Max 130
Bruckner, Ferdinand 121
Brunner, Constantin 326
Buber, Martin 148, 249
Büchner, Georg 114, 297
Burckhardt, Carl Jacob 75
Canetti, Elias 153-157
Canetti, Veza 11, 103, 113, 153-157, 226
Castonier, Elisabeth 69, 171
Celan, Paul 290, 328
Cohn, Friedrich Theodor 21, 294
Courths Mahler, Hedwig 18
Daladier, Edouard 251, 254
Dauber, Doris 174
Desch, Kurt 308
Dessau, Paul 201
Dieterle, Charlotte 240
Dieterle, William 35, 135, 240
Dietrich, Marlene 34
Döblin, Alfred 50, 57, 122, 160, 201, 242
Dollfuss, Engelbert 103, 127
Domin, Hilde 11, 18, 175, 215, 227, 235,
289, 311f., 318-324, 333
Dostojewski, Fjodor M. 249
Doubleday, Nelson 34
Draws-Tychsen, Hellmut 303, 306 f.
Edvardson, Cordelia 296
Einstein, Albert 192
Einstein, Alfred 192
Einstein, Arthur 191
Einstein, Mathilde 191
Eisler, Hanns 141, 189, 201, 203, 208
Engels, Friedrich 114

- Enzensberger, Hans Magnus 290
 Erpenbeck, Fritz 134
 Fabian, Ruth 173
 Fabian, Walter 173
 Fassbinder, Rainer Werner 310
 Feuchtwanger, Lion 35, 114, 116, 137, 201,
 203, 215, 224, 240, 253, 304, 307, 309
 Feuchtwanger, Marta 231, 233, 270, 335
 Fischer, Samuel 16, 40
 Fittko, Hans 119
 Fittko, Lisa 119f., 231, 267, 270, 273, 335
 Fleisser, Marieluise 11ff., 23, 26 f., 69, 201,
 292, 303-310, 333 ff.
 François-Poncet, André 109
 Frank, Anne 125, 150
 Frank, Bruno 240 f.
 Frank, Liesl 240
 Frei, Bruno 141, 252
 Freud, Anna 69
 Freud, Sigmund 40, 148, 181
 Freundlich, Elisabeth 103, 173, 216, 231
 Frischauer, Eduard 181, 184f.
 Fromm, Bella 106-110, 173
 Fry, Varian 117-120, 135
 Fuchs, Friedrich 294
 Ganghofer, Ludwig 18
 Garbo, Greta 34, 243
 Gaulle, Charles de 284
 Gentet, Simone 238
 Gide, André 253, 276
 Giehse, Therese 86
 Giraudoux, Jean 74 f.
 Gmeyner, Anna 69, 92, 103, 120, 225, 228
 Goebbels, Joseph 65, 67, 300
 Goetz, Curt 241
 Goll, Claire 69
 Granach, Alexander 203
 Gross, Babette 141
 Gründgens, Gustav 86, 88
 Guggenheim, Sylvain 145
 Haindl, Bepp 303, 305, 307, 309 f.
 Handel-Mazzetti, Enrica von 19
 Harlan, Gudrun 288
 Hatvany, Ludwig 238
 Hauptmann, Elisabeth 19, 96, 199, 201-207,
 212, 314
 Hausmann, Manfred 72
 Hecht, Helios 327
 Hecht, Werner 201
 Heine, Heinrich 7, 42, 114, 233 ff., 329
 Held, Kurt 92, 233
 Hemingway, Ernest 282
 Henning, Magnus 86
 Henri IV 224
 Herdan-Zuckmayer, Alice 231, 335
 Hermann, Georg 55
 Herzfelde, Wieland 137, 155, 176, 227, 254 f.,
 262
 Hesse, Hermann 42, 80
 Hessel, Helen 115
 Hirsch, Käthe 231, 267, 275, 277
 Hirschfeld, Magnus 53
 Hitler, Adolf 11, 13, 58, 72, 78, 85 f., 89-94,
 99, 103 f., 107 f., 124, 126, 133, 136, 153,
 155, 167, 200, 218, 238, 250, 254f., 259,
 262, 269, 271, 294, 303, 307, 320
 Hodann, Max 53
 Holthusen, Hans Egon 47
 Holzschuh, Albrecht 290
 Horvath, Ödön von 92
 Hübsch, Benjamin 186
 Huch, Ricarda 11, 13, 19, 21, 292, 298-302,
 315, 333 f.
 Hürlimann, Martin 300
 Ihering, Herbert 305
 Isolani, Gertrud 69, 225, 230 f. 267, 273 f.,
 279-282, 284
 Israel, Max 107
 Jacob, Heinrich Eduard 281 f.
 Jacobs, Monty 42
 Jaeck, Lena 260
 Jahn, Hans Henny 250
 Janka, Walter 141
 Jaspers, Karl 248, 320
 Jesenska, Milena 182
 Jürgens, Curd 189
 Kaeser, Hildegard Johanna 113
 Kafka, Franz 19, 144
 Kahlo, Frida 141
 Kaléko, Mascha 11 ff., 15f., 18, 38-49, 69,
 131, 164, 218, 226, 234f., 311, 316, 333,
 335 f.
 Kaléko, Saul 39, 41, 44
 Kantorowicz, Alfred 171, 256
 Kantorowicz, Friedel 171, 270
 Kästner, Erich 17, 43, 66, 122

- Katz, Otto 141, 252
Kaus, Gina 11, 35, 66, 69, 93, 103, 112f., 115, 121, 125, 166, 178, 181-189, 216, 220 f., 225, 231 f., 241, 243, 314
Kaus, Otto 181 f., 185, 187
Keaton, Buster 119
Kerr, Alfred 131, 201, 305
Kersten, Kurt 257
Kessler, Harry Graf 74, 144
Kesten, Hermann 55, 75f., 123, 125, 224, 273, 283
Kesten, Toni 270, 273, 283
Keun, Irmgard 10 ff., 15f., 23 f., 26 f., 49-57, 59-63, 69, 71, 125, 220f., 223 ff., 235, 293, 314, 333, 335
Kiaulehn, Walter 131
Kierkegaard, Soren 249
Kipling, Rudyard 204
Kisch, Egon Erwin 55, 121, 125, 141, 182, 252
Kläber, Kurt 202
Kiabund 43
Klein, Stefan I. 159
Klemperer, Victor 129
Klopstock, Friedrich Gottlieb 290
Klüger, Ruth 278
Knittl, Julius 219
Kolb, Annette 11,13, 15, 19, 66, 69, 71-83, 115 f., 136, 220f., 231 f., 300, 333 f.
Kolmar, Gertrud 11, 17, 69, 97 ff., 226, 235, 287, 293
Körber, Lenka von 69
Körber, Lili 69, 226
Korff, Kurt 33
Kortner, Fritz 189, 203, 240
Kracauer, Siegfried 74
Kraft, Werner 148
Kranz, Joseph 182
Kraus, Karl 103,154, 182
Krehbiel-Darmstädter, Maria 275
Kroetz, Franz Xaver 310
Krohner, Paul 240
Kuby, Erich 308
Kuh, Anton 42
Kurz, Isolde 19
Laemmle, Carl 192
Lagerlöf, Selma 223, 287 f., 290
Landau, Lola 131 f., 231 f.
Landauer, Walter 56, 125
Landshoff, Fritz 125
Landshoff-Yorck, Ruth 174
Lang, Fritz 35, 203
Langgässer, Elisabeth 19, 292, 296 f.
Lask, Berta 133, 334
Lasker-Schüler, Else 10 f., 15, 18, 69, 122, 125, 130f., 143-149, 222, 226, 23 5ff., 333 f.
Lazard, Maria 113, 202
Le Fort, Gertrud von 19, 293, 315
Lederer, Joe 121
Lenya, Lotte 201
Leonhard, Rudolf 171
Lert, Richard 28 f.
Lessing, Gotthold Ephraim 290
Lévi-Strauss, Claude 256
Lewis, John L. 89
Lieber, Maxim 263 f.
Lind, Helmuth 279
Lorre, Peter 203, 206
Losa, Ilse 218, 311f.
Löwenstein, Hubertus Prinz zu 222, 270
Lubitsch, Ernst 35
Lukács, Georg 248
Luther, Martin 7, 66
Luxemburg, Rosa 69
Magnan, Fauchier 75
Mahir, Sabri 30
Mahler-Werfel, Alma 71, 182, 240
Mann, Erika 11 ff., 15 f., 18, 60, 69, 76, 80, 84-96, 101, 111f., 116, 118, 122f., 125, 174, 179 f., 216, 220ff., 225, 230, 239, 314
Mann, Heinrich 119, 203, 224, 232, 253
Mann, Katia 76
Mann, Klaus 79, 82, 85 f., 88, 91, 93 ff., 114, 116, 160, 216, 236
Mann, Thomas 35 f., 77, 79 ff., 87, 92, 116, 137, 160, 216, 224, 240, 291, 299
Mannheim, Dora 204
Mannheim, Karl 320
Marchwitza, Hans 141
Marcuse, Ludwig 116, 171, 203, 232
Marton, George 184, 188
Marx, Hilde 222
Marx, Karl 114, 222, 249
Massary, Fritzi 240
McCarthy, Joseph 203, 311, 314

- Mehring, Walter 86,119
 Meier-Graefe, Julius 116
 Mendelssohn, Peter de 13, 127f.
 Meyer, Andreas 148
 Michaelis, Karin 202, 211
 Miegel, Agnes 21, 315
 Misch, Carl 108
 Mitterer, Erika 292, 295
 Mockrauer, Johanna 202
 Moore, Marianne 330
 Mühsam, Erich 86
 Mumm von Schwarzenstein, Herbert 109
 Münzenberg, Willi 115, 141
 Musil, Robert 182
 Mussolini, Benito 320
 Nabokov, Vladimir 230
 Nathorff, Erich 193 f.
 Nathorff, Hertha 65, 112, 168 ff., 172, 177,
 190-197, 235
 Natonek, Hans 119
 Neher, Carola 201
 Neher, Caspar 214
 Nero 224
 Neruda, Pablo 257
 Neumann, Alfred 55
 Nicolas, Waltraud 133 h
 Norden, Albert und Herta 141
 Nöttelmann, Nicole 33
 Olden, Balder 131
 Oprecht, Emil 145 f., 219, 252
 Osten, Maria 133
 Ottwalt, Ernst 133
 Palm, Erwin Walter 320 ff.
 Palmer, Lilli 189
 Papen, Franz von 144
 Pauli, Hertha 69, 103, 118ff., 122, 136,
 216, 231
 Pfempfert, Anja 270
 Philipp II. 224
 Pinthus, Kurt 305
 Plivier, Theodor 55
 Polgar, Alfred 103, 122, 201, 240, 245, 305
 Preis, Max 28 f.
 Pressburger, Arnold 187 f.
 Prost-Leonhard, Yvette 171
 Querido, Emmanuel 125
 Raas, Emil 145
 Radbruch, Gustav 320
 Radvanyi, Laszlo 247 ff., 252, 254-258, 260
 Rasmussen, Knud 209
 Regler, Gustav 141
 Reich, Bernhard 204
 Reich-Ranicki, Marcel 128
 Reiner, Anna 69
 Reinhardt, Max 85, 240
 Remarque, Erich Maria 114, 167
 Renn, Ludwig 141
 Reuter, Gabriele 20
 Rewald, Ruth 69
 Richter, Hans 253
 Richter, Trude 133 f.
 Rilke, Rainer Maria 115, 144
 Ringelnatz 43
 Rinser, Luise 231
 Rolland, Romain 253
 Roosevelt, Eleanor 136, 222
 Roosevelt, Franklin D. 81
 Roth, Joseph 40, 55, 60, 62, 79, 116, 125, 224
 Rotterdam, Erasmus von 224
 Rubinstein, Hilde 134
 Rühle-Gerstel, Alice 69, 113, 229, 231
 Sachs, Lessie 163 f., 235
 Sachs, Nelly 10 f., 18, 69, 223, 227, 235,
 248, 285-290, 319, 323, 328, 333
 Sackville-West, Vita 144
 Sahl, Hans 117, 246
 Salin, Enar 288
 Sanzara, Rahel 19 f., 69
 Schaumann, Ruth 292-295, 315
 Scheer, Maximilian 137
 Schickele, René 72, 74, 77, 79 ff., 160
 Schnell, Ralf 291
 Schocken, Salman 147
 Scholem, Gershom 146
 Scholl, Hans und Sophie 301
 Schönberg, Arnold 35
 Schönthan, Doris von 174 f.
 Schramm, Hanna 231, 267, 271, 273, 277
 Schuschnigg, Kurt 103
 Schwarzschild, Leopold 80, 273
 Schwarzschild, Valerie 273
 Seghers, Anna 8, 10 ff., 15, 68, 113, 115,
 119f., 123, 133, 136 f., 141, 165, 176, 179,
 201, 221, 226ff., 246-264, 266, 314, 320,
 333-336

- Seghers, Hercules 248
 Seidel, Ina 19-22, 51, 99, 293, 315
 Serke, Jürgen 63
 Siegel, Eva Maria 9
 Siemsen, Anna 69, 239
 Simon, Ernst 148
 Sinclair, Upton 159
 Slezak, Walter 35
 Sperr, Martin 310
 Spiel, Hilde 11 ff., 69, 103, 127f., 197, 229,
 231 f., 239, 311
 Spira, Steffi 141
 Spitzer, Moritz 148
 Stalin, Josef 95, 133, 140, 254f., 262, 315
 Steffin, Margarete 133, 199 f., 202 f., 206-
 210, 212
 Steinhart-Freund, Thea 278
 Stern, Betty 268
 Stern, Jeanne 141, 256
 Stern, Kurt 141
 Sternheim, Carl 19, 275
 Sternheim, Mopsa 218
 Sternheim, Thea 115f., 218, 231, 267, 275
 Steuermann, Karl Friedrich 107
 Stockley, Germaine 73
 Strauss und Torney, Lulu von 21
 Straus-Ernst, Louise 121, 170
 Strauss, Arnold 54 ff., 60 ff., 223
 Suttner, Bertha von 68
 Taussig, Nadja 130
 Tergit, Gabriele 12, 18, 23, 26 f., 69, 131
 Tetzner, Lisa 68, 92, 202, 233
 Thiemiig, Helene 240
 Thiess, Frank 291
 Thomas, Adrienne 69, 93, 115, 120, 125, 220
 f., 229, 231, 267, 273 ff., 279, 282 ff.
 Thompson, Dorothy 81, 136, 238
 Toller, Ernst 113, 122
 Tralow, Charlotte 63
 Tralow, Irmgard 63
 Tralow, Johannes 50, 60f.
 Trotzki, Leo 140
 Tucholsky, Kurt 17, 43, 113
 Uhse, Bodo 141
 Ullstein, Hermann 33
 Unger, Alfred 171
 Varnhagen, Rahel 74
 Vermehren, Isa 231
 Viebig, Clara 18, 20 f., 69, 292, 294
 Viertel, Berthold 203, 240
 Viertel, Salka 3 5, 172, 189, 203, 231, 240-
 243
 Vinaver, Chemjo 39,43-46,48
 Vinaver, Steven 39, 44, 48
 Vorki, Isaac von 44
 Wall, Renate 70
 Walter, Bruno 240
 Walter, Hans-Albert 163
 Walter, Inge 120
 Walter, Lotte 240
 Wassermann, Sam 148
 Wedekind, Frank 19
 Wedekind, Pamela 86
 Wegner, Armin T. 131
 Weiss, Ernst 19, 113, 119
 Weichmann, Elsbeth 273
 Weidemann, Volker 282
 Weigel, Helene 172,198, 200-205, 208 f.
 Weil, Edgar 150
 Weil, Grete 11, 125, 150f., 335
 Weill, Kurt 201
 Weiskopf, F.C. 220, 257, 263
 Werfel, Franz 116, 137, 182, 186, 240
 Winsloe, Christa 13, 69, 237 ff.
 Wise, Stephen 89
 Wolf, Friedrich 116
 Wolff, Emmy 30
 Wolff, Helen 267, 270
 Wolff, Kurt 82, 116
 Wolff, Theodor 55
 Wolff, Victoria 216, 241
 Woolf, Virginia 144
 Zehl Romero, Christiane 259
 Zinner, Hedda 69, 133 f., 231 f., 239, 314,
 334
 Zoch-Westphal, Gisela 40
 Zoff, Marianne 201
 Zuckerkandl, Berta 18, 103, 115
 Zuckmayer, Carl 20, 241
 Zur Mühlen, Hermynia 12, 18, 69, 103, 158-
 162, 221, 225
 Zur Mühlen, Victor 159
 Zweig, Arnold 116, 130
 Zweig, Friederike Maria 231
 Zweig, Stefan 3 5, 60, 113, 125, 160, 224

Dank

Mein besonderer Dank gilt Georg P. Salzmann vom Dokumentations- und Forschungsarchiv «10. Mai 1933 – Deutsche Literatur auf dem Scheiterhaufen», dem Kenner und Sammler der verbrannten Bücher, als meinem ersten Leser. Für Unterstützung und konstruktive Zusammenarbeit danke ich Dr. Michael Davidis und Jutta Bendt-Gloge, Deutsches Literaturarchiv Marbach / N, Doris Hermanns, Utrecht, die eine Biografie über Christa Winsloe vorbereitet, sowie Dr. Bettina Conrad, München.

München, im Februar 2010

Edda Ziegler

Das Leben der erfolgreichsten deutschsprachigen Lyrikerin des 20. Jahrhunderts

Jutta Rosenkranz

Mascha Kaléko

1907-1975

ISBN 978-3-423-24591-3

Mascha Kaléko gehörte zur künstlerischen Bohème um Kurt Tucholsky, Werner Finck und anderen. Ihre Gedichte und Prosastücke erschienen regelmässig in der Vossischen Zeitung, sie schrieb Chansons und Texte für das Kabarett und 1933 erschien ihr erster Gedichtband. Mit ihren spielerisch-eleganten, spöttischscharfsinnigen Texten gewann sie ein grosses Publikum. Manche Zeilen aus ihren Gedichten sind zu geflügelten Worten geworden: «Alles hat seine zwei Schattenseiten», oder «Man braucht nur einen Menschen, den aber braucht man sehr».

«Die Gedichte von Mascha Kaléko sind Bestseller ...»

Der Spiegel

«... eine lesenswerte Biografie ... Man kann sie also endlich wieder umfassend entdecken, die heitere Trösterin, die dunkle Verständige, die grosse Lebenskünstlerin Mascha Kaléko.»

Stuttgarter Zeitung

Bitte besuchen Sie uns im Internet: www.dtv.de

Bücher gegen das Vergessen

Anatol Chari «**Udermensch**»
Mein Überleben durch Glück
und Privilegien
Mit Timothy Braatz
Übers, v. Franka Reinhart
ISBN 978-3-423-24770-2

Patricia Clough
In langer Reihe über das Haff
Die Flucht der Trakehner aus
Ostpreussen
Übers, v. Maja Ueberle-Pfaff
ISBN 978-3-423-34349-7

Inge Deutschkron
Ich trug den gelben Stern
ISBN 978-3-423-30000-1

**Mein Leben nach dem
Überleben**
ISBN 978-3-423-30789-5

**Ich trug den gelben Stern,
und was kam danach?**
Neuausgabe der beiden Bücher,
von der Autorin aktualisiert
ISBN 978-3-423-34563-7

Martin Doerry «**Mein ver-
wundetes Herz**»
Das Leben der Lilly Jahn
1900 – 1944
ISBN 978-3-423-34146-2

Feldpostbriefe aus Stalingrad
November 1942 bis Januar 1943
Hg. v. J. Ebert
ISBN 978-3-423-34269-8

Das Dritte Reich im Überblick
Chronik, Ereignisse, Zusammen-
hänge Hg. v. M. Broszat und
N. Frei
ISBN 978-3-423-34402-9

**Enzyklopädie des National-
sozialismus**
Hg. v. W. Benz, H. Graml und
H. Weiss
Aktualisierte und erweiterte
Neuausgabe
ISBN 978-3-423-34408-1

Eric Fiedler, Barbara Siebert,
Andreas Kilian
Zeugen aus der Todeszone
Das jüdische Sonderkommando
in Auschwitz
ISBN 978-3-423-34158-5

Lina Haag
Eine Hand voll Staub
Widerstand einer Frau
1933 bis 1945
ISBN 978-3-423-34258-2

Ruth Klüger **weiter leben**
Eine Jugend
ISBN 978-3-423-11950-4

Bitte besuchen Sie uns im Internet: www.dtv.de

Bücher gegen das Vergessen

Masha Gessen

**Wie meine Grossmütter Hitlers
Krieg und Stalins Frieden
überlebten**

Übers, v. K. Binder und

B. Leineweber

ISBN 978-3-423-34496-8

Verena Moritz

Hannes Leidinger

**Die Nacht des
Kirpitschnikov**

Eine andere Geschichte

des Ersten Weltkrieges

ISBN 978-3-423-34513-2

Vivien J. Kaplan

Von Wien nach Shanghai

Die Flucht einer jüdischen

Familie

Übers, v. S. Hunzinger u.

K. Neff

ISBN 978-3-423-24550-0

Ferdinand Schlingensiepen

**Dietrich Bonhoeffer
1906 – 1945**

Eine Biografie

ISBN 978-3-423-34609-2

Kommandant in Auschwitz

Hg. v. M. Broszat

Autobiographische Aufzeichnungen
des Rudolf Höss

ISBN 978-3-423-30127-5

Fritz Stern

**Fünf Deutschland und ein
Leben**

Erinnerungen

Übers, v. F. Griese

ISBN 978-3-423-34561-3

Christopher Köpper

Bankiers unterm Hakenkreuz

ISBN 978-3-423-34465-4

Überleben im Dritten Reich

Juden im Untergrund und ihre

Helfer

Hg. v. Wolfgang Benz

ISBN 978-3-423-34336-7

Jacques Lusseyran

Das wiedergefundene Licht

Die Lebensgeschichte eines Blinden
im französischen Widerstand

Übers, v. U. Schmalz-Medt

ISBN 978-3-423-30009-4

Edda Ziegler

**Verboten – verfeimt –
vertrieben**

Schriftstellerinnen im Wider-

stand gegen den National-

sozialismus

ISBN 978-3-423-34611-5

Bitte besuchen Sie uns im Internet: www.dtv.de